UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01216000 8

BERT SOMMER

FAMILIENFORSCHUNG
UND
VERERBUNGSLEHRE

ZWEITE AUFLAGE

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

LEIPZIG · 1922
VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

Biol.
S.

FAMILIENFORSCHUNG
UND
VERERBUNGSLEHRE

VON

ROBERT SOMMER
DOKTOR DER MEDIZIN UND PHILOSOPHIE
O. PROF. AN DER UNIVERSITÄT GIESSEN

TORONTO LIBRARY
UNIVERSITY

ZWEITE UMGEARBEITETE UND VERMEHRTE AUFLAGE

MIT 16 ABBILDUNGEN

195213
2.4.25.

1 9 2 2

LEIPZIG · VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1922.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Meiner lieben Frau und Helferin
gewidmet

Germany

Vorwort.

Die entwicklungsgeschichtliche Lehre ist bei der Anwendung auf den Menschen und die menschliche Gesellschaft an einen Punkt gelangt, von dem aus sie ohne Hilfe der Psychologie nicht weiter kommen kann. Sollen die naturwissenschaftlichen Ideen nicht, im Gegensatz zu ihrer ursprünglichen Entstehungsart, lediglich als einseitiges und hemmendes Dogma wirken, so müssen sie bei der Betrachtung menschlicher Verhältnisse durch eine methodische Untersuchung der geistigen Vorgänge ergänzt werden.

Aus dem Bedürfnis, Entwicklungslehre und Psychologie zu diesem Zwecke zu vereinigen, gehen mit Notwendigkeit, je nach der besonderen Form der beiden Teile, eine Reihe von eigenartigen Auffassungen hervor.

Im vorliegenden Buche habe ich versucht, die beobachtende Psychologie, als deren wesentliches Hilfsmittel die experimentelle Untersuchung bestimmter Personen erscheint, mit der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre in engste Berührung zu bringen, um die Vererbungs- und Variationserscheinungen in den menschlichen Familien methodisch zu untersuchen, aus deren Beschaffenheit im letzten Grunde alle Gesellschaftsentwicklung entspringt. Nur aus der Vereinigung entwicklungsgeschichtlicher, psychologischer und soziologischer Untersuchung kann ein richtiger Einblick in die Beziehung der menschlichen Familie zu der Kulturgeschichte gewonnen werden. Diese, für die erste Auflage des Buches aufgestellten Gesichtspunkte sind auch in der vorliegenden zweiten Auflage festgehalten worden. Dabei habe ich die naturwissenschaftlichen Kapitel zusammengefaßt, ergänzt und an den Anfang gestellt, um die allgemeine naturwissenschaftliche Absicht des Buches ganz in den Vordergrund treten zu lassen. Andererseits sind die Beziehungen zur Psychologie und Kulturgeschichte herausgearbeitet. Schließlich habe ich unter dem Eindruck der Zeitgeschichte das deutsche Volk und eine Reihe seiner hervorragenden Vertreter vom Standpunkt der

Familienforschung behandelt. Die Geschichte der Soldan-Familie, die den analytischen Kern der ersten Auflage bildete, ist durch Weglassung der einzelnen Beweisführungen gekürzt, andererseits vom psychologischen und biologischen Gesichtspunkte ergänzt worden. Im gleichen Sinne habe ich am Schluß als weiteres Beispiel meine eigene Abstammung behandelt.

Ich möchte dieses Vorwort mit denselben Worten schließen, wie das zur ersten Auflage: Wenn das Buch bewirkt, daß die Familienforschung, die bisher mehr als Privatsache einzelner Familien erschien, in ihrer grundlegenden Bedeutung für das Studium der kulturgeschichtlichen Entwicklung erkannt und in naturwissenschaftlicher Weise weitergeführt wird, so ist sein wesentlicher Zweck erreicht.

Gießen, 15. Dezember 1921.

Robert Sommer.

Inhaltsangabe.

		Seite
Vorwort		V
1. Kapitel.	Fortpflanzung und Vererbung	1
2. Kapitel.	Die Keimzellen beim Menschen	11
3. Kapitel.	Vererbung, Entwicklung und Züchtung	14
4. Kapitel.	Vererbungsgesetze	25
5. Kapitel.	Die Methoden der Familienforschung	38
6. Kapitel.	Wappenkunde als Teil der genealogischen Zeichenlehre	46
7. Kapitel.	Stammbaum, Ahnen- und Sippschaftstafel	55
8. Kapitel.	Inzucht, Amphimixis und Epimixis	74
9. Kapitel.	Familie und Rasse	81
10. Kapitel.	Körperliche Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre	89
11. Kapitel.	Psychologische Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre	96
12. Kapitel.	Individualpsychologie und Familienforschung	104
13. Kapitel.	Die Familie Soldan	116
14. Kapitel.	Psychopathische Belastung und Degeneration	148
15. Kapitel.	Kriminalität und Vererbung	167
16. Kapitel.	Abstammungs- und Vererbungsideen in der Literatur	175
17. Kapitel.	Familienbewußtsein und Chroniken	181
18. Kapitel.	Regeneration und Adel	190
19. Kapitel.	Rassenhygiene	201
20. Kapitel.	Renaissance und Regeneration	206
21. Kapitel.	Deutsche Geschichte vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre	221
	1. Friedrich der Große S. 227. 2. Goethe S. 249. 3. Blücher S. 254. 4. Bismarck S. 258. 5. Ibsen S. 264. 6. Kaiser Wilhelm II. S. 269. 7. Hindenburg S. 275.	
22. Kapitel.	Meine Abstammung	285

1. Kapitel.

Fortpflanzung und Vererbung.

Der Bestand der Familien beruht in der ganzen Natur, sowohl im Pflanzen- als auch im Tierreich, zu dem wir im weiteren Sinne auch das Menschengeschlecht zählen müssen, auf der Fortpflanzung. Der Name ist aus dem Leben der Pflanzen entnommen und von diesen auf die Tiere übertragen worden. Will man daher den Begriff im ganzen Umfange erfassen, so muß man von einer Untersuchung seines ursprünglichen Sinnes in der Pflanzenwelt ausgehen.

Die Untersuchung der Organismen im pflanzlichen und tierischen Gebiet hat im letzten Grund zu den als Zellen bezeichneten organischen Einheiten geführt, durch deren Weiterentwicklung, Arbeitsteilung und Abscheidung bestimmter Stoffe der ganze Organismus aufgebaut wird. Die Fortpflanzung bei den höheren Tieren, zu denen der Mensch nach seiner ganzen Organisation gehört, beruht auf dem Zusammentreffen von väterlichen und mütterlichen Keimzellen, deren Bildung, Abscheidung und Vereinigung eine Reihe von organischen Einrichtungen und Funktionen des Körpers dienen. Die Vererbungskraft, die wir als kurzen Ausdruck für die Ursache der Vorgänge annehmen, die zur Entstehung neuer, mit den Eltern artgleicher Einzelwesen führen, ist bei dem Menschen ganz in bestimmten Zellen konzentriert. Im übrigen haben die Körperzellen beim Menschen im wesentlichen nur eine auf ihre besondere Art eingestellte Vererbungskraft, indem sie Zellen gleicher Art hervorbringen. Ähnlich liegt es im allgemeinen im höheren Tierreich, in dem eine ausgeprägte Arbeitsteilung und Spezialisierung der Zellfunktionen eingetreten ist.

Dagegen ist bei den Pflanzen die Fähigkeit der Zellen, den Gesamtorganismus der Art nach hervorzubringen, verhältnismäßig noch nicht so stark gesondert, so daß die Fortpflanzung viel mannigfaltigere Formen hat als die Vererbung durch männliche und weibliche Keimzellen. Bei den Pflanzen geschieht das Zusammentreffen von männlichen und weiblichen Samen oft durch Mitwirkung von

tierischen Organismen bei der mechanischen Ermöglichung der Befruchtung. Es gilt dies für viele Blütenpflanzen mit männlichen und weiblichen Samen. Dabei können diese entweder, wie es die Regel bildet, in einer Blüte vereinigt sein, so daß jede Blüte beide zur Fortpflanzung nötigen Keimzellen enthält, oder die Blüten enthalten verschiedene Keimzellen, d. h. entweder weibliche oder männliche. Sitzen diese beiden Blütenarten auf einem pflanzlichen Einzelwesen, so nennt man sie einhäusig, befinden sie sich auf verschiedenen Individuen der gleichen Pflanzenart, so heißen sie zweihäusig. Es liegen hier Abarten der geschlechtlichen Anlage vor, die im Sinne einer weiteren Trennung der männlichen und weiblichen Keimzellen gerichtet sind.

Es ist von unserem Standpunkt wichtig, diese Artenbildung in bezug auf die Frage der Inzucht bei Pflanzen zu betrachten. Wenn in einer Blüte die Eizellen am Boden des Stempels durch die Samenzellen der ihn umgebenden Staubgefäße befruchtet werden, so ist dies im biologischen Sinne eine Inzucht durch Vereinigung von Geschwisterzellen, da die männlichen und weiblichen Zellen der Blüte tatsächlich im menschlichen Sinne Geschwister als Teile der gleichen Blüte sind. Diese strenge Inzucht wird, bei Pflanzen mit Sonderung von männlichen und weiblichen Blüten auf der gleichen Pflanze, gemildert, bei Verteilung derselben auf verschiedene Pflanzenindividuen der gleichen Art noch mehr gemäßigt. Im Grunde ist jedoch in allen diesen Fällen eine Sonderung in männliche und weibliche Samengebilde vorhanden.

Als Gegensatz zu den Blütenpflanzen, die in der Botanik als Phanerogame (sichtbar zeugende) bezeichnet werden, gelten die kryptogamen (verborgen zeugenden) Pflanzen, bei denen die Keimzellen an versteckten Stellen vorhanden sind. Vom Standpunkt der Vererbungslehre liegt jedoch der Unterschied nicht in der Sichtbarkeit oder Verborgenheit der Fortpflanzungsorgane, sondern in der Frage: 1. ob eine Differenzierung in männliche und weibliche Keimzellen vorhanden ist, 2. ob, außer der Vererbung durch bestimmt organisierte Keimzellen, eine Fortpflanzung durch andere Körperzellen zustande kommt. Dies ist bei vielen Pflanzenarten der Fall. Dabei lassen sich folgende Fälle unterscheiden:

1. Aus der Wurzel können Ausläufer kommen, aus denen sich wieder ganze Pflanzen entwickeln, in denen von neuem Samenzellen entstehen. Es ist dies ein deutlicher Beweis der bei den Pflanzenzellen vorhandenen Umwandlungsfähigkeit.

2. Abgeschnittene Blätter oder Stiele können in geeignetem Boden, besonders feuchtem Sand, Wurzeln treiben, so daß eine ganze Pflanze entsteht, die auch Blüten mit Keimzellen bildet. Ebenso kann aus den Blattknospen, die zwischen Stiel und Blatt entstehen, nach Bewurzelung die ganze Pflanze neu gebildet werden, was bei manchen Arten nach Abwerfen der Blätter geschieht.

3. Manche Pflanzenarten, z. B. die Erdbeere, treiben lange Ausläufer, die am Boden entlang wuchern. Dann bilden sich Blätter nach oben und Wurzeln nach unten, die im Boden haften; und nach Absterben des sie mit der Mutterpflanze verbindenden Stieles steht ein neues Individuum mit allen Eigenschaften der sonst aus Samen entstehenden Pflanze da.

4. Bei bestimmten Arten, z. B. der Kartoffel, bilden sich an den Wurzeln Knollen mit sogenannten Augen, die unterirdische Keimzellen darstellen. Aus ihnen gehen nach Stecken der Kartoffel die neuen Pflanzen hervor. Man kann die einzelnen Keimknoten der Kartoffel herausschneiden und gesondert pflanzen, was ich zur Probe getan habe. Es entsteht dann aus jedem Auge eine neue Pflanze, jedoch sind die einzelnen Exemplare sehr schmächtig, weil das Nährmaterial, das sonst in Gestalt der Kartoffel mit in den Boden kommt, beseitigt ist.

Man hat diese Arten von Neubildung im Gegensatz zur Fortpflanzung als vegetative Vermehrung bezeichnet und von der Fortpflanzung getrennt, deren Begriff man auf die Vermehrung durch Keimzellen eingeschränkt hat[1]). Aber diese Unterscheidung hat vom Standpunkt der Vererbungslehre Bedenken, da es sich z. B. bei Vermehrung der Kartoffel durch die Wurzelknollen offenbar auch um Fortpflanzung durch Keimzellen handelt, die nur im Gegensatz zu den Samenzellen der Blüte ungeschlechtlich sind und in Wurzelknollen entstehen. Es ist daher richtiger, zu unterscheiden:

1. Fortpflanzung durch besonders ausgebildete Keimzellen.

2. Vermehrung durch Ergänzung anderer Pflanzenteile zum Ganzen der Pflanze mit allen Eigenschaften der Art.

Bei den Keimzellen handelt es sich um die Unterscheidung, ob sie verschiedene (männliche und weibliche) Formen haben oder ungeschlechtlich sind, wie bei vielen niederen Pflanzenarten.

Wegen der Unmöglichkeit, mit der alten Einteilung in Phanero-

---

[1]) Vgl. A. Hansen, Pflanzenphysiologie, Sammlung Göschen, 1912, S. 136.

gamen und Kryptogamen durchzukommen, hat man[1]) die Pflanzen in besondere Klassen geteilt:

1. Thallophyta, 2. Bryophyta, 3. Pteridophyta, 4. Gymnospermae, 5. Monocotyledones, 6. Dicotyledones. Auch bei dieser Einteilung stehen die Fortpflanzungsvorgänge im Vordergrund. Hansen sagt darüber:

> „Diese Einteilung beruht auf der Verschiedenheit der Fortpflanzungsvorgänge und des aus denselben hervorgehenden Produktes. Der Grund, weshalb man in erster Linie die Fortpflanzungsorgane zur Aufstellung des Systems benutzt, anatomische und morphologische Merkmale anderer Art erst sekundär verwendet, ist der, daß die Fortpflanzungsorgane dem Funktionswechsel nicht unterliegen und daher als sicherere Dokumente der Verwandtschaft gelten dürfen als die Vegetationsorgane."

Diese Begründung ist jedoch nur teilweise und sehr bedingt richtig. Die Untersuchung besonders der niedrigeren Pflanzenarten zeigt eine geradezu wunderbare Mannigfaltigkeit der Fortpflanzungsvorgänge im Hinblick auf die obigen Unterscheidungen. Ich greife aus dem Buch von Hansen „Systematische Übersicht des Pflanzenreiches" folgende Angaben über die Fortpflanzungsverhältnisse heraus.

I. Thallophyten, worunter die Schleimpilze, Spaltpflanzen, Algen, Armleuchterpflanzen und Pilze zusammengefaßt werden. Die Fortpflanzung der Thallophyten ist teils ungeschlechtlich, teils geschlechtlich. Gewöhnlich kommen beide Arten von Fortpflanzung vor. Im einzelnen sind die Fortpflanzungsverhältnisse außerordentlich mannigfaltig. Über die erste Untergruppe, die Schleimpilze, sagt Hansen:

> „Zum Zweck der Fortpflanzung zerfällt das ganze Plasmodium in Sporenbehälter von mannigfacher Gestalt (Sporangien) mit zahlreichen Sporen. Zuweilen enthält das Sporangium neben den Sporen ein Fadengeflecht (Kapillitium), welches bei der Entleerung der Sporen mitwirkt. Diese Sporen entlassen bei der Keimung einen schwärmend oder amöbenartig sich bewegenden Protoplasmakörper. Durch Zusammenfließen zahlreicher solcher Amöben entsteht ein neues Plasmodium."

2. Spaltpflanzen (Schizophyta). Den Namen Spaltpflanzen trägt diese Abteilung, weil die Vermehrung durch eine eigentümliche Teilungsart der Zellen erfolgt. Geschlechtliche Fortpflanzung kommt nicht vor.

---

[1]) A. Hansen, Repetitorium der Botanik, 7. Auflage, Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen 1906. II. Teil: Spezielle Botanik, Einleitung.

3. Algen. „Die Algen pflanzen sich teils ungeschlechtlich durch Schwärmsporen fort oder haben daneben auch noch eine geschlechtliche Fortpflanzung. Die geschlechtliche Fortpflanzung geschieht entweder durch Kopulation von Gameten oder durch Befruchtung von Eizellen durch Spermatozoen.“ Hier treffen wir im Hinblick auf die später zu gebende Darstellung der Mendelschen Lehre und ihre Weiterbildung auf den Begriff der Gameten, der von Hansen in dem Kapitel über die Fortpflanzung l. c. S. 67 gerade im Hinblick auf die Algen genauer erörtert ist. Bei der Wichtigkeit dieser Pflanzenvorgänge für das Verhältnis der Keimzellenentwicklung bei Menschen und Tieren gebe ich hier den betreffenden Abschnitt ausführlich wieder:

„Die Algen pflanzen sich zuweilen viele Generationen ungeschlechtlich durch bewegliche grüne Protoplasmakörper (Schwärmsporen) fort, welche aus den Behältern (Sporangien) heraustreten und nach kurzer Zeit des Bewegungszustandes zu neuen Pflanzen heranwachsen. Zu Zeiten treten auch Sexualorgane auf (Thuret 1853).' Bei vielen Algen bilden sich eiförmige Behälter, Oogonien, mit einer Eizelle und schlauchförmige Antheridien, in denen Spermatozoen entstehen. Zur Zeit der Befruchtung öffnet sich das Oogonium an seinem Scheitel, der Protoplasmakörper rundet sich ab und entläßt einen Tropfen Schleim. Zu gleicher Zeit platzen die Antheridien und entlassen ihre mit zwei Zilien versehenen Spermatozoen, welche in das Oogonium eintreten und das Ei befruchten. Das letztere umgibt sich darauf mit einer festen Haut und keimt nach einer Ruheperiode, welche es durchmacht (Pringsheim 1855). Bei anderen Algen ist die Fortpflanzung im Wesen ebenso, wenn auch die Gestalt der Fortpflanzungsorgane mannigfach verschieden ist. Bei der Algenklasse der Konjugaten findet ebenfalls ein Sexualakt statt, doch sind die beiden Geschlechtszellen von gleicher Größe und Gestalt. Man nennt die verschmelzenden Sexualzellen, wenn sie nicht deutlich als Spermatozoid und Eizelle differenziert sind, Gameten, das entstandene Produkt Zygote. Die Zygote keimt nach einer Ruheperiode.“

4. Pilze. Hansen sagt darüber l. c. S. 95.

„Das Myzelium ist nur der vegetative Teil der Pilze; an demselben entstehen die Fortpflanzungsorgane. Die ungeschlechtlichen Fortpflanzungsorgane (Sporenträger) erheben sich meistens über das Substrat. Es sind einfache oder verzweigte Hyphen, welche, senkrecht aufwärts wachsend, an ihren Enden bei den an der Luft wachsenden Pilzen unbewegliche Reproduktionszellen (Konidien) erzeugen. Die Konidien werden entweder einfach abgeschnürt (z. B. bei Penizillium, Aspergillus u. a.) oder entstehen in großer Anzahl innerhalb einer kugelförmigen großen Endzelle (Sporangium) des Sporenträgers (bei den Mucorineen). Bei den im Wasser lebenden Phykomyzeten entstehen in den Sporangien bewegliche Schwärmsporen.

Eine geschlechtliche Fortpflanzung ist nur bei einigen Abteilungen der Pilze mit Sicherheit nachgewiesen. Bei den Phykomyzeten geschieht sie entweder dadurch, daß Oogonien durch Antheridien ähnlich wie bei den Algen befruchtet werden oder daß besonders organisierte Myzeliumzweige miteinander verschmelzen, worauf dann durch Querwände eine Kopulationszelle abgegrenzt wird, welche zu einer Spore (Zygospore) heranwächst. Diese keimt nach einer Ruheperiode und erzeugt wieder einen Fruchtträger. Auch bei einigen höheren Pilzen ist eine geschlechtliche Fortpflanzung noch nachzuweisen. Bei anderen sind die Sexualorgane reduziert, bei den meisten ist eine Sexualität ganz verschwunden. Diese bilden nur Sporangien oder Konidienträger, deren Form jedoch erheblich von den gleichen Organen bei den niederen Pilzen abweicht."

II. Moose (Bryophyta). Hansen S. 108.

„Sie besitzen einen scharf ausgeprägten Generationswechsel, d. h. ihr Lebensgang zerfällt in zwei Generationen. Bei der Keimung einer aus der reifen Mooskapsel entnommenen Spore entsteht gewöhnlich nicht unmittelbar eine neue Moospflanze, sondern zunächst ein meist fadenförmiger, algenähnlicher, grüner Vorkeim (Protonema), an welchem erst die Knospen der Moosstengel entstehen."

III. Gefäßkryptogamen. Pteridophyta, zu denen die Farnkräuter und Schachtelhalme gehören. Hansen S. 112.

„Die Pteridophyten besitzen wie die Moose einen charakteristischen Generationswechsel. Aus den Sporen, welche ungeschlechtlich an Blättern in Sporangien oder in fruchtähnlichen Organen entstehen, geht ein kleiner, grüner, lebermoosähnlicher, rhizoidenbildender Vorkeim (Prothallium) hervor, an welchem die Sexualorgane, Archegonien und Antheridien entstehen (erste Generation). Aus der befruchteten Eizelle entsteht durch Zellteilung ein mehrzelliger Embryo, der später zu einer mit Blättern und Wurzeln versehenen Pflanze (dem Farnkraut, dem Schachtelhalm usw.) heranwächst, welche wieder Sporangien mit ungeschlechtlichen Sporen bildet (zweite Generation). Im Gegensatz zu den Moosen ist also bei den Pteridophyten gerade die ungeschlechtliche Generation vegetativ sehr vollkommen entwickelt."

Wir sehen also bei diesen drei Gruppen der Kryptogamen einen geradezu wunderbaren Reichtum von Formen der Fortpflanzung, und es fragt sich, was dieses oft gleichzeitig oder periodisch vorhandene Auftreten von ungeschlechtlichen und geschlechtlichen Fortpflanzungen im Grunde bedeutet. Hansen[1]), der im Zusammenhang seiner Beschäftigung mit Goethe zu naturphilosophischen Fragestellungen neigt, sagt darüber folgendes:

„Eine klare Antwort läßt sich nicht geben. Tatsache ist, daß durch Vereinigung von zwei Keimzellen Eigenschaften verschiedener Individuen durch Übertragung vereinigt werden können. Auch bei den Kryptogamen

[1]) A. Hansen, Die Pflanze, Sammlung Göschen, 1914. S. 96.

findet vielfach eine Kreuzung statt, die bei den höheren Pflanzen ganz allgemeine Regel wird. Nach Ansicht mancher Forscher führt diese zu einem periodischen Ausgleich der Arteigenschaften und verhindert eine Variation ins Ungemessene. Nach anderer Ansicht sollen dagegen vorwiegend neue Arteigenschaften durch die Befruchtung zustande kommen, doch könnte das wohl vorwiegend bei der Befruchtung verschiedener Arten, bei der Bastardbildung, möglich werden. Anschaulich ist der Ausgleich der Eigenschaften bei den Diatomeen, wo durch fortgesetzte Teilung die Individuen immer kleiner und kleiner werden, während der Sexualakt wieder zur Entstehung größerer Individuen führt. Daß bei der Befruchtung neue Eigenschaften auftreten können, ergeben die Tatsachen der Pflanzenzüchtung. Es kommt vielleicht noch hinzu, daß das Produkt der Sexualität meist ein Gebilde ist, welches eine längere Dauer ohne Schaden ertragen kann, da die Dauersporen und Samen längere Zeit ruhen können, ohne ihre Entwicklungsfähigkeit einzubüßen, während ungeschlechtliche Keimzellen oder vegetative Vermehrungsorgane sich sogleich weiter entwickeln müssen.

Die sexuelle Fortpflanzung ist sicher erst später im Pflanzenreich entstanden wie die ungeschlechtliche. Denn auf niederster Stufe des Pflanzenreichs finden wir jene noch nicht. Als Anfang der Sexualität betrachtet man gewöhnlich die Paarung der schwärmenden Gameten bei den Algen, aber über die einstmalige Entwicklung dieses Vorganges kann man sich keine klare Vorstellung machen."

Vom Standpunkt der Vererbungslehre ist es wahrscheinlich, daß die sexuelle Form der Fortpflanzung im Grunde darauf hinausläuft, daß durch das Zusammentreffen der beiden Samenzellen ein Wachstumsreiz gegeben wird. Von Wichtigkeit ist dabei die schon im Pflanzenreich hervortretende Gestaltverschiedenheit der männlichen und weiblichen Keimzellen, die im Tierreich, z. B. beim Menschen, in ausgeprägter Weise vorhanden ist. In bezug auf die Pflanzenzellen sagt Hansen („Die Pflanze" S. 95):

„In der Regel ist die weibliche Zelle, die Eizelle, substanzreicher und größer, während die männliche Zelle ein kleineres, oft sehr kleines Protoplasmakörperchen darstellt. So sind die männlichen Keimzellen bei Fucus serratus 30 000—60 000 mal an Masse geringer als die weiblichen Keimzellen. Dabei sind aber beide noch sehr klein, die Spermatozoiden 5 μ (d. h. tausendstel Millimeter) lang, das Ei 80—100 μ dick."

Auf die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Keimzellen werden wir später eingehen.

Vom Standpunkt einer Naturbetrachtung, die über die Feststellung des rein Mechanischen in der Natur hinausgeht, erscheinen die Fortpflanzungsvorgänge, sowohl die Entstehung eines neuen Individuums aus Keimzellen wie die vegetative Vermehrung durch Ergänzung von Pflanzenteilen zu einer ganzen Pflanze mit allen

Eigenschaften, außerordentlich wunderbar. In dem Samenkorn stecken latente Energien, die unter bestimmten Bedingungen zur Wiederholung der Pflanze mit den Eigenschaften der Familie führen. Der Samen kann lange Zeit in Ruhe bleiben, und doch treibt später die Pflanze wieder aus ihm hervor.

Es ist verständlich, daß dieser Vorgang vom naturphilosophischen Standpunkt zu Theorien geführt hat, die besonders an die Lehre vom Gedächtnis anknüpfen. Man verglich die Entstehung der neuen Pflanze aus dem Samenkorn mit einem Wachwerden von Erinnerungen, wie wir dies bei dem menschlichen Gedächtnis beobachten. Das Gedächtnis, die Mneme, wurde von Semon als Grundeigenschaft des organischen Lebens definiert, und auf dem Boden dieser Lehre erschien dann die Wiederholung der elterlichen Art bei der aus dem Keim erwachsenen Pflanze erklärt. Bei dieser naturphilosophischen Deutung wird jedoch gerade ein wesentlicher Teil der Vorgänge ausgeschaltet. Bei der Erklärung des Wachstums einer Pflanze aus dem Samen kommt man zu dem Begriff der von außen herankommenden Reize, welche die Entwicklung der Keimzellen in Gang bringen. Diese vermehren sich jedoch in einer durch ihre besondere Natur determinierten Weise, wandeln sich zum Teil in ebenso bestimmter Richtung um, so daß sie zum Aufbau bestimmter Teilorgane der Pflanze dienen können. Wir treffen also bei der Entwicklung immer auf zwei Elemente, 1. den Entwicklungsreiz, der bei den Samen der Pflanze immer durch Feuchtigkeit, bzw. durch die im Wasser gelösten chemischen Substanzen, gegeben wird, 2. auf eine Zellentwicklung und Vermehrung in ganz bestimmter, durch die Natur der Keimzellen gegebener Richtung. Diese beiden Grundbegriffe gelten in gleicher Weise auch für das Tierreich. Für das Verhältnis vieler Erscheinungen bei der menschlichen Vererbung ist die Vorstellung notwendig, daß die väterlichen und mütterlichen Keimzellen sich gegenseitig zur Entwicklung anregen. Man ist zunächst geneigt, diese Vorstellung in bezug auf das Verhalten der väterlichen zur mütterlichen Keimzelle anzunehmen, wobei die relativen Verhältnisse der Größe und des Baues in Betracht zu kommen scheinen. In Wirklichkeit lassen sich jedoch die Vererbungserscheinungen, die sich auf beide Eltern beziehen, gar nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß umgekehrt auch die weibliche Keimzelle nach dem Zusammentreffen mit der männlichen diese zur Entwicklung anregt, so daß ihre bis dahin latenten

Kräfte in Gestalt von Zellvermehrung in bestimmter und genau determinierter Richtung zur Wirkung kommen. Die Betrachtung der Fortpflanzungsverhältnisse in dem eigentlichen Gebiet, aus welchem der Name stammt, ist also von größter Bedeutung für das Verständnis der Keimverhältnisse bei der tierischen und menschlichen Entwicklung. Auch eine Reihe von eigenartigen experimentellen Erfahrungen über die ungeschlechtliche Entwicklung von Keimzellen bei Tieren findet dadurch ihre Erklärung. Es hat sich herausgestellt, daß bestimmte chemische Reize unbefruchtete Keimzellen zur Entwicklung bis zum gewissen Grade anregen können, so daß dadurch die geschlechtliche Kopulation bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden kann. Es handelt sich besonders um die wichtigen Studien von Löb. Aber diese ungeschlechtliche Entwicklung einer mütterlichen Keimzelle, die man als Parthenogenesis bezeichnen kann, spielt praktisch für die Fortpflanzung eine geringe Rolle, gewährt jedoch einen ausgezeichneten Einblick in die Vorgänge bei der Entwicklung der Keimzellen. In der Natur kommt sie bei manchen Arten, z. B. den Bienen, als Parthenogenesis tatsächlich vor, worauf ich später eingehen werde.

Sehr wichtig erscheinen vom Standpunkt der Vererbungslehre die Erscheinungen bei der Züchtung und Veredelung von Pflanzen. Es gelingt den Pflanzenzüchtern durch Kreuzung und Veränderung der Ernährungsbedingungen, d. h. durch endogene und exogene Momente, wildwachsende Arten in bestimmter Richtung zu verändern, so daß sie im Hinblick auf bestimmte menschliche Neigungen und Bedürfnisse als veredelt gelten. Dies kann sich z. B. auf die Größe und Form der Pflanze, auf die Blütenblätterfarbe oder auf die Ausbildung des Fruchtknotens beziehen.

Letzteres kommt besonders bei den Obstsorten in Betracht. Werden solche gezüchtete Arten durch Ableger, d. h. vegetative Fortpflanzung, vermehrt, so erhalten sich zunächst die gezüchteten Eigenschaften, diese sind also insofern erblich. Läßt man jedoch die gezüchteten Arten aus den Blüten Samen bilden, und entwickelt man aus diesen neue Pflanzen, so zeigt sich z. B. bei den Obstsorten ein Rückschlag auf die Stammform: Während also die neuen Eigenschaften sich bei vegetativer Fortpflanzung als erblich erweisen, zeigt sich, daß sie in den Samenzellen noch nicht vertreten sind und aus diesen nicht zur Entfaltung kommen können.

Diese Erscheinungen sind grundsätzlich wichtig. Die vegetative Fortpflanzung wiederholt die neu erworbenen Eigenschaften, während

die Samenzellen davon unberührt bleiben. Ferner sieht man, daß die durch vegetative Fortpflanzung wiederholten gezüchteten Eigenschaften allmählich degenerieren, so daß die Zuchtprodukte schließlich aussterben. Die geschlechtlich differenzierten Samen haben im Gegensatz hierzu eine viel größere Konstanz der Vererbung und verändern sich nicht entsprechend den raschen durch Züchtung hervorgerufenen neuen Eigenschaften. Gelänge es, die Samenzellen von gezüchteten Arten parallel der Veränderung der äußeren Eigenschaften umzuwandeln, so daß letztere auch bei geschlechtlicher Fortpflanzung hervortreten würden, so wäre dies eine für die Pflanzenzüchtung außerordentlich wichtige biologische Erfindung.

Eine Abart der vegetativen Fortpflanzung bildet das Pfropfen oder Okulieren, wobei ebenfalls die eben entwickelten Beziehungen in Betracht kommen. Auf die Technik des Verfahrens kann ich hier nicht eingehen. Jedenfalls bewahrt ein auf einen Wildling z. B. bei einem Baumstamm aufgesetztes Edelauge oder Reis zunächst die Eigenschaften der gezüchteten Mutterpflanze, so daß also der Wildling veredelt erscheint. Dies beruht auf der Grundlage des Baues der Pflanzen aus Zellen, die sich nur ihrer angeborenen Natur nach entwickeln können[1]). Der Wildling bildet mit Stamm und Wurzel den Träger der höher gezüchteten Art, der er bei seinem kräftigen Bau reichlich Säfte aus der Wurzel zuführt.

Dieser Vorgang ist bei vielen menschlichen Vererbungserscheinungen im Gebiet der Genialität von vorbildlicher Beschaffenheit, z. B. erinnern die Genies, deren väterliches Geschlecht als kräftiger Wildling erscheint, auf welches ein weibliches Reis aus geistig hoch entwickelter Familie übertragen ist, sehr an den geschilderten Naturvorgang.

Es fragt sich allerdings bei der Pfropfung, ob nicht doch bis zu gewissem Grade eine wechselseitige Beeinflussung des Trägers und des Edelreises stattfindet. Daß letzteres von dem Träger Säfte bezieht, ist physiologisch sicher, da es sonst absterben würde, wie es bei mangelhafter Pfropfung tatsächlich geschehen kann. Aber man muß fragen, ob nicht auch der Träger durch das Edelreis beeinflußt wird. Es sollen in der Pflanzenzüchtung Beobachtungen gemacht sein, welche mindestens in seltenen Fällen und bei bestimmten Arten

---

[1]) Vgl. u. a. die Notiz über Veredelung und Vererbung von J. Kinkele in der Gartenwelt vom 19. August 1921.

eine solche rückwärtige Beeinflussung des Trägers von dem Pfropfreis aus beweisen. Es handelt sich um die mir von einem Pflanzenzüchter gemachte Angabe, daß bei einer bestimmten Art nach einer Pfropfung mit einem Edelreis unterhalb der Pfropfstelle Triebe entstanden sind, die eine Kombination von Eigenschaften des Trägers und des Pfropfreises aufwiesen. Ob dies sicher ist, bleibt dahingestellt. Das Wesentliche für die allgemeine Vererbungslehre besteht vorläufig in folgenden Punkten:

1. Daß das Pfropfreis ebenso wie sonstige Ableger die Eigenschaften der gezüchteten Art zeigt, also diese bei vegetativer Fortpflanzung vererbt werden;

2. daß die gezüchteten Arten bei Fortpflanzung durch Samen auf die Urform zurückschlagen, daß also der Same die gezüchteten Eigenschaften nicht vererbt.

Jedenfalls sind die Erscheinungen bei der Züchtung von Pflanzenarten von größtem Interesse für die allgemeine Vererbungslehre auch im Hinblick auf die Familienforschung beim Menschen.

---

2. Kapitel.

Die Keimzellen beim Menschen.

Eine umfassende Darstellung der Fortpflanzungsverhältnisse in der Gesamtheit der Tierarten würde den Rahmen dieses Buches völlig übersteigen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, im Hinblick auf die allgemeinen Verhältnisse der Fortpflanzung die menschlichen Keimzellen zu behandeln. Ich halte mich dabei, was die Darstellung der objektiven Vorgänge betrifft, im wesentlichen an das Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte von Bonnet und füge eine Anzahl von Betrachtungen, die für die Vererbungslehre wichtig sind, bei.

Man braucht hierbei zunächst einen Ausdruck, der die Geschlechts- oder Fortpflanzungszellen im allgemeinen bezeichnet ohne Rücksicht darauf, in welchem Stadium der Entwicklung sie sich befinden, und hat hierzu den Ausdruck Gonozyten verwendet. Es muß dabei zwischen dem ursprünglichen Zustand und der fertigen Form der Geschlechtszellen scharf unterschieden werden. Ursprünglich bestehen die väterlichen Samen- und mütterlichen Eizellen aus gleich großen Kugelzellen, die sich jedoch nach

eigenartiger Entwicklung im fertigen Zustand außerordentlich unterscheiden. Sehr wesentlich ist, daß die Größe der Eizelle, d. h. der mütterlichen Geschlechtszelle, durch Anhäufung von Nährmaterial, das die Reserve für den sich später entwickelnden Embryo darstellt, stark zunimmt, wobei sich die Beweglichkeit vermindert. Im Gegensatz hierzu wandeln sich die väterlichen Keimzellen immer mehr, unter Umbildung ihrer Bestandteile, in bewegliche, mit einem Schwanz versehene sogenannte Geißelzellen um, deren Form ihrer ersten Aufgabe, die Eizelle zu erreichen und in sie einzudringen, in ganz überraschender Weise angepaßt ist. Von größter Wichtigkeit ist, daß beide Formen von Geschlechtszellen, auch die männlichen, trotz ihrer außerordentlich starken Umbildung die wesentlichen Zellbestandteile erkennen lassen, nämlich 1. das Plasma mit den Plastosomen, 2. den sogenannten Sphärenapparat mit seinen zentralen Bildungen, 3. den Kern mit seinen Bestandteilen, 4. die Zellmembran.

Die Lagerung und Entwicklung der Geschlechtszellen bei den Wirbeltieren, als deren höchste Gruppe das Menschengeschlecht erscheint, geschieht in bestimmten Organen, den Keimstöcken oder Geschlechtsdrüsen, und zwar die der Samenzellen im Hoden oder Spermarium, die der Eizellen im Eierstock oder Ovarium. Die Ausgangsformen der Samen- und Eizellen, Urgeschlechtszellen genannt, liegen an der Oberfläche der Keimstockanlagen, wobei die Urgeschlechtszellen beider Geschlechter ursprünglich sehr ähnlich sind. Bei dem ersten Grad der Differenzierung unterscheidet man die Ursamenzellen und die Ureizellen. In den Keimstöcken vermehren sich die Ursamen- und Ureizellen durch wiederholte Teilungen und heißen dann im Hoden Spermiogonien, im Eierstock Oogonien. Die weitere Entwicklung führt zu den Spermiozyten und Oozyten erster und zweiter Ordnung.

Hierbei macht sich eine für die Entwicklungsmechanik außerordentlich wichtige zahlenmäßige Beziehung und Differenzierung der Teilungsprodukte bemerklich. Die Spermiozyten erster Ordnung teilen sich zuerst in zwei Spermiozyten zweiter Ordnung, von denen jede durch Neuteilung wieder je zwei Samenzellen oder Spermiden hervorbringt. Die Spermiden bilden sich dann zu einer reifen Samenzelle (Spermium) um.

Bei der Teilung der Oozyten erster Ordnung kommen jedoch nicht gleich große Teilstücke wie bei den Spermiden hervor, sondern ein Oozyt zweiter Ordnung (Voreizelle) und eine wesentlich kleinere

erste Polzelle (Polozyt). Hier setzt also die fortschreitende Differenzierung der männlichen und weiblichen Geschlechtszellen ein. Indem sich von der Voreizelle wiederum eine zweite nicht mehr teilende Polzelle abschnürt und die erste Polzelle sich nachträglich abermals in zwei Zellen teilt, entsteht aus dem Oozyt erster Ordnung ein Reifei oder Ovium und drei durch Abschnürungen entstandene Polzellen, die zugrunde gehen. Es werden also bei der Teilung je drei Zellen der Oozyten erster Ordnung ausgeschaltet unter stärkerer Ausbildung der übrig bleibenden Reifeizelle. Im Gegensatz hierzu sind aus dem Spermiozyt erster Ordnung vier gleich große Spermiden und aus diesen vier reife Samenzellen entstanden. Der Sinn dieser Einrichtung scheint in der stärkeren Ausstattung der Reifeizellen mit Reservestoffen zu liegen.

Bei der fortschreitenden Teilung der Urgeschlechtszellen tritt in bezug auf die Zahl der Chromosomen (von Chromos = Farbe und Soma = Körper, d. h. also färbbare Körperchen) eine wichtige Änderung bei dem Übergang von Spermiozyten und Oozyten erster Ordnung zu denen zweiter Ordnung auf. Bei der Zellteilung tritt in der Regel eine Längsspaltung der Chromosomen ein, so daß die Spermiozyten zweiter Ordnung ebenso viele Chromosomen enthalten wie eine Körperzelle. Im Gegensatz hierzu bleibt bei Teilung der Oozyten und Spermiozyten zweiter Ordnung die sonst vorhandene Längsteilung der Chromosomen aus, so daß die hierbei durch Teilung entstandenen Spermatiden sowie das Ovium und die zweite Polzelle nur halb soviel Chromosomen enthalten wie die Körperzelle. Die Längsspaltung der Chromosomen wird als Äquationsteilung bezeichnet, das Ausbleiben der Längsspaltung als Reduktionsteilung. Das für die Vererbungslehre Wesentliche an diesem Vorgang besteht darin, daß jedes Spermium, das auf ein Reifei trifft, ebenso wie dieses nur die Hälfte der für die Körperzahl des Individuums typischen Chromosomenzahl enthält. Andererseits wird durch die Vereinigung von männlichen und weiblichen Keimzellen im fertigen Zustand des Spermiums und Oviums die für die Körperzellen des Individuums typische und notwendige Chromosomenzahl geliefert. In diesem eigenartigen Vorgang, der bei dem Übergang der Oozyten und Spermiozyten zweiter Ordnung zu den Spermiden und Reifeizellen geschieht, liegt einer der wichtigsten Vorgänge in der Entwicklungsmechanik, der für die Vererbung von größter Bedeutung ist.

Die weitere Umbildung der Spermiden zu einer reifen Samenzelle ist so verwickelt, daß ich hier nur das wesentliche Endresultat wiedergeben kann. An der ausgebildeten männlichen Samenzelle (Spermium) unterscheidet man einen Kopf, Hals, Verbindungsstück mit Spiralfaden, Schlußring und Schwanz. Alle diese Teile haben bestimmte entwicklungsgeschichtliche Beziehungen zu den Grundbestandteilen der Zellen, die als vorläufiges Endprodukt der Kernteilung in Gestalt der Spermiden gegeben waren. Die Bauart des Spermiums ist insofern höchst merkwürdig, als dadurch ein selbständiges Lebewesen mit aktiver Beweglichkeit gegeben ist. Diese Form und Funktion ist jedoch zunächst lediglich der ersten Aufgabe angepaßt, die Eizelle in den weiblichen Genitalorganen aufzusuchen und in sie einzudringen.

Für die Vererbungslehre ist jedoch nicht diese vorläufige Form und Funktion, sondern die Tatsache das wesentliche, daß jedes Spermium trotz seiner scheinbar außerordentlichen Verschiedenheit von der Form der Ursamenzellen alle auch in den Körperzellen vorhandenen wichtigen Zellorgane enthält. Die Form des Spermiums bildet eine Art Verkleidung, hinter welcher die eigentliche männliche Keimzelle steckt, die sich nach dem Eindringen in die Eizelle mit dieser verbindet, so daß die weitere embryonale Entwicklung angeregt wird. Auf diese kann ich hier nicht eingehen.

Für die Vererbungslehre wesentlich sind folgende Momente:
1. Jedes Individuum, gleichgültig, ob es in seiner persönlichen Beschaffenheit weiblich oder männlich ist, geht bei dem Menschengeschlecht aus dem Zusammentreffen einer weiblichen und männlichen Keimzelle mit halber Chromosomenzahl hervor, so daß erst nach der Vereinigung die volle Chromosomenzahl einer menschlichen Körperzelle vorhanden ist.

2. Sämtliche endogene Eigenschaften eines Individuums haben ihre letzte Ursache in der Beschaffenheit der bei der Zeugung zusammentreffenden Keimzellen, ohne im morphologischen Sinne präformiert zu sein.

---

3. Kapitel.

Vererbung, Entwicklung und Züchtung.

Alle Vererbung und Entwicklung beruht auf der Beschaffenheit der Keimzellen, deren Entdeckung von weittragendster Bedeutung

für die naturwissenschaftliche Auffassung des Lebens geworden ist. Der Begriff der Entwicklung ist entstanden, indem man die ungeheuere Summe von organischen Formationen, die aus dem Zusammentreffen von männlicher und weiblicher Keimzelle im individuellen Leben entstehen, gewissermaßen als Herausentwicklung von Elementen auffaßte, die in den Keimzellen latent und potentiell vorhanden sind. Es steckt in dem Begriff der Gedanke, daß aus einer Keimanlage nicht beliebige Formen entstehen können, sondern nur solche, die in der Keimzelle vorgebildet sind.

Die Schwierigkeiten, die für jeden bei unbefangener Betrachtung entstehen, wenn er versucht, sich dies vorzustellen, sind durch Theorien der mannigfachsten Art verdeckt worden, die alle darauf hinauslaufen, die natürliche Tatsache der Entwicklung aus den Keimzellen assoziativ mit Vorstellungen zu verknüpfen, die dem naiven Denken als Erklärung erscheinen.

Von allen Theorien darüber trifft nur eine den wesentlichen Kern der Erscheinung, nämlich die, welche die Vererbung als eine Form des Gedächtnisses auffaßt, obgleich auch diese nur ausreicht, wenn man von den uns durch Selbstwahrnehmung bekannten Formen des Gedächtnisses ganz abstrahiert und dieses als eine Grundeigenschaft der organischen Welt auffaßt. Man kann jedoch auch dieses Erklärungsprinzip lediglich als eine Denkmethode auffassen, um die natürliche Tatsache dem Verstande scheinbar begreiflich zu machen, und kann unter Ausschaltung derselben einfach sagen: Die Entwicklung aus dem Keimplasma ist derart, daß als Endprodukt ein der Ahnenreihe entsprechendes Wesen zustande kommt.

Für unsere Aufgabe ist von Interesse, einen Blick auf die Vererbung und Züchtung von Arten bei Pflanzen und Tieren zu werfen. Es gibt in diesem Gebiete eine Anzahl von trivial gewordenen Wahrheiten, die doch von vielen nicht in ihrer ganzen Tragweite aufgefaßt werden. Als selbstverständlich erscheint der Satz, daß die Abkömmlinge einer Art immer derselben Art angehören. Neben diesem Grundprinzip der Fortpflanzung zeigen sich nun aber bei genauerer Beobachtung eine Reihe von Erscheinungen, die in einem gewissen Gegensatze zu dieser Konstanz Änderungen (Variationen) zunächst als individuelle Abarten aufweisen. Die Erscheinung der Variation ist aber durchaus nicht bei allen Arten gleichstark ausgebildet, sondern manche zeigen eine außerordentliche Hartnäckigkeit in der Bewahrung von Eigenschaften, während

eine andere Art sozusagen radiäre Streuungen vom Grundtypus aus aufweist.

Es besteht vielfach die Neigung, die Variation lediglich als eine Folge äußerer Bedingungen, besonders der Ernährungsverhältnisse, aufzufassen, wofür sich besonders im Pflanzenreich leicht eine Menge von Beispielen beibringen lassen, jedoch erscheint es bei unbefangener Betrachtung zweifellos, daß viele Arten auch ohne dieses Moment aus inneren Ursachen Variationen zeigen. Die Variation ist, abgesehen von den äußeren Momenten, eine immanente Eigenschaft der Arten, die bei den einzelnen mehr oder weniger stark ist. Um beide Momente, nämlich einerseits die Veränderlichkeit der Arten, andererseits die inneren Ursachen vieler Variationen, gleichmäßig hervorzuheben, sprechen wir von endogener Variation.

Dieser Begriff ist von grundlegender Bedeutung, um sich in den entwicklungsgeschichtlichen Streitigkeiten, die sich an die Namen Darwin, Häckel, Weismann u. a. knüpfen, zurechtzufinden und die Tatsachen der Vererbung und individuellen Beanlagung im Gebiet der normalen und pathologischen Psychologie zu begreifen.

Die Abarten, die bei der endogenen Variation entstehen, können nun vor allem vom Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit in bezug auf die Lebensbedingungen betrachtet werden. Sind diese für ganze Reihen von Generationen im wesentlichen gleich, so ist eine weitgehende Variation für die Erhaltung der Art nicht nötig, vielmehr in vielen Fällen schädlich, weil die für die besonderen Lebensbedingungen geeigneten Organe in einer für dieselben zum Teil weniger zweckmäßigen Weise variieren. Bei gleichbleibenden Lebensbedingungen ist also möglichste Konstanz bei den für dieselben zweckmäßig organisierten Arten die beste Voraussetzung zu deren unverändertem Bestehen. Ganz anders, wenn die äußeren Lebensbedingungen einer Art aus irgend welchen Ursachen in beträchtlichem Grade wechseln. In diesem Falle kann eine Art, die bei der Fortpflanzung ihre Eigenschaften unverändert festhält, durch die allmähliche Vernichtung der einzelnen Individuen infolge der zu ihrem Fortkommen nicht mehr passenden Lebensbedingungen allmählich zugrunde gehen. Im Pflanzen- und Tierreich hat diese Veränderung der äußeren, besonders klimatischen Bedingungen nachweislich zum Aussterben vieler Arten an bestimmten Stellen der Erde geführt. Es sei nur an das Zugrundegehen der Urwaldflora und Fauna im Norden Europas in der Eiszeit erinnert.

Ein sehr wesentliches Moment bei der Veränderung der äußeren Umstände ist das Auftreten von feindlichen Arten, denen die einheimischen nicht gewachsen sind, so daß sie ausgerottet werden. Die Vernichtung von Tierarten an bestimmten Orten, denen sie im übrigen völlig angepaßt waren, durch beutegierige Menschen, sowie von Menschenrassen durch andere, die mit überlegenen Gewaltmitteln hereinbrechen, ist eine oft beobachtete Erscheinung. Auch für diese Fälle gilt der Satz, daß die an ein bestimmtes Milieu angepaßte Art sich in den veränderten Bedingungen desto schlechter hält, je konstanter ihre Organisation ist, je weniger diese also endogene Variationen aufweist, die eine Anpassung an die veränderten Umstände ermöglichen. Es ergibt sich daraus der sehr wichtige Satz: Die Anpassungsfähigkeit einer Art ist desto größer, je größer die endogene Variation ist.

Treten innerhalb einer Art eine große Zahl von Variationen auf, so ist bei Veränderung der äußeren Bedingungen, denen ein Teil der Art zum Opfer fällt, stets wenigstens eine Anzahl von Individuen vorhanden, die dem neuen Milieu angepaßt sind und die Erhaltung der modifizierten Art in diesem ermöglichen.

Die Züchtung von Pflanzen- und Tierarten beruht nun im wesentlichen auf einer absichtlichen Benutzung der endogenen und durch äußere Momente begünstigten Variation in der Richtung, daß Individuen mit einer bestimmten, für menschliche Zwecke geeigneten Beschaffenheit ausgelesen und durch Fortpflanzung unter bestimmten Ernährungsbedingungen, sowie bei Tieren durch Kreuzung mit möglichst gleichartigen Individuen, zu einem besonderen Schlage entwickelt werden. Der Züchter verwendet also in geschickter Weise die beiden Tatsachen der Vererbung und Variation in einer durch menschliche Zwecke bestimmten Richtung; niemals aber kann ein Züchter eine Abart hervorbringen, die nicht potentiell in der ursprünglichen Art selbst begründet und durch Variation derselben ermöglicht wäre.

Als Beispiele weise ich auf die verschiedenen Rinder- und Pferdeschläge hin, die von Menschen aus Zweckmäßigkeitsgründen gezüchtet worden sind. Allerdings kann sich ein solcher Typus durch andauernde Auslese von Tieren mit ähnlichen Eigenschaften so befestigen, daß er auch bei den Nachkommen immer zahlreicher wird. Immerhin lassen sich auch bei scheinbar gefestigten Schlägen die Tatsachen der endogenen Variation deutlich erkennen und erscheinen alsdann häufig als Rückschläge auf früher dem Stamme beigemischte

Arten. Die endogene Variation tritt also häufig hervor als Rückschlag auf frühere Formen der Art, so daß experimentell durch Kreuzung solcher Tierindividuen auch rückwärts im Sinne der ursprünglichen Art gezüchtet werden könnte.

Jedenfalls ist die endogene Variation der Arten die wesentliche Voraussetzung zur Anpassung der Arten an veränderte Lebensbedingungen. Diese ist demnach entwicklungsgeschichtlich im wesentlichen eine passive, indem bei Veränderung der äußeren Bedingungen diejenigen Abarten, die für diese nicht geeignet sind, vernichtet werden und nur das von Natur für dieselben Brauchbare leben bleibt. Durch die Vernichtung des von Natur nicht den veränderten äußeren Bedingungen Angepaßten entstehen als Endresultat die scheinbar wunderbaren Erscheinungen in der Natur, daß eine Art in Form und Farbe durchaus der Umgebung entspricht und dadurch vor Wahrnehmung und Angriff durch feindliche Individuen bzw. Arten sehr geschützt ist. Es sind dies die sogenannten Mimikryerscheinungen, die eine passive Anpassung der Art an die Umgebung bedeuten. Dieses Moment ist besonders von Darwin in das Bewußtsein erhoben und zur Erklärung der Zweckmäßigkeit in der Natur verwendet worden. Diese Beweisführung ging ursprünglich in durchaus richtiger Weise gegen die leichtfertige Annahme von zweckmäßigen Absichten in der Natur, wie sie in der alten Teleologie Sitte war, und wird als bahnbrechende naturwissenschaftliche Feststellung Geltung behalten. Diese ist jedoch insofern einseitig, als dabei lediglich das äußere Moment der passiven Anpassung betont wird.

Wenn wir unter voller Annahme dieses Erklärungsprinzips die Frage aufstellen, ob dasselbe für alle Erscheinungen der Vererbung und Artenbildung ausreicht, so ist zu sagen, daß die Tatsachen der endogenen Variation viel mehr umfassen, als was durch den Begriff der Auslese und passiven Anpassung an äußere Momente hervorgehoben wird. Viele Variationen einer Art sind an sich durchaus nicht zweckmäßig, und doch werden sie nicht von seiten der Umgebung vernichtet. Nur wenn bei der Variation eine Abart entsteht, deren Eigenschaften unter den gegebenen Bedingungen für die Erhaltung des Individuums direkt schädlich sind, wird dieses und dementsprechend diese Abart verkümmern. Es geht daraus hervor, daß durchaus nicht alle Eigenschaften der vorhandenen Arten an sich zweckmäßig sein müssen, daß vielmehr bei der endogenen Variation auch Umformungen in ver-

schiedenster Richtung entstehen, die mit der Frage der Zweckmäßigkeit nichts zu tun haben.

Die Einsicht in diese Tatsache ist für das Verständnis der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft von größter Bedeutung, da hier bei der endogenen Variation der Arten öfter Individuen entstehen, die ihrer eigenen Zeit in vielen Beziehungen nicht angepaßt sind, jedoch durch die Kraft ihrer Gedanken die Menschen so beeinflussen, daß sich eine Veränderung des Milieus vollzieht, das seinerseits wieder züchtend in bestimmter Richtung einwirken kann. In der menschlichen Gesellschaft ist gerade durch die endogene Variation die Möglichkeit des Fortschrittes und der weiteren Entwicklung gegeben. Um dies zu verstehen, müssen wir den Begriff der Abarten etwas genauer betrachten. Ich verstehe dabei unter dem Normalen diejenige Organisation einer Art, die ihr Gedeihen in einem bestimmten Milieu ermöglicht und begünstigt. Die Abarten von diesem Typus können nun sein: 1. pathologisch, 2. kriminell, 3. indifferent, 4. artsteigernd.

Die pathologischen Abarten bedingen eine Schädigung und häufig eine Vernichtung des einzelnen Individuums, die kriminellen eine Schädigung des Lebens der Art, die indifferenten sind Spielarten, die mit den Lebensbedingungen der Art nicht direkt im Widerspruch stehen. Unter 4. den artsteigernden Abarten verstehe ich solche Variationen, die an sich eine Anpassung an das Milieu nicht bedeuten, jedoch die lebensfähigen Keime darstellen, aus denen höhere Organisationsformen hervorgehen können. Diese werden vermöge ihrer angeborenen Abweichung vom Durchschnitt der herrschenden Art häufig als pathologisch angesehen, indem der Begriff des Abnormen mit dem Krankhaften verwechselt wird, manchmal auch als kriminell, insofern aus der Anlage, die den Kern einer zukünftigen Entwicklung bildet, Handlungen hervorgehen, die den Anschauungen und Gesetzen einer Zeit widersprechen. Trotz dieser symptomatischen Ähnlichkeit mit dem Kriminellen und Pathologischen sind die artsteigernden Variationen das Moment, auf welchem der Fortschritt der Menschheit beruht.

Diese Auffassung gewährt nun einen Einblick in das tragische Schicksal vieler bahnbrechender Menschen, die von ihrer Zeit für Geisteskranke oder Verbrecher gehalten werden, während nach ihren Gedanken sich die Zukunft gestaltet. Hierher gehört das innere Elend, das alle selbständigen Denker durchmachen müssen, wenn

ihren Ideen und Plänen zuerst mit Achselzucken, leidenschaftlichem Widerspruch oder Ignorierung begegnet wird, bis sich die fortreißende Gewalt ihrer Gedanken deutlich zeigt, was sich häufig zuerst durch Entlehnung derselben mit äußerlich festgehaltenem Widerspruch ankündigt. Die artsteigernden Variationen des Menschengeschlechtes sind dadurch von Natur zu einer tragischen Lebensführung prädisponiert. Glücklich diejenigen, die wenigstens einige oder auch nur eine Menschenseele finden, welche sie völlig versteht und durch Mitgefühl und seelische Hilfe die gestaltende Kraft des artsteigernden Menschen erhält.

Wenn diese Variationen im übrigen mit Eigenschaften verbunden sind, die dem Milieu angepaßt sind, so daß ein soziales Vorwärtskommen möglich ist, so ist dies der günstigste Fall; schlimmer ist es, wenn gleichzeitig mit artsteigernden Eigenschaften Züge vorhanden sind, die das Fortkommen in dem vorhandenen Milieu hemmen oder zu tatsächlichen Kollisionen mit den Mächten der Zeit führen. Dann entstehen tragische Persönlichkeiten, wie Giordano Bruno, Savonarola, Huß, Keppler, die durch ihre Zeit zugrunde gerichtet werden, während sie in einer anderen, vielleicht zum Teil durch sie selbst bedingten, sich ungestört hätten ausleben können. Das gleiche gilt für ganze Generationen, die für ein Ideal kämpfen und zugrunde gehen, wie viele Schwärmer für die deutsche Einheit, während ihre Gedanken einige Jahrzehnte darauf zur staatlichen Organisation geworden sind. Im Sinne unserer Betrachtung handelt es sich hier um artsteigernde Variationen, die in ihrer Zeit vielfach für kriminelle Umstürzler oder pathologische Schwärmer gehalten worden sind.

Bei der Untersuchung der menschlichen Gesellschaft muß man also, neben der passiven Anpassung durch Unterdrückung der nicht zu einem bestimmten Milieu passenden, mit den artsteigernden Formen bei den endogenen Variationen rechnen, um die Geschichte der Menschheit richtig zu verstehen. Diese ist bisher im Grunde ein fortwährender Kampf der Mehrheit gegen die Minderheit der artsteigernden Individuen gewesen, der offen und geheim, bewußt und unbewußt geführt wird. Sehr viele gehen hieran zugrunde, bevor die von ihnen vertretenen Ideen zur Herrschaft gelangt sind, deren Anhänger nun leider oft ihrerseits den Kampf gegen die neuen, weiterbildenden Variationen führen. Untersucht man das Aufkommen von bestimmten Ideen und Richtungen in der menschlichen Kulturgeschichte genauer, so ergibt sich stets, daß dieselben aus bestimm-

ten Naturanlagen hervorgehen. Diese sind aber nichts anderes als die Zweige an bestimmten Familienstammbäumen, die allerdings insofern neben der endogenen Ursache eine exogene haben, als bestimmte Zeitumstände ihr Wachstum begünstigen, während andere sie hemmen.

Denkt man sich ein Talent in gleicher Kraft durch eine Reihe von Generationen vererbt, so werden die verschiedenen Zeitumstände in wesentlich verschiedener Weise hemmend oder fördernd darauf einwirken. Die Wirksamkeit einer Fähigkeit ist, mathematisch ausgedrückt, gleich dem Produkt aus Talent und Einfluß des gesamten Milieus. Daraus ergibt sich, daß, eine Gleichartigkeit der erblichen Eigenschaften vorausgesetzt, diese nicht in allen Generationen gleich stark zur Wirksamkeit kommen, sondern daß bestimmte Zeitperioden sie hervorlocken und zur stärkeren Entfaltung bringen. Für die Betrachtung von Familienschicksalen ist diese Beziehung zwischen Anlage und Zeitverhältnissen von grundlegender Bedeutung. Die gleiche Anlage kann in einer Zeit zum tragischen Schicksal werden, während sie in einer anderen zur vollen Entfaltung kommt und den Träger auf die Höhen des Lebens führt. Hieraus erklärt es sich, daß eine Familie, wenn auch nicht völlig vernichtet werden, aber doch mehrere Generationen untertauchen kann, während sich bestimmte Anlagen vererben und im entscheidenden Moment, wenn sie von der Zeit gebraucht werden, in ungeschwächter Kraft zur Wirkung kommen können. Wenn man die Familienanlage nicht kennt, glaubt man dann, ein kometenähnliches Phänomen vor sich zu haben, während es sich um das Aktivwerden vererbter Talente unter günstigen äußeren Umständen handelt.

Allerdings ist auch hier zu erkennen, daß es sich dabei häufig nicht rein um Rückschläge auf frühere Talente handelt, sondern um eine Variation in dem Sinne, daß neue Eigenschaften hinzugetreten sind, welche diese Anpassung an das veränderte Milieu begünstigen oder zu dem Talent gefehlt haben. Die Erforschung dieser Zusammenhänge zwischen vererbter Anlage und Familienschicksal, sowie zwischen Anlage und Milieu im Hinblick auf die Entwicklung der Menschheit ist das letzte Ziel einer medizinisch-philosophischen Familienforschung.

Außer der passiven Anpassung in dem Sinne, daß die nicht von Natur angepaßten Organisationen zugrunde gehen, gibt es noch ein anderes, scheinbar davon verschiedenes Moment, das in gleicher

Richtung wirken kann, nämlich die Einwirkung von äußeren Momenten auf die Entwicklung der Keimzellen. Hierher gehören die höchst lehrreichen Experimente über die Variation von Arten, die von verschiedenen Forschern vorgenommen worden sind. Daß es eine Variation der Art infolge Beeinflussung der Keime durch bestimmte äußere Momente gibt, ist dadurch festgestellt. Auch hier jedoch ist darauf hinzuweisen, daß der Keim nur in bezug auf solche Elemente beeinflußt werden kann, die in seiner Organisation liegen, daß jedoch neue Elemente dadurch nicht entstehen. Ferner ist nicht ohne weiteres anzunehmen, daß die auf diesem Wege entstehenden Modifikationen der Art an sich zweckmäßig für die Erhaltung derselben unter den einwirkenden Umständen wären. Sondern auch hier kann das Endresultat der Variation entweder zweckmäßig, indifferent oder unzweckmäßig sein, so daß für das Produkt das gleiche Gesetz gilt wie für die Formen der endogenen Variation, daß nämlich die angeborenerweise unzweckmäßigen vernichtet werden.

Neben diesen passiven Formen der Anpassung ist eine aktive scharf hervorzuheben, welche darin besteht, daß die einzelnen Individuen einer Art sich der Veränderung äußerer Bedingungen willkürlich anzupassen suchen. Dieses Bestreben, den äußeren Umständen gerecht zu werden und die daraus resultierende Übung bestimmter Bewegungsarten und Leistungen, ist für die Anpassungserscheinungen in der Tierwelt und besonders im Leben der Menschenarten von außerordentlicher Bedeutung und spielt hier vielleicht eine noch bedeutendere Rolle als die Vernichtung des nicht von Geburt Angepaßten durch die äußeren Umstände. Wir treffen hier auf ein elementares psychologisches Element, das von manchen Naturforschern auf Grund von einseitigen mechanischen Theorien sehr vernachlässigt wird, während es für die Artenbildung und Anpassung bei dem Menschengeschlecht von grundlegender Bedeutung ist. Man könnte diese Art der Anpassung als dynamische der rein mechanischen durch äußere Umstände geschehenden Verdrängung ungeeigneter Arten entgegenstellen und zwischen beiden einen scheinbaren Gegensatz konstruieren.

Es handelt sich jedoch um zwei völlig koordinierte Momente, die bei der Artenbildung im Tierreich und bei den Menschen in gleicher Weise zu berücksichtigen sind. Eine ganz überwiegende Bedeutung würde dieses dynamische Moment erhalten, wenn sich bestimmt nachweisen ließe, daß die Vererbung von Eigenschaften wesentlich von ihrer willkürlichen Übung abhängt.

In der Psychologie des Menschen kommt immer deutlicher zutage, daß Vorgänge, die ursprünglich einer starken Spannung der Aufmerksamkeit bedurften, allmählich durch Übung automatisch werden und sich in Form von kaum bewußten Automatismen niederschlagen. Vorstellungsreihen setzen sich hier in Bewegungsautomatismen um. Erkennt man in der Entwicklung der Keimzellen im Grunde den Verlauf einer Reihe von Bewegungsautomatismen, so liegt es nahe, den Schluß zu machen, daß sich diejenigen psychischen Eigenschaften vererben, die sich durch allmähliche Übung in Bewegungsautomatismen umgesetzt haben. Es vererben sich also nicht bestimmte Gedanken oder Gefühle, sondern Bewegungsantriebe, die sich in der Konstruktion der Keimzellen organisch niedergeschlagen haben und das Auftauchen von entsprechenden geistigen Vorgängen begünstigen. Es folgt hieraus die Auffassung, daß sich nur solche erworbene Eigenschaften eines Individuums vererben, die bei demselben durch Aufmerksamkeit und Übung zu Bewegungsautomatismen geworden sind. Die Streitfrage, ob sich erworbene Eigenschaften vererben, ist also nicht generell zu bejahen oder zu verneinen, sondern in folgender Weise zu beantworten:

1. Es ist in keiner Weise nachzuweisen, daß Eigenschaften, die bei einem Individuum lediglich durch äußere Umstände entstehen, z. B. die falsche Form der Leber durch schnürende Kostüme, sich erblich übertragen.

2. Eigenschaften, die durch willkürliche Anstrengung und Spannung der Aufmerksamkeit allmählich automatisch gewordene Vorstellungsreihen darstellen, die in Form von Bewegungsmechanismen verharren, haben wahrscheinlich eine erbliche Kraft. Voraussetzung hierzu ist die Annahme, daß die organische Hirnbeschaffenheit auf die Beschaffenheit des Keimplasmas eine Einwirkung haben kann.

Diese Auffassung werden nun manche von vornherein ablehnen, indem sie sagen, daß eine solche Einwirkung eines Hirnzustandes auf die Keimelemente nichts als Hypothese sei. Es gibt aber in der Physiologie und Pathologie eine große Menge von Beobachtungen, die dafür sprechen, daß Gehirnzustände im höchsten Grade die Funktionen der Drüsenorgane, als welche sich besonders die männlichen Keimzellenapparate darstellen, beeinflussen. Die objektiven Erregungen im Genitalapparat durch bestimmte Vorstellungen beweisen einen solchen psychophysischen Zusammenhang mit Sicher-

heit, der in ganz analoger Weise, z. B. zwischen Geschmacksvorstellungen und Magensekretionen, besteht. Eine große Menge von pathologischen Vorgängen, z. B. Impotenz bei Neurasthenie oder bestimmten Vorstellungen, beweist ebenfalls diesen Zusammenhang zwischen Gehirnleben und Geschlechtsdrüsenfunktion. Es ist daher durchaus nicht nur Hypothese, sondern eine durchaus plausible Annahme, daß ein erworbener Gehirnzustand die Beschaffenheit der Keimzellen beeinflussen kann.

Allerdings wird auch dieser Einfluß nur innerhalb der physiologischen Grenzen geschehen können, welche durch die Beschaffenheit der Keimzellenapparate gegeben sind. Aber innerhalb des hierdurch gegebenen Umfanges darf man annehmen, daß ein erworbener Hirnzustand die Beschaffenheit der Keimzellen beeinflussen kann. Diese Frage ist von großer Bedeutung für die Frage des deterministischen Geschehens innerhalb der psychophysischen Entwicklung. Der Wille, der in Form von Aufmerksamkeit und Spannung Vorstellungsreihen in Bewegungsmechanismen umsetzt, ist ein dynamisches und gestaltendes Element in dem entwicklungsgeschichtlichen Werden, nicht nur ein psychischer Parallelismus zu einem rein mechanischen Geschehen.

Hieraus ergibt sich als hypothetische Anschauung, daß die Übung von Fähigkeiten nicht etwas rein Individuelles, Persönliches ist, von dem die Keimzellen unberührt bleiben, sondern dasjenige Moment, wodurch Vorstellungsprozesse zu Automatismen und Kunstfertigkeiten werden, deren Mechanismus durch die zerebrale Organisation zu einer Beeinflussung der Keimzellen im gleichen Sinne führt. Betrachtet man die Sache genauer, so liegt hierin nichts Wunderbareres als in der Tatsache, daß bei dem Zusammentreffen der männlichen und weiblichen Keimzelle sich durch einen präformierten Mechanismus ein Individuum entwickelt, das nicht nur die allgemeine Art der Eltern reproduziert, sondern oft in der merkwürdigsten Weise eine Verbindung beider Elemente darstellt. Im Hinblick hierauf und auf die erwähnten physiologischen und pathologischen Tatsachen erscheint die Idee einer Beeinflussung der Keimzelle durch die Gehirnorganisation in bezug auf bestimmte Bewegungsmechanismen, die als angeborene Fähigkeiten zum Vorschein kommen, als sehr annehmbar. Vielleicht liegt in dieser Beeinflussung der Keimzellen durch diejenigen Gehirnzustände, welche als Resultat von willkürlicher Übung bestimmter Mechanismen entstanden sind, einer der Hauptgründe für die rätselhaften

Erscheinungen der endogenen Variation, die ohne die Annahme eines solchen Zusammenhanges als regelloses Spiel der Natur erscheinen würde.

---

4. Kapitel.

Vererbungsgesetze.

Das Wort „Vererbungsgesetz“ soll ausdrücken, daß eine Reihe von Vererbungsvorgängen sich nach einem bestimmten Gesetz vollziehen, das sich als leitendes Prinzip in den Einzeltatsachen zeigt. Bezieht man sich auf Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft, so ist ein Gesetz eine Forderung, nach welcher sich bestimmte Formen des Gesellschaftslebens gestalten sollen und wohl auch in der Regel gestalten, während praktisch eine Menge von Ausnahmen davon statthaben. Bei der Übertragung des Begriffes in die Naturwissenschaft ist derselbe noch weiter im Sinne der Notwendigkeit des Geschehens unter bestimmten Bedingungen, entwickelt worden, so daß theoretisch ein Naturgesetz keine Ausnahme haben kann. Allerdings erkennt man in manchen Punkten scheinbare Abweichungen von den bisher erkannten Naturgesetzen; aber bei genauerer Untersuchung ordnen sich diese in der Entwicklung der Wissenschaft entweder schon bekannten Gesetzen unter, oder lassen sich auf andere bis dahin nicht erkannte Vorgänge gesetzmäßiger Art zurückführen. Jedenfalls kann man in der Naturwissenschaft Gesetzmäßigkeit nur dann annehmen, wenn sich Naturvorgänge unter bestimmten Umständen immer in übereinstimmender Weise vollziehen und sich ein gemeinsamer Grund für die besondere Art derselben ergibt. Von Vererbungsgesetzen kann man daher im strengeren Sinne nur reden, wenn Vererbungstatsachen unter bestimmten Bedingungen sich immer wieder in gleicher Weise zeigen und man den einheitlichen Grund für die Reihe von Erscheinungen bezeichnen kann.

Bei diesem Maßstabe erscheint manches von dem, was man „Vererbungsgesetz“ nennt, lediglich als eine einfache Tatsache, höchstens als eine Regel, nicht aber als Gesetz im naturwissenschaftlichen Sinne. Es ist zweckmäßig, diese drei Grade der Erkenntnis, Feststellung von einzelnen Tatsachen, Bildung von Regeln, Erkenntnis von Gesetzen auch in diesem Gebiet, entsprechend dem methodischen Gang naturwissenschaftlicher Forschung, festzuhalten.

Von allgemeiner Geltung im Gesamtgebiet der Vererbung ist zunächst nur der Satz, daß die Nachkommen eines Elternpaares gleicher Art ebenfalls zu dieser Art gehören. Dieser Satz ist aber zu inhaltslos und sagt über den eigentlichen Grund dieser Erscheinung nichts aus, so daß er eigentlich nur als Ausdruck einer milliardenfach wiederholten Vererbungstatsache erscheint. Dabei bleiben die außerordentlich wichtigen Variationen und besonderen Vererbungserscheinungen von väterlicher oder mütterlicher Seite her noch unklar. Im Gebiet der Vererbung in menschlichen Familien befinden wir uns bisher lediglich noch im Stadium der Sammlung von Tatsachen. In einer großen Zahl von Fällen können wir behaupten, daß Formen, Eigenschaften, Bewegungsarten und psychische Züge bei bestimmten Individuen in ganz gleicher Weise auftreten wie bei bestimmten Personen ihrer Aszendenz und daher als vererbt erscheinen, aber die Ursachen, weshalb gerade diese Personen ihre Eigenschaften direkt oder durch die Vermittlung eines Vererbungsträgers auf einen Nachkommen vererbt haben, sind völlig dunkel.

Das Problem wird noch schwieriger, wenn die Blutsverwandten, die in auffallender Weise bestimmte gleiche Eigenschaften haben, zueinander gar nicht im Verhältnis von Aszendenz und Deszendenz stehen, sondern eine Seitenverwandtschaft darstellen, ohne daß man in ihrer gemeinsamen Aszendenz einen Träger der gleichen Eigenschaften finden kann. Dieses Fehlen ist allerdings oft nur ein scheinbares, indem man den Ahnen, der die gleichen Eigenschaften gehabt hat, vorläufig nicht kennt. Jedenfalls bildet unsere jetzige Kenntnis in diesem Gebiet bisher nichts als ein Chaos von einzelnen Tatsachen ohne genauere Einsicht in die Ursachen der Vererbung im einzelnen Falle.

Gegenüber diesem pessimistischen Urteil über den Stand unseres Wissens kann man die allgemeinen Erfahrungen über den Gang der Naturwissenschaft geltend machen, wenn man die Genealogie als Teil dieser betrachtet. Stets geht das Studium der Tatsachensammlung der Bildung von Regeln und diese der Aufstellung von Gesetzen voraus, und der Umstand, daß man sich in einem bestimmten Gebiet bisher nur in der ersten Phase der Entwicklung befindet, darf keine Veranlassung dazu sein, das ganze Problem für unlösbar zu halten. Es ergibt sich daher die Aufgabe, den angedeuteten Weg methodisch zu beschreiten und allmählich von den Einzeltatsachen zu Regeln und schließlich zu Gesetzen zu gelangen.

Dabei darf man nicht vergessen, daß die menschliche Art und Familie naturwissenschaftlich nur einen kleinen Bruchteil in der Welt der Lebewesen darstellt und im Zusammenhang mit dieser betrachtet werden muß. Die menschliche Familienforschung muß im Zusammenhang mit der gesamten Lehre von den Lebewesen (Biologie) behandelt werden, wenn sie zur wirklichen Naturwissenschaft werden soll. Es ist daher nötig, die Vererbungsverhältnisse im Tier- und Pflanzenreich vergleichend im Hinblick auf die Erforschung der menschlichen Familie zu betrachten. Hier eröffnet sich uns ein neuer Ausblick auf ein enormes Gebiet von Vererbungstatsachen, aber die Zahl der Regeln, d. h. typisch wiederkehrenden Gruppen von Erscheinungen und noch mehr die der eigentlichen Gesetze mit Erkenntnis des Grundes der Regeln ist noch verhältnismäßig sehr klein.

Eine ausführliche Behandlung dieses Verhältnisses liegt außerhalb des Rahmens, den ich dem Thema in diesem Buche geben mußte. Ich möchte daher nur zwei Beispiele für die Behandlung der Aufgabe, je eins aus dem Tier- und Pflanzenreiche, herausgreifen, und zwar aus ersterem die genealogischen Verhältnisse des Bienenstaates, aus letzterem die von Mendel an Erbsen- und Bohnenarten gemachten Erfahrungen über Vererbung.

Der Bienenstaat umfaßt, außer der sogenannten Königin, die Arbeitsbienen (weiblichen), und die Drohnen (männlichen Geschlechts). Bei diesen Gruppen ist eine ausgeprägte Trennung der Funktionen innerhalb des gemeinsamen Lebens vorhanden, indem die ihrer Bauart nach weiblichen Arbeitsbienen ganz auf bestimmte Arten von Arbeit eingestellt sind und sich in der Regel an der Fortpflanzung nicht beteiligen, während die Drohnen keine Arbeit leisten, sich ernähren lassen und nur der Fortpflanzung der Art, zusammen mit der Königin, zu gewissen Zeiten dienen. Auf die Einzelheiten der Bauart und des Lebens der Bienen kann ich hier nicht eingehen. In unserem Zusammenhange sind nur die genealogischen Verhältnisse von Interesse. Diese sind bei den Bienen, wie zuerst der Bienenzüchter Dzierson behauptet hat und seitdem wohl unwiderleglich erwiesen ist, insofern höchst sonderbare, als die (weiblichen) Arbeitsbienen aus befruchteten, die (männlichen) Drohnen aus unbefruchteten Eiern der Königin hervorgehen.

Letztere Erscheinung stand im Widerspruch mit dem vorher als Naturgesetz betrachteten Satz, daß die tierischen Lebewesen nur aus befruchteten Eiern entstehen können, wird aber jetzt unter dem

Namen Parthenogenesis (jungfräuliche Zeugung) als Naturvorgang anerkannt. Nimmt man diese Voraussetzung an, und sucht man die Erscheinungen im Hinblick auf das später (S. 60) dargestellte normale Ahnenschema auszudrücken, so ergibt sich folgendes:

Die (weibliche) Arbeitsbiene hat als Mutter eine Königin, als Vater eine Drohne. Die Drohne hat eine Mutter (Königin), aber keinen Vater. Die Königin hat eine Mutter (Königin) und einen Vater (Drohne). Bezeichnet man die Königin mit k, die Arbeitsbiene mit a, die Drohne mit d, so ergibt sich in:

A I (erste Ahnenreihe).

Für k in A I 1 : d (m), A I 2 : k (w),
„ a „ A I 1 : d (m), A I 2 : k (w),
„ d „ A I 1 : (m) fehlt, A I 2 : k (w).

A II (zweite Ahnenreihe).

Für k in A II 1 : d (m) fehlt, A II 2 : k (w), A II 3 : d (m), A II 4 : k (w),
„ a „ A II 1 : d (m) „ A II 2 : k (w), A II 3 : d (m), A II 4 : k (w).

Die gleiche Ahnentafel gilt für k und a, weil Königin und (weibliche) Arbeitsbiene als echte Geschwister, d. h. Sprößlinge der gleichen Eltern (k und d) erscheinen. Es fehlt somit in der Ahnentafel von k und a, die beide weiblich sind, in der Ahnenreihe A II ein männliches Element. Diese Erscheinung könnte man vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus viel besser mit dem Ausdruck Ahnenverlust benennen, als die Häufung von identischen Voreltern in den Ahnenreihen, wie es in der hergebrachten Genealogie geschieht. Es liegt nahe, dieses Fehlen von männlichen Elementen in der II. Ahnenreihe der weiblichen Bienen (k und a) als Ursache dazu aufzufassen, daß die geschlechtliche Nachkommenschaft der Königin ausschließlich weiblich ist. Die Untersuchung der Ahnentafel gibt hier einen Fingerzeig auf den Grund des gesetzmäßigen Verhaltens, so daß die beobachtete Regel immer mehr den Charakter eines Gesetzes im naturwissenschaftlichen Sinne erhält.

Betrachten wir die Entstehung der Drohnen, so bedarf der Begriff der Parthenogenesis einer genaueren Erklärung. Scheinbar liegt dabei ein Fall von ungeschlechtlicher Fortpflanzung vor. Physiologisch kann man den Vorgang jedoch so auffassen, daß es sich um eine indirekte Folge der geschlechtlichen Fortpflanzung der Großeltern (k und d in A II) handelt, wobei die scheinbare Mutter (k in A I) nur die Bedeutung der Vermittlerin hat. Die Zellen der Mutter (k), aus welcher die Drohnen ohne geschlechtliche

Fortpflanzung entstehen, sind Geschwisterzellen (also derselben Generationsreihe angehörig) derjenigen, aus denen der übrige Körper der Königin sich gebildet hat. Während diese in ihrem individuellen Leben Weibchen ist, trägt sie in sich Zellen von rein männlicher Entwicklungsfähigkeit, die eigentlich aus der geschlechtlichen Fortpflanzung der Großeltern entstanden sind. Wir haben hier ein Beispiel von entwicklungsgeschichtlicher Wirkung der Kopulation durch zwei Generationen.

Eine Reihe von Vererbungserscheinungen in der menschlichen Familie erinnern lebhaft an diesen Vorgang, obgleich hier alle Individuen nur durch geschlechtliche Fortpflanzung entstehen.

Wir werden bei der Darstellung von Aszendenz und Deszendenz Mann und Frau als gleichwertige Einheiten betrachten, aus deren Vereinigung ein neues Individuum hervorgeht. Dieses entsteht, wie die psychologische und entwicklungsgeschichtliche Forschung gezeigt hat, im Grunde aus dem Zusammentreffen der väterlichen und mütterlichen Keimzelle, deren Organisation insofern eine verschiedene ist, als die männliche Samenzelle, das Spermatozoon, eigene Bewegung zeigt, während die weibliche Zelle vor der Befruchtung als ruhend oder nur passiv bewegt erscheint. Es ist nun aber ein Unterschied der Entstehung dieser Zellen vorhanden, indem die Spermatozoen im persönlichen Leben des Mannes entstehen, während die weiblichen Eizellen schon bei der Geburt jeder einzelnen Frau vorgebildet sind. Letztere sind also entwicklungsgeschichtlich nicht ein Produkt der Frau, sondern ein solches der Eltern dieser Frau. Somit sind physiologisch gesprochen die Keimzellen einer Frau Geschwisterzellen derjenigen, aus denen sich ihr sonstiger Körper entwickelt hat.

Wir finden hier merkwürdigerweise das gleiche Verhältnis, auf das wir bei der Fortpflanzung der Bienenkönigin getroffen sind, und können dies naturgeschichtlich sehr verallgemeinern. In diesen eigentümlichen Tatsachen liegt vielleicht der Grund für eine Reihe von Vererbungstatsachen, die darauf hinauslaufen, daß die Kinder außerordentlich oft auf eines der Eltern der Mutter zurückschlagen.

Eines der merkwürdigsten Beispiele hierfür ist Goethe, welcher, nach meiner Beobachtung[1]), in der Gesichtsform und im Ausdruck sehr der Großmutter mütterlicherseits, einer geborenen Lindheimer

[1]) Aus diesen Bemerkungen der I. Auflage sind meine Bücher: „Goethes Wetzlarer Verwandtschaft“ und „Goethe im Lichte der Vererbungslehre“ hervorgegangen.

aus Wetzlar, gleicht, während seine eigene Mutter den Gesichtstypus ihres Vaters Textor geerbt hat. Goethes Mutter hat also von ihrer Mutter morphologische und physiologische Züge auf Wolfgang übertragen, die sie selbst nicht gehabt hat.

Ob sich aus solchen Einzeluntersuchungen für die menschliche Familienforschung später einmal Regeln oder Gesetze ergeben werden, bleibt dahingestellt. Jedenfalls sind alle Erfahrungen aus dem menschlichen und Tierleben zur Lösung der Aufgabe zu Hilfe zu nehmen. —

Wir gehen nun auf das zweite aus dem Pflanzenleben genommene Beispiel ein, das die Wissenschaft den experimentellen Untersuchungen von Gregor Mendel verdankt.

Mendels Studien über Vererbung von Merkmalen bei bestimmten Pflanzenarten sind in Form von zwei Abhandlungen unter dem Titel „Versuche über Pflanzenhybriden“ 1865 und „Über einige aus künstlicher Befruchtung gewonnene Hieraciumbastarde“ 1869 erschienen. Diese Arbeiten sind in Ostwalds Klassikern der exakten Naturwissenschaften (Nr. 121) im Jahre 1901 unter dem erstgenannten Titel neu gedruckt und dadurch erst allgemein zugänglich geworden. Aus den Anmerkungen zu dem Neudruck ist folgendes ersichtlich: Mendel, der 1843 in das Augustinerstift in Brünn eingetreten war, wurde, nachdem er in Wien Physik und Naturwissenschaften studiert hatte, 1854 Lehrer für Naturgeschichte und Physik an der Oberrealschule in Brünn. Seit 1858 betrieb er botanische Studien und machte im Stiftsgarten Versuche über Kreuzung von Erbsen- und Bohnenarten, die in den genannten Arbeiten beschrieben sind.

Man erkennt in diesen wichtigen Abhandlungen den exakt geschulten Physiker und Mathematiker, der die Notwendigkeit des Geschehens in diesem Teil der Naturvorgänge zu ergründen sucht. Dabei erhielt er wesentliche Anregung und zum Teil briefliche Anleitung durch Nägeli. Mehrfach bezieht er sich auf die Arbeiten von Gärtner und Koelreuter. Die Forderungen, die Mendel für die Auswahl der Versuchspflanzen stellt, die für den Erfolg solcher Studien von grundlegender Bedeutung ist, sind folgende (Neudruck, Seite 4): „Die Versuchspflanzen müssen notwendig

1. konstant differierende Merkmale besitzen.

2. Die Hybriden (d. h. Kreuzungsprodukte) derselben müssen während der Blütezeit vor der Einwirkung jedes fremdartigen Pollens geschützt sein oder leicht geschützt werden können.

3. Dürfen die Hybriden und ihre Nachkommen in den aufeinanderfolgenden Generationen keine merkliche Störung in der Fruchtbarkeit erleiden."

Seite 7: „Die Merkmale, die in die Versuche aufgenommen wurden, beziehen sich

1. auf den Unterschied in der Gestalt der reifen Samen,
2. auf den Unterschied in der Färbung des Samenalbumens (Endosperms),
3. auf den Unterschied in der Färbung der Samenschale,
4. auf den Unterschied in der Form der reifen Hülse,
5. auf den Unterschied in der Farbe der unreifen Hülse,
6. auf den Unterschied in der Stellung der Blüten,
7. auf den Unterschied in der Achsenlänge."

„Je zwei von den angeführten differierenden Merkmalen wurden durch Befruchtung vereinigt." „Es wurde ferner durch sämtliche Versuche erwiesen, daß es völlig gleichgültig ist, ob das dominierende Merkmal der Samen- oder Pollenpflanze angehört. Die Hybridform bleibt in beiden Fällen dieselbe" (Seite 10).

Diese Feststellung der völligen Gleichwertigkeit des weiblichen und männlichen Samens bei der Vererbung ist sehr bedeutungsvoll. Es kommt nur auf die Valenz der Merkmale, nicht auf das Geschlecht der Samenträger an.

Über die Gestalt der Hybriden sagt Mendel (Seite 9) folgendes:

„Schon die Versuche, die in früheren Jahren an Zierpflanzen vorgenommen wurden, lieferten den Beweis, daß die Hybriden nicht die genaue Mittelform zwischen den Stammarten darstellen."

„Jedes von den sieben Hybridenmerkmalen gleicht dem einen der beiden Stamm-Merkmale entweder so vollkommen, daß das andere der Beobachtung entschwindet, oder ist demselben so ähnlich, daß eine sichere Unterscheidung nicht stattfinden kann."

Diesen Tatbestand drückt Mendel in folgender Weise aus:

„In der weiteren Besprechung werden jene Merkmale, welche ganz oder fast unverändert in die Hybridenverbindung übergehen, somit selbst die Hybridenmerkmale repräsentieren, als dominierende und jene, welche in der Verbindung latent werden, als rezessive bezeichnet. Der Ausdruck „rezessiv" wurde deshalb gewählt, weil die damit benannten Merkmale an den Hybriden zurücktreten oder ganz verschwinden, jedoch unter den Nachkommen derselben, wie später gezeigt wird, wieder unverändert zum Vorschein kommen."

Hierin liegt nach meiner Ansicht eine Veranlassung zu Mißverständnissen, da man leicht geneigt ist, bei dem Ausdruck lediglich an das Zurücktreten der betreffenden Eigenschaft zu denken, während doch auf dem Zurückkehren derselben bei den Nachkommen der Hybriden der Nachdruck liegt.

Als dominierend erweisen sich bei der Kreuzung von Pflanzen, die in einem Merkmal unterschieden waren, folgende Eigenschaften:

1. Die runde oder rundliche Samenform mit oder ohne seichte Einsenkungen.
2. Die gelbe Färbung des Samenalbumens.
3. Die graue, graubraune oder lederbraune Farbe der Samenschale, in Verbindung mit violettroter Blüte und rötlicher Makel in den Blattachseln.
4. Die einfach gewölbte Form der Hülse.
5. Die grüne Färbung der unreifen Hülse, in Verbindung mit der gleichen Farbe des Stengels, der Blattrippen und des Kelches.
6. Die Verteilung der Blüten längs des Stengels.
7. Das Längenmaß der größeren Achse.

Warum gerade diese Merkmale dominieren, bleibt dahingestellt. Hier fehlt also die Einsicht in die wesentlichen Ursachen, welche die von Mendel in genialer Weise entwickelte Regel zu einem Vererbungsgesetz im strengen Sinne machen würde. Damit soll jedoch die außerordentliche Bedeutung von Mendels experimentellen Feststellungen nicht verkleinert werden.

Mendel untersuchte nun die Deszendenzreihen der untereinander befruchteten Hybriden. Dabei bezeichnet er als erste Generation der Hybriden in leicht mißverständlicher Weise die erste Deszendenzreihe derselben, d. h. die zweite der gekreuzten Stammeltern. Er sagt (Seite 11): „In dieser Generation treten nebst den dominierenden Merkmalen auch die rezessiven in ihrer vollen Eigentümlichkeit wieder auf, und zwar in dem entschieden ausgesprochenen Durchschnittsverhältnis von 3 : 1, so daß unter je vier Pflanzen aus dieser Generation drei den dominierenden und eine den rezessiven Charakter erhalten."

Wir bilden folgendes Beispiel. Blütenfarbe der beiden gekreuzten Arten rot (A) und weiß (a). Dominierendes Merkmal ist rot. Sämtliche Hybriden (Aa) sind rot, d. h. scheinbar mit der Art, welche das Merkmal rot (A) hat, wesensgleich.

Von den Nachkommen der untereinander befruchteten Hybriden (Aa) sind drei rot, also scheinbar gleich der Stammform mit dem Merkmal rot (A).

Das in den Hybriden (Aa) verschwundene Merkmal weiß (a) kehrt somit in der nächsten Generation (von Mendel erste Generation der Hybriden genannt) zurück, und zwar in dem Zahlenverhältnis 1 : 3.

Von den drei roten dieser Generation erweist sich nun eine in der nächsten Generation konstant, ebenso wie die eine weiße Gruppe. Von der ersten Generation der Hybriden im Mendelschen Sinne bleiben also zwei, nämlich eine rote und eine weiße, konstant, die anderen sind ebenfalls rot und scheinbar gleich mit der ersten Stammart, erweisen aber ihren hybriden Charakter, indem sie in der nächsten (nach Mendel zweiten, von den Stammeltern aus gerechnet dritten) Generation wiederum das Zahlenverhältnis 3 : 1 zwischen roten und weißen darbieten. „Das Verhältnis 3 : 1, nach welchem die Verteilung des dominierenden und rezessiven Charakters in der ersten Generation erfolgt, löst sich demnach für alle Versuche in das Verhältnis von 2 : 1 : 1 auf, wenn man zugleich das dominierende Merkmal (rot) in seiner Bedeutung als hybrides Merkmal (rot) und als Stammcharakter (rot) unterscheidet. Da die Glieder der ersten Generation unmittelbar aus den Samen der Hybriden hervorgehen, wird es nun ersichtlich, daß die Hybriden je zweier differierender Merkmale Samen bilden, von denen die eine Hälfte wieder die Hybridform entwickelt, während die andere Pflanzen gibt, welche konstant bleiben und zu gleichen Teilen dominierenden und rezessiven Charakter erhalten."

Daraus entwickelt Mendel folgende Regel für die Verteilung der Merkmale bei den Nachkommen der Hybriden:

(Seite 16). „Bezeichnet A das eine der beiden konstanten Merkmale, z. B. das dominierende, a das rezessive, und Aa die Hybridform, in welcher beide vereinigt sind, so ergibt der Ausdruck $A + 2Aa + a$ die Entwicklungsreihe für die Nachkommen der Hybriden je zweier differierender Merkmale."

Da A und a konstant bleiben, und die 2Aa wieder nach dem gleichen Verhältnis konstante und hybride Formen erzeugen, so wachsen die konstanten relativ immer mehr an. Um dies zu veranschaulichen, nimmt Mendel an, daß jede Pflanze in jeder Generation nur vier Samen bildet und entwickelt folgende Tabelle:

Generation	A	Aa	a	In Verhältnis gestellt A : Aa : a
1	1	2	1	1 : 2 : 1
2	6	4	6	3 : 2 : 3
3	28	8	28	7 : 2 : 7
4	120	16	120	15 : 2 : 15
5	496	32	496	31 : 2 : 31
n				$2^n - 1 : 2 : 2^n - 1$.

Zum Verständnis dieser Reihen bemerke ich, daß z. B. in der 2. Generation 6A sich zusammensetzen aus vier Nachkommen von 1A aus der 1. Generation, und aus 2A, die bei der Fortpflanzung der zwei hybriden Aa (der 1. Generation) entstanden sind. Ebenso erklären sich die 6a der 2. Generation als 4a + 2a. Entsprechend setzt sich die 28 in der 3. Generation aus (4 . 6) + 4, die 120 der 4. Generation aus (4 . 28) + 8, die 496 der 5. Generation aus (4 . 120) + 16 zusammen. Die Verhältnisformel $2^n - 1 : 2 : 2^n - 1$ ergibt sich, wenn man die Verhältniszahlen in den einzelnen Generationen mit der Ordnungssumme dieser in Beziehung setzt, z. B. 7 (der 3. Generation) $= 2^3 - 1$, 31 (der 5. Generation) $= 2^5 - 1$. In der 10. Generation z. B. ist $2^n - 1 = 1023$. Es gibt somit unter je 2048 Pflanzen, welche aus dieser Generation hervorgehen, 1023 mit dem konstanten dominierenden, 1023 mit dem rezessiven Merkmale und nur 2 Hybriden. Damit hatte Mendel für die schon von Gaertner, Koelreuter u. a. gemachte Wahrnehmung, „daß Hybriden die Neigung besitzen, zu den Stammarten zurückzukehren", das mathematische Gesetz gefunden. Vergleichen wir die genannte mathematische Formel mit den später bei der Ahnentafel entwickelten Zahlenverhältnissen, so fällt die große Ähnlichkeit bei gleichzeitigem Unterschied ins Auge. Es ist die Zahl der Ahnen, z. B. in der 4. Aszendenzreihe $= 2^4 = 16$, in der n^{ten} 2^n, während wir hier in der n^{ten} Reihe auf die Zahl von $2^n - 1$ als Ausdruck für die Nachkommenschaft der ein bestimmtes Merkmal (A oder a) repräsentierenden Keimzelle gesehen haben.

Dabei erscheint in der Mendelschen Entwicklungsreihe jedesmal als Zahl der Hybriden 2.

Die Keimzellen dieser Hybriden enthalten je $\frac{A}{2}$ und $\frac{a}{2}$, die Keimzellen beider zusammen A + a. Es ist demnach in den zwei Hybriden ein A und a mit zweimal kreuzweise geschehener Verbindung von $\frac{A}{2} + \frac{a}{2}$ vorhanden. Somit steckt in den zwei Hybriden je ein A und a, die zusammen mit den Zahlen für die konstanten Arten z. B. in der

n-Reihe ergeben $2^n - 1 + 1 = 2^n$. Es ist alsdann die Zahl der konstanten Repräsentanten eines Merkmales in jeder Deszendenzreihe gleich der Summe in der entsprechenden Aszendenzreihe nach dem später entwickelten Schema. Setzen wir in der Ahnenreihe an Stelle der Individuen die entsprechenden Keimzellen, so wird die völlige Übereinstimmung der Aszendenz- mit den Deszendenzreihen klar. Die Mathematik der Ahnenreihe gewinnt hier Verbindung mit Mendels Vererbungsgesetzen. Diese meines Wissens im Hinblick auf Mendels Anschauungen hier zum ersten Male ausgesprochene Wahrnehmung der völligen Gleichheit der Konstruktionsformeln für Aszendenz und Deszendenz im Sinne der Entwicklung von Keimzellen enthält sehr wahrscheinlich viel mehr, als diese zufällige mathematische Analogie, sondern ist wahrscheinlich der Ausdruck einer gesetzmäßigen Mechanik der Zellvorgänge, die zur Entstehung neuer Individuen aus ihren Ahnenreihen und zur Entfaltung des so entstandenen Keimes in Gestalt von Deszendenzreihen führen.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen die scheinbar regellosen Deszendenzreihen als eine Summe von eigentlich ganz gesetzmäßig ablaufenden Zellteilungsvorgängen, deren regelmäßige Reihe allerdings empirisch durch Ausfall von Befruchtungen und Vernichtung von Individuen ganz unkenntlich gemacht wird. Es bietet sich uns hier die erste Andeutung eines gesetzmäßigen Verhaltens in dem scheinbar regellosen Chaos der Deszendenz- und Vererbungsvorgänge innerhalb der menschlichen Familie.

Mendel hat nun weitere Versuche über die Nachkommen von Pflanzenhybriden gemacht, in welchen mehrere differente Merkmale verbunden waren, und hat auch für diese verwickelten Verhältnisse auf Grund zahlreicher Einzelstudien bestimmte Zahlenverhältnisse der Merkmale bei den Nachkommen gefunden, auf Grund deren er mathematische Reihen aufgestellt hat.

Wichtig ist für uns zunächst folgendes (Satz 18): „Was die Gestalt der Hybriden in diesem Falle anbelangt, zeigten die Versuche übereinstimmend, daß dieselbe stets jener der beiden Stammpflanzen nähersteht, welche die größere Anzahl von dominierenden Merkmalen bietet."

Das mathematische Resultat lautet (Seite 22): „Die Nachkommen der Hybriden, in welchen mehrere wesentlich verschiedene Merkmale vereinigt sind, stellen die Glieder einer Kombinationsreihe vor, in welchen die Entwicklungsreihen für je zwei differente Merkmale ver-

bunden sind. Damit ist zugleich erwiesen, daß das Verhalten je zweier differierender Merkmale in hybrider Verbindung unabhängig ist von den anderweitigen Unterschieden an den beiden Stammpflanzen."

„Damit ist zugleich der faktische Beweis geliefert, daß konstante Merkmale, welche an verschiedenen Formen einer Pflanzensippe vorkommen, auf dem Wege der wiederholten künstlichen Befruchtung in alle Verbindungen treten können, welche nach den Regeln der Kombination möglich sind."

In dieser mathematischen Auffassung der Deszendenzreihen mit Aufstellung von Regeln über das Auftreten der Merkmale bei Kreuzungen besteht das Bahnbrechende der experimentellen Arbeiten Mendels.

Der weitere Fortschritt geschieht dadurch, daß er die regelmäßigen Zahlenverhältnisse der Nachkommen der Hybriden aus bestimmten Verhältnissen der Samenbildung und deren Beziehung zu den konstanten Merkmalen ableitet.

Dadurch wird die Mathematik der Deszendenzreihen zu einer mathematischen Mechanik der Keimzellen, die unmittelbar in die moderne Entwicklungsmechanik und Theorie der Zellteilung überführt, wie sie von Boveri, Loeb, Roux u. a. ausgebildet worden ist. (Seite 28.) „Es ist daher auf experimentellem Wege die Annahme gerechtfertigt, daß die Erbsenhybriden Keim- und Pollenzellen bilden, welche ihrer Beschaffenheit nach in gleicher Anzahl allen konstanten Formen entsprechen, welche aus der Kombinierung der durch Befruchtung vereinigten Merkmale hervorgehen."

Als Beispiel gibt Mendel folgende Entwicklungsreihe für je zwei differente Merkmale.

(Seite 29.) „Bei der Bildung derselben werden Pollen- und Keimzellen von der Form A und a durchschnittlich zu gleichen Teilen in die Befruchtung treten, daher jede Form zweimal, da vier Individuen gebildet werden. Es nehmen demnach an der Befruchtung teil:

die Pollenzellen $A + A + a + a$,
die Keimzellen $A + A + a + a$."

Es verbindet sich A mit A, A mit a, a mit A und a mit a.

Indem Mendel das Ergebnis der Befruchtung in Bruchform ansetzt, erhält er $\frac{A}{A} + \frac{A}{a} + \frac{a}{A} + \frac{a}{a} = A + 2Aa + a$, d. h. die Formel, die er experimentell für das Zahlenverhältnis der Merkmale bei der ersten Generation der Hybriden gefunden hat.

Treffen dabei Samen und Pollenzellen gleicher Art (A mit A oder

a mit a) zusammen, so entstehen daraus konstante Arten mit dem entsprechenden Merkmal, treffen Keimzellen verschiedener Art (d. h. Repräsentanten verschiedener Merkmale) zusammen, so entstehen Hybriden, für deren Nachkommen das gleiche Gesetz gilt.

Somit zeigt sich als Grund für diese merkwürdigen Zahlenverhältnisse eine bestimmte Beschaffenheit der Keimelemente sowie eine mathematisch geregelte Mechanik der Teilung und Verbindung von Zellen.

In ganz ähnlicher Weise entwickelt Mendel die Reihen für Hybriden, in denen drei oder mehr differierende Merkmale verbunden sind.

In den Schlußbemerkungen (Seite 43) beschäftigt sich Mendel weiter mit der Umwandlung einer Art in eine andere durch künstliche Befruchtung und sucht seine Keimzellentheorie darauf auszudehnen. Wenden wir das Ergebnis von Mendels Arbeit auf die Untersuchung der menschlichen Familie vom Standpunkt der Vererbung an, so ist sofort ersichtlich, daß hier die Bedingungen der Beobachtung außerordentlich viel schwieriger sind als bei den Pflanzenarten, mit denen Mendel experimentiert hat. Aber auch bei anderen Pflanzenarten zeigt sich das gleiche, indem die entstehenden Deszendenzprodukte scheinbar regellos sind, während doch, wie Mendel annimmt, ähnliche Gesetze dahinterstecken. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß sich auch für die Vererbung von menschlichen Merkmalen bestimmte Regeln und Gesetze ergeben werden.

Im zoologischen Gebiet beginnen solche ebenfalls ersichtlich zu werden. Hierbei möchte ich nur auf die umfangreichen Versuche von Haacke über Kreuzung von Mäusen verschiedener Art hinweisen. Die erste Aufgabe, die sich bei Übertragung dieser Studien in das Gebiet der menschlichen Generationsreihen ergibt, besteht darin, festzustellen, ob und welche Merkmale in ihnen als dominierend oder rezessiv im Mendelschen Sinne auftreten, ferner in welcher Verteilung dieselben bei den Nachkommen vorhanden sind, ob und in welcher Weise dieselben durch Frauen in andere Familien, d. h. entwicklungsgeschichtliche Reihen, übertragen werden.

Am meisten eignen sich hierzu Fälle, in denen zwei Elemente von ausgeprägt verschiedener Rasse mit möglichst konstanten Eigenschaften durch Zeugung verbunden sind.

Nur durch sorgfältige Einzelbeobachtung an Familien kann das Beobachtungsmaterial geschaffen werden, aus dem sich vielleicht später Regeln und Gesetze werden ableiten lassen.

5. Kapitel.

Die Methoden der Familienforschung.

Es hat sich uns die Aufgabe gezeigt, die Familienzusammenhänge viel weiter rückwärts zu verfolgen, als es bisher im allgemeinen der Fall war. Erst wenn man bei einer größeren Zahl von Personen aus allen Ständen über eine Reihe von mindestens sechs Generationen, d. h. das Doppelte der jetzt im Durchschnitt vorhandenen Familienkenntnis, genau Bescheid wissen und die gewonnenen Tatsachen vom Standpunkt der Individualpsychologie und Vererbungslehre untersucht haben wird, kann man einen tieferen Einblick in die psycho-physischen Zusammenhänge der Generationen erlangen. Da nun eine genealogische Zeichenlehre im naturwissenschaftlichen Sinne, abgesehen von den in den Familienwappen enthaltenen Anfängen, noch nicht vorhanden ist, so muß man zur Zeit noch sehr schwierige und zeitraubende Methoden bei der Familienforschung anwenden, um solche Generationszusammenhänge klarzustellen. Gerade die Umständlichkeit und häufige Ergebnislosigkeit der jetzt zu diesem Zwecke angewendeten Mittel hat mich veranlaßt, die später entwickelten[1]) Vorschläge zu einer genealogischen Zeichenlehre zu machen. Wenn wir nun diese Probleme in der Gegenwart anfassen wollen, müssen wir uns der zur Zeit vorhandenen Methoden bedienen und wollen diese zunächst im Zusammenhange darstellen.

Dabei bekommen eine Reihe von Forschungen, die von beruflich ganz verschiedenen Kreisen ausgehen, vielfache Verbindung miteinander. Auch erweisen sich Methoden, die technisch zunächst gar nichts miteinander zu tun haben, als Mittel zu dem gleichen Endzweck und stehen daher von diesem Standpunkt aus in einer Linie. Die folgende Zusammenstellung geschieht daher nur im Hinblick auf das gemeinsame Ziel: Feststellung der Familienzusammengehörigkeit.

1. Urkunden.

Wir gehen von derjenigen Art der Beurkundung aus, die bei der gegenwärtigen staatlichen und kirchlichen Einrichtung zur Feststellung der Abstammung gebräuchlich ist, nämlich Geburtsschein und Taufschein. Letzterer hat seinen Ursprung in kirchlichen Institutionen, ersterer ist ein Produkt staatlicher Ordnung. Beide

[1]) Vgl. S. 63.

Einrichtungen gehen in nachweisbarer Form nicht über die Reformationszeit zurück und können im ideengeschichtlichen Sinne als Produkt dieser angesehen werden.

Es ist jedoch tatsächlich schwierig, mit diesem Mittel der Feststellung in der Generationsreihe weit zurückzugelangen, da sehr häufig der Zusammenhang der Kirchenbücher durch lokale Ereignisse, die oft die Wirkung weltgeschichtlicher Vorgänge waren, durchbrochen ist. Häufig haben Brände das Vernichtungswerk an den alten Urkunden getan, zumal in den vielen Kriegszeiten, die besonders über Deutschland seit der Reformationszeit gekommen sind. Vor allem hat der Dreißigjährige Krieg viele Urkunden zerstört und den Mantel der Erinnerungslosigkeit über Familien- und Volksgeschichte gedeckt, so daß vieles, was in Deutschland nach dieser furchtbaren Zeit geschaffen worden ist, geschichtlich vom psychologischen Standpunkt als ein allmähliches Aufleben von Erinnerungen an die frühere deutsche Kultur erscheint. Wie das große Kulturleben, so sind auch die Familienzusammenhänge und das Familienbewußtsein in dieser Zeit schwer geschädigt worden, so daß neben dem Verlust der Dokumente auch die Quelle der Familientradition in dieser Zeit abreißt. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß in manchen Familien gerade aus der Zeit nach dem langen Kriege die ersten Daten stammen und daß viele erhaltene Kirchenbücher in dieser Zeit beginnen. Immerhin ist schon viel gewonnen, wenn sich aus solchen Dokumenten eine Generationsreihe bis in das 17. Jahrhundert herstellen läßt, was allerdings im einzelnen Falle mit einer außerordentlichen zeitraubenden Arbeit verknüpft ist.

Dabei muß eines Einwandes gedacht werden, der von prinzipiell skeptischen Menschen gern gemacht wird, nämlich des Satzes: pater semper incertus, der, auf eheliche Verhältnisse angewendet, zu einer völligen Entwertung der Dokumente einer bestimmten ehelichen Geburt führen würde. Die Möglichkeit eines gelegentlichen objektiven Irrtums in einem solchen Dokumente in bezug auf den Vater muß allerdings zugestanden werden, jedoch ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß dieses Moment mehr bedeutet als eine prozentualisch völlig verschwindende Ausnahme. Übrigens bleibt für die genealogische Feststellung in unserem Sinne dann noch die Abstammung der Mutter als sehr wesentliches Moment, wenn auch vom Standpunkt des absoluten Skeptizismus auch dieser Punkt bei der theoretischen Möglichkeit der Kindesunterschiebung in Zweifel

gezogen werden kann. Praktisch erscheinen diese ganz vereinzelten Fälle zu belanglos, um als ernstliches Argument gegen die Feststellung genealogischer Zusammenhänge betrachtet zu werden. Und kein erfahrener Genealoge hat diese Einrede anders bewertet, denn als skeptische Übertreibung statistisch verschwindender Ausnahmefälle.

Von unserem Standpunkt sind dabei die Fälle von illegitimer ehelicher Geburt oder Kindesunterschiebung von großem Interesse, da sich dabei die Macht der angeborenen Anlage im Gegensatz zu dem zufälligen Milieu, besonders der Familienumgebung, in die ein Mensch hineingerät, in der deutlichsten Weise zu dokumentieren pflegt. Gerade diese Ausnahmefälle sind ungewollte Experimente über die Qualitäten und Vererbungstendenzen der Generationsreihen in physischer und psychischer Beziehung.

Wir fassen daher den Nachweis der Familienzusammenhänge aus den Geburts- und Taufurkunden als sehr wichtige Mittel der Generationsforschung auf. Außer diesen kommen nun noch eine ganze Reihe von anderen Urkunden als Belege über bestimmte Personen und Familienzusammenhänge in Betracht, besonders bei Besitzenden die Grund- und Lagerbücher, die bei manchen Orten und Gemeinden sehr weit zurückgehen. Ferner geben alte Verträge, Schuldscheine, Ausgabenverzeichnisse u. a. aus alter Zeit oft wertvolle Aufschlüsse. In unserer Zeit kommen die Personalakten über Beamte usw. als Quelle für Familienforschung hinzu, denen in alter Zeit, z. B. in manchen kleinen Staaten, die sogenannten Dienerbücher vorausgingen.

In bezug auf psychische Degenerationserscheinungen kommen besonders Akten von Irren- und Strafanstalten in Betracht. Am meisten ist das Thema, abgesehen von den rein genealogischen Studien, bisher im Sinne der Vererbungslehre von seiten der Psychopathologie behandelt, und es ist ideengeschichtlich zweifellos, daß letztere bei diesen Forschungen vorangegangen ist. Die Übertragung der psychiatrischen Untersuchung auf das normalpsychologische Gebiet soll aber nicht im Sinne einer unzutreffenden Erweiterung des Begriffes der geistigen Krankheit, sondern im Sinne methodischer Analyse von Vererbungserscheinungen erfolgen. Wenn die Psychiatrie in diesem Felde voran geht, so ist dies eine Folge davon, daß sie im Gebiet des Krankhaften ein einwandfreies Beobachtungsmaterial hatte, so daß sie eher zu bestimmten Resultaten kam als die einseitig gewordene Genealogie, die sich größtenteils mit der Feststellung des Stammbaumes und der Prüfung desselben

auf bestimmte Adelsprinzipien begnügte, ohne das Problem der Vererbung als wesentliche Aufgabe hinzustellen. Allerdings ist unverkennbar, daß in neuerer Zeit sich auch von seiten der Genealogie eine Annäherung an die Naturwissenschaft vollzogen hat, wie dies besonders in dem Buch von Lorenz zum Ausdruck gekommen ist[1]).

Jedenfalls sind die Krankengeschichten der Irrenanstalten ein wichtiges Material für das Studium der Degenerationserscheinungen in bestimmten Familien.

Zu den Dokumenten im weiteren Sinne gehören ferner geschriebene oder gedruckte Äußerungen von Zeitgenossen über bestimmte Personen. Bei Benutzung dieser Quellen muß jedoch kritische Vorsicht beobachtet werden, da hier die subjektive Auffassung bei dem Urteilenden häufig eine große Bedeutung hat. Man vergesse bei solchen Angaben nie, wer sie macht und überlege sich, in welcher Beziehung sie durch die persönliche Beschaffenheit des Berichtenden unwillkürlich verändert sein können.

2. Werke.

Neben der Untersuchung der Urkunden ist es notwendig, soweit als möglich die Werke eines Menschen, dessen Natur erforscht werden soll, in methodischer Art zu studieren. Diese sind entweder im menschlichen Geschehen verschwindende Handlungen oder länger dauernde Produkte, z. B. schriftstellerische, malerische, plastische oder bauliche und sonstige Leistungen, in denen sich die seelische Beschaffenheit eines Menschen ausgedrückt hat. Bei der Beurteilung solcher Werke bekommen öfter ästhetische Urteile eine enge Beziehung zu den Aufgaben der Individualpsychologie, indem sich die Grundeigenschaften des Künstlers in seinen Werken ausprägen.

Sehr bedeutungsvoll für unsere Zwecke ist die Untersuchung von Künstler- und Gelehrtenfamilien, in denen bestimmte Talente mehrfach auftreten. Hier lassen sich Übereinstimmung und Unterschiede der Beanlagung manchmal in sehr deutlicher Weise erkennen. Auch ist dabei gelegentlich ersichtlich, wie ein im Grunde ähnliches Element unter verschiedenen Zeitumständen entweder begünstigt oder unterdrückt wird. Allerdings gehört zur Beurteilung dieses Verhältnisses von Leistungen und Zeitverhältnissen ein sehr genaues Studium der letzteren, so daß die Aufgabe aus der Individual-

[1]) O. Lorenz, Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie, Berlin 1898.

psychologie oft in die Kunst- und Kulturgeschichte übergeht. Die Lösung solcher Aufgaben ist überhaupt nur möglich, wenn man von der Schubfächereinteilung der menschlichen Leistungen, welche die Grundlage der Spezialwissenschaften bildet, völlig absieht und von den psychophysischen Organisationen mit allen ihren Beziehungen zur Welt und zum Leben ausgeht. In diesen Punkten bedürfen die bisherigen genealogischen Methoden einer gründlichen Ergänzung in psychologischer Beziehung, um die seelischen Grundfähigkeiten, die in den Produkten eines Menschen zum Vorschein kommen, und ihre Stellung im Rahmen der Vererbungserscheinungen zu erkennen.

3. Stichproben.

Bei dem systematischen Gang einer genealogischen Untersuchung muß man eigentlich von dem in der Gegenwart Gegebenen schrittweise vorgehen und Generation für Generation urkundlich feststellen bzw. die Angaben eines Stammbaumes nachweisen. Selbst wenn man hierbei auf die Untersuchung der gesamten Ahnenreihe, die schon im fünften Glied 32 Personen umfaßt, verzichtet und sich auf die einfache Ahnenreihe von Mutter und Vater beschränkt, ergibt sich bei dem Mangel einer allgemein gültigen genealogischen Zeichenlehre eine außerordentlich zeitraubende und häufig unfruchtbare Arbeit, die zu dem gewonnenen Resultat, das über eine familiäre Bedeutung oft nicht hinausgelangt, in keinem Verhältnis steht. Dies ist um so mehr der Fall, je mehr Personen ein Stammbaum umfaßt. Es ergibt sich daraus das Bedürfnis, bei der Untersuchung ein abgekürztes Verfahren einzuschlagen, das doch im diagnostischen Sinne ebensoviel oder mehr leistet, als das bloße Nachschlagen von Kirchenbüchern. Ein solches Verfahren ist möglich, wenn ein Stammbaum nicht nur Namen und Daten betreffend Geburt oder Tod enthält, sondern auch einige Bemerkungen über Lebensschicksale oder Werke, deren Nachweis als Stichprobe auf die Glaubhaftigkeit eines Stammbaumes erscheint. Man suche also, wenn solche Angaben gemacht sind, diejenigen heraus, die einer Nachprüfung zugänglich sind, und untersuche diese möglichst genau.

Dabei tut man gut, nicht von der Gegenwart allmählich nach rückwärts zu gehen, sondern einige Punkte herauszugreifen, die weit zurückliegen, weil deren Nachweis für die Glaubwürdigkeit des Stammbaumes sehr ins Gewicht fällt und die der Gegenwart sich nähernden Angaben verhältnismäßig leichter auf Grund von Urkunden

nachträglich geprüft werden können. Solche Angaben können sich z. B. beziehen auf geschichtliche Ereignisse, ferner auf bestimmte Leistungen des Genannten, z. B. literarische Produkte. Bei weit zurückreichenden Stammbäumen suche man zunächst für jedes Jahrhundert einige solche Stichproben zu machen, und wenn dies gelingt, die Lücken zwischen den so gewonnenen festen Punkten allmählich auszufüllen. Der Versuch, eine lange Stammreihe von der Gegenwart ohne Auslassung rückwärts zu verfolgen, führt meist zu einer vorzeitigen Erschöpfung der Kräfte, und die Arbeit wird aufgegeben, weil an irgend einer Stelle der Zusammenhang mit größter Mühe nicht nachweisbar ist.

Ich halte daher die Methode der Stichproben, wie ich sie nach Analogie sonstiger Untersuchungen nennen möchte, für eines der besten Mittel, um bei der Erforschung des Stammbaumes vorwärts zu kommen. Dies gilt wesentlich für den Fall, daß ein überlieferter Stammbaum vorliegt, wodurch die Aufgabe oft sehr erleichtert wird; viel schwieriger ist diese, wenn nur wenige Ahnen bekannt sind und die weiteren lediglich auf dem Wege von Urkunden festgestellt werden sollen. Jedoch kommt auch hier die Methode der Stichprobe insofern zur Geltung, als man versuchen kann, Träger des gleichen Namens, die, ohne bewußte Blutsverwandtschaft, auffallend ähnliche Eigenschaften haben, herauszugreifen und ihre genealogischen Beziehungen zu ermitteln. Immerhin ist die Methode der Stichprobe wesentlich nur bei vorhandener Familientradition anwendbar.

4. Familiennamen.

Die Untersuchung der Familiennamen ist ein außerordentlich interessantes Kapitel der allgemeinen Sprachforschung, das bisher verhältnismäßig wenig behandelt worden ist. Wir können hier auf dasselbe nur insofern eingehen, als die Familiennamen zur Erkennung der Blutsverwandtschaft dienen. Allerdings macht sich auch schon bei dieser Beschränkung der Aufgabe die Notwendigkeit sprachlicher Untersuchungen oft geltend.

Unsere jetzigen Familiennamen sind das Endresultat einer sehr langen Entwicklung, in der Zeitverhältnisse und bestimmte kulturgeschichtliche Momente eine große Rolle spielen. Zunächst ist erkennbar, daß je weiter man einen Familiennamen zurückverfolgt, desto größere Streuungen der Schreibweise sich bemerklich machen. Die Erstarrung der Familiennamen ist eine Erschei-

nung, die deutlich mit der Ausbildung des modernen Staates zusammenhängt. Es handelt sich um eine Form der aktenmäßigen Fixierung, die als ein sehr wesentliches Moment bei jener erscheint und kulturgeschichtlich als Zeichen der Bureaukratie im eigentlichen Sinne betrachtet werden kann. Die Anfänge dieser sind in Deutschland schon bald nach der Reformationszeit erkennbar, werden dann durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges vorübergehend unterbrochen, um alsdann am Ende des 17. Jahrhunderts und am Anfang des 18. Jahrhunderts in enger Beziehung zu der deutschen Kleinstaaterei sich weiter zu entwickeln.

Zur Zeit ist die Form der Familiennamen in Deutschland im wesentlichen festgelegt und wird mit großer Peinlichkeit bis auf die einzelnen Buchstaben bewahrt, so daß manchem schon ein doppelter Buchstabe an Stelle eines einzelnen als eine Art Fälschung oder Nachlässigkeit erscheint. Nachdem das Wortgewissen im allgemeinen ein so empfindliches geworden ist, können manche es sich kaum vorstellen, daß es Zeiten gegeben hat, in denen man mit den Familiennamen noch sehr willkürlich verfuhr und diese in ganz verschiedener Form geschrieben wurden. Dieser Vorgang ist im größeren Zusammenhang ein Teil der staatlichen Erstarrung, die nach den Stürmen der Reformation in Deutschland eingetreten ist. Sehr interessant im Hinblick hierauf ist die Tatsache, daß dieser Fixierung eine Menge von Namensänderungen vorausgegangen ist, die auf humanistischem Boden erwachsen sind und wesentlich lateinische oder griechische Umbildungen ursprünglich deutscher Namen bewirkt haben. Aus dieser Zeit stammen neben Übersetzungen wie Melanchthon (Schwarzerd), Sartorius (Schneider), die vielen Namensformen, bei denen ein deutscher Stamm mit einer lateinischen Endung versehen ist, z. B. Vossius (Voss), Lucius (Lotz) usw.

Die geistige Bewegung, die in Form des Humanismus und der Reformation zur Erscheinung gekommen ist, hat auch die Namengebung in Fluß gebracht, bevor der Niederschlag in der neuen Form eintrat.

5. Grabdenkmäler.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten archäologische Ausgrabungen nicht nur für vorgeschichtliche Schicksale der Völker, sondern teilweise auch für genealogische Beziehungen von Bedeutung geworden sind. Wenn sich dies im wesentlichen auch nur auf Herrscherfamilien der ägyptischen und asiatischen

Reiche bezieht, so ist dadurch doch ein wesentliches Hilfsmittel gegeben, um neben den Kulturzuständen in jenen Zeiten auch die morphologische und zum Teil psychologische Beschaffenheit einzelner durch ihren Stand hervorragender Personen zu studieren und ihren Typus mit anderen zu vergleichen. Sicher wird die Vereinigung genealogischer und anthropologischer Betrachtungen in diesem Gebiet von großem Nutzen sein.

Diese Methode ist keineswegs neu, wenn sie auch in großem Maßstabe bisher meist nur bei weltgeschichtlichen Erscheinungen angewendet wurde. Im Grunde ist sie z. B. bei dem Studium der deutschen Vergangenheit, besonders der Geschichte bedeutender Geschlechter, längst benutzt, indem man z. B. die auf Grabsteinen von Friedhöfen und Grabkapellen gegebenen bildlichen Darstellungen bestimmter Personen verwendet hat. Allerdings ist dies bisher mehr von allgemeinen Gesichtspunkten, z. B. von dem kostümgeschichtlichen, geschehen, wie in dem wichtigen Buche von v. Hefner über die Trachten des Mittelalters.

Die gebräuchlich gewordenen Trachtenbilder aus diesen Zeiten beruhen vielfach auf Originalstudien an Grabdenkmälern. Es ist nun auch möglich, solche Darstellungen für genealogische Zwecke vom Standpunkt der Vererbungslehre zu gebrauchen, wenn man die morphologische Beschaffenheit, sowie die Art des Ausdruckes daran studiert.

Freilich ist man hier auf eine Darstellung angewiesen, zu welcher das Original im Geiste und durch die Hände eines Künstlers geworden ist, ebenso, wie bei den in späterer Zeit gebräuchlicheren Porträts, und man muß bei solchen Überlieferungen stets mit der subjektiven Auffassung des Darstellenden rechnen.

Allerdings werden diese Fehlerquellen in neuerer Zeit durch die Verbesserung der photographischen Methoden immer mehr beseitigt und noch geringer werden, wenn für naturwissenschaftlich genealogische Zwecke die Stereoskopphotographie in Anwendung käme, die einen außerordentlich guten Einblick in morphologische und physiognomische Verhältnisse gewährt.

Kehren wir zur Verwendung von Grabdenkmälern zurück, so ist zu bemerken, daß sich in neuerer Zeit, besonders in Norditalien z. B. in Genua und Mailand, wieder eine Porträtkunst zum Gedächtnis Verstorbener entwickelt, die sicher später für das Studium von Vererbungserscheinungen innerhalb der Familien von großer Bedeutung sein wird. Allerdings ist diese realistische Form der Friedhofskunst

bisher nur eine vereinzelte Erscheinung, während im allgemeinen einfache christliche Symbole oder allegorische Gestalten vorgezogen werden. Ob innerhalb der christlichen Religion diese Darstellung des Wirklichen auf Friedhöfen Aussicht hat, allgemeiner zu werden, kann zweifelhaft erscheinen. Daß sie vom Standpunkt der Ahnenverehrung und zur Stärkung des Familienbewußtseins sehr wünschenswert ist, ist sicher.

Außer der bildlichen Darstellung der Verstorbenen, enthalten die Grabplatten meist für genealogische Zwecke sehr wertvolle Angaben. Leider erweist sich im Verhältnis zur Länge der Generationen diese Form der Verewigung im allgemeinen als eine sehr unsichere, da außerordentlich viele Denkmäler im Laufe der Zeit verloren gehen. Es hängt dies mit dem Aufhören der Fürsorge von seiten der Nachkommen und mit der sparsamen Verwendung der Friedhofsplätze in den Gemeinden, besonders den Städten, zusammen. Immerhin bieten auch jetzt noch alte Grabplatten für genealogische Zwecke vielfach ein geeignetes Hilfsmittel dar.

---

6. Kapitel.

Wappenkunde als Teil der genealogischen Zeichenlehre.

Es liegt mir fern, im folgenden eine Darstellung der Wappenlehre vom heraldischen Standpunkt zu geben und damit in ein Gebiet einzugreifen, das schon mit großer Sorgfalt behandelt worden ist.

Die Familienforschung im Sinne des vorliegenden Buches beruht im wesentlichen auf Naturwissenschaft und Psychologie, hat aber andererseits enge Beziehungen zu der viel älteren Genealogie. Diese steht ihrerseits wieder im Zusammenhang mit der Heraldik oder Wappenkunde, die eine Jahrhunderte lange Vorgeschichte hat. Es ist von großem kulturgeschichtlichem Interesse, den Gang dieser Entwicklung bis zur Gegenwart zu verfolgen. Allerdings ist es im Rahmen dieses Buches nicht möglich, eine umfassende Geschichte der Heraldik und Genealogie zu geben, ich möchte jedoch wenigstens einige wichtige Stadien daraus hervorheben. Eines davon wird durch die Schriften von Johann Christoph Gatterer bezeichnet, der als ordentlicher Professor der Geschichte zu Göttingen in der

zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Genealogie wissenschaftlich darstellte. Hierbei kommt zuerst der Abriß der Heraldik oder Wappenkunde, „zum Nutzen der studierenden Jugend entworfen", in Betracht, der zuerst 1765 auf Verlangen des Verlegers Gabriel Nicolaus Raspe in Nürnberg verfaßt und mit 8 Kupfertafeln erläutert wurde, um „den bekannten Köhlerischen Wappenkalender dadurch nützlicher zu machen, und dessen Abgang zu fördern", wie es im Vorbericht zur II. Auflage heißt. Diese wurde 1774 im gleichen Verlag gedruckt, nachdem Gatterer schon vorher einen Nachdruck in einem anderen Verlage herausgegeben hatte. Die II. Auflage bei G. N. Raspe war in sehr zweckmäßiger Weise durch 5 Kupfertafeln und mehrere Register vermehrt, die nicht von Gatterer stammen. Es lag also ein eigenartiger Wettstreit zwischen Verfasser und Verleger vor.

Für den damaligen Stand der Wappenlehre ist schon eine Aufzählung der Kapitel charakteristisch.

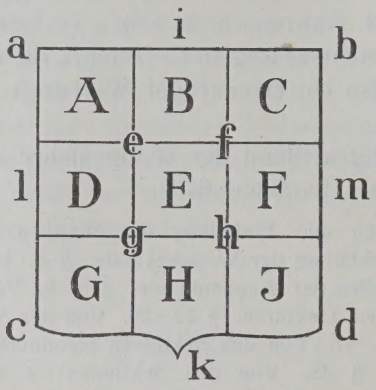
§ 1. Erklärung und Einteilung der Wappen. § 2. Ursprung der Wappen. § 3. Erklärung der Wappenkunde. § 4. Ursprung der Wappenkunde. § 5. Quellen der Wappenkunde. § 6—9. Vom Schilde überhaupt. § 10—11. Von den Tinkturen. § 12—20. Von den Sektionen und Figuren überhaupt. § 21—47. Von den Sektionen insonderheit, und zwar: 1. mit geraden Linien. § 48. Von den Sektionen: 2. mit krummen Linien. § 49—65. Von den Heroldsfiguren oder Ehrenstücken insonderheit. § 66—70. Von den natürlichen Figuren insonderheit. § 71. Von den künstlichen Figuren. § 72. Kunstwörter, die in Beschreibung der Figuren gebraucht werden. § 73—92. Regeln der Figuren. § 93—103. Von den Tinkturen der Figuren. § 104—111. Von der Vereinigung mehrerer Wappen überhaupt. § 112. Von der Vereinigung der Wappen, in den Frauenzimmer-Wappen insonderheit. § 113—114. Von dem Plan oder Entwurf der Wappen. § 115. Von der Ordnung im Blasonieren. § 116. Von den Nebenstücken der Wappen. § 117—120. Von dem Helme überhaupt. § 121—124. Von den Helmkleinodien. § 125—126. Von den Helmdecken. § 127—129. Von den Kronen. § 130. Von den Hüten und Mützen. § 131—132. Von Unterscheidungsstücken hinter dem Schilde und um denselben. § 133. Von den Prachtstücken, und zwar: 1. von den Schildhaltern. § 134. 2. von den Wappenzelten und Mänteln, und 3. von Losungsworten und Sinnsprüchen. § 135—136. Von den Beizeichen oder Brüchen. § 137. Von redenden Wappen.

Die grundlegende Erklärung Gatterers in § 1 lautet:

„Die Wappen (so wie wir jetzt dieses Wort gebrauchen) sind von dem höchsten Regenten eines Staates verwilligte Zeichen der Personen und Länder. Sie sind also eine Art von Bilderschrift oder von hieroglyphischen Zeichen. Die Personen, die Wappen führen, kann man sich entweder als

einzelne Personen vorstellen, so hat man den Begriff von persönlichen Wappen: oder man kann in Gedanken mehrere Personen zusammennehmen, insofern sie eine Familie und Gesellschaft ausmachen; woraus der Begriff von Familien- und Gesellschaftswappen entsteht."

Gatterer hat also einen an das Recht der Verleihung gebundenen Begriff vom Wappen, worin sich die Rechtsverhältnisse seiner Zeit spiegeln, im übrigen bringt er jedoch die Wappenkunde in bedeutungsvoller Weise mit der allgemeinen Zeichenlehre in Verbindung.



Figur 1.

ABC das Schildeshaupt oder die Oberstelle; DEF die Mittelstelle; GHI die Unterstelle oder der Fuß; ADG die rechte Seite; BEH die Pfalstelle; CFI die linke Seite; A die rechte Seite des Hauptes oder der rechte Oberwinkel; B die Mitte des Hauptes; C die linke Seite des Hauptes oder der linke Oberwinkel; D die rechte Seite des Herzens; E das Herz; F die linke Seite des Herzens; G die rechte Seite des Fußes oder der rechte Unterwinkel; H die Mitte des Fußes; I die linke Seite des Fußes oder der linke Unterwinkel; a das rechte Obereck des Schildes; b das linke Obereck des Schildes; c das rechte Untereck des Schildes; d das linke Untereck des Schildes; e das rechte Obereck des Herzens; f das linke Obereck des Herzens; g das rechte Untereck des Herzens; h das linke Untereck des Herzens; a b c d die Rand- oder Grenzlinien des Schildes; a i b der Hauptrand; c k d der Fußrand; a l c der rechte Seitenrand; b m d der linke Seitenrand; i die Mitte des Hauptrandes; k die Mitte des Fußrandes; l die Mitte des rechten Seitenrandes; m die Mitte des linken Seitenrandes.

Das heraldisch Wesentliche ist dabei nach seiner Darstellung:
1. der Schild mit seiner Einteilung, seinen Figuren und Farben,

2. der Helm mit den Helmkleinodien (Helmzeichen) und Helmdecken. In Gatterers Buch tritt deutlich hervor, in welch systematischer Weise alle einzelnen Teile der Wappenkunde, z. B. die Einteilung des Schildes in Felder, in der Heraldik behandelt wurden. Gatterer gibt dabei eine Zusammenstellung der wappentechnischen Ausdrücke (vergleiche die Figur 1 auf S. 48).

Aus der Darstellung Gatterers will ich hier nur noch einen Punkt herausgreifen, der für die Geschichte der Zeichenlehre von großem Interesse ist, nämlich die Tinkturen (Farben) und ihre Darstellung.

Von starker unterscheidender Bedeutung sind an den Wappen die Farben (Tinkturen) des Schildes und Helmes und aller auf und bei demselben vorkommende Dinge. Vom technischen Standpunkt sind selbstverständlich alle Anstriche auf Wappen künstliche. Im heraldischen Sinne werden jedoch die Farben in natürliche und künstliche eingeteilt, je nachdem „der Anstrich eines heraldischen Körpers mit der Farbe seines Urbildes übereinstimmt“ oder nicht. Als künstliche Tinkturen werden nach Gatterer in der Regel nur Gold und Silber, d. h. Gelb und Weiß, sowie Rot, Blau, Grün, Schwarz und Purpur verwendet. Ursprünglich wurden in den Wappenbüchern die Wappen in ihren eigentlichen Farben dargestellt. Im Zusammenhang mit der Entwicklung der Buchdruckerkunst machte sich das Bedürfnis geltend, für die wirklichen Farben Zeichen einzuführen. Dieser Vorgang vollzog sich nach Gatterers Darstellung gegen Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ungefähr in folgender Reihenfolge:

I. Beschreibung der Farben mit Worten (Wappenbuch von Martin Schrot 1576).

II. Andeutung der Tinkturen durch den Anfangsbuchstaben der Farben, und zwar entweder in deutscher (zuerst durch Christian Urstis, Mathematiker in Basel, in seiner Baselischen Chronik 1580) oder in lateinischer Sprache (Alphonsus Ciacconius), z. B. Gold = g oder A (Aurum), Silber = w (weiß) oder a (argentum). Der Nürnberger Kupferstecher Johann Siebmacher benutzte diese kurzen Zeichen der Tinkturen bei der Herausgabe seines neuen Wappenbuches 1605 noch nicht, wohl aber 1609. Diese Bezeichnungsweise kam also damals immer mehr auf.

III. Verwendung der Planetenzeichen zur Andeutung der Farben. In der Aspilogia (Lehre von den Schilden) des englischen Ritters Heinrich Speelmann, herausgegeben von Eduard Bissaeus

1654, bedeutet das Zeichen der Sonne ☉: Gold, des Mondes ☽: Silber, ♂ Rot, ♃ Blau, ♀ Grün, ♄ Schwarz und ☿ Purpur.

IV. Verwendung der Schraffierungen (Hachures), d. h. von Punkten und Strichen als Zeichen der Tinkturen.

Nach Gatterer ist die Reihenfolge der Erfindungen dabei folgende:

1. Franquart in der pompa funebris Alberti Pii Austriaci, (Bruxelles 1623 in folio). Es wird dargestellt: Gold durch horizontale Schraffierung, Silber durch eine weiße Fläche, Rot durch vertikale Schraffierung, Blau durch Punktierung, Schwarz durch doppelte diagonale Schraffierung, Grün durch diagonale Schraffierung von rechts unten nach links oben, Purpur (fehlt). (Die Bezeichnungen rechts und links sind vom Schildträger aus gerechnet, nicht vom Beschauer.)

2. Die übereinstimmende Schraffierung des Jesuiten Petra Santa 1638 und des Colombière 1639, die sich bisher gehalten hat. Gold: punktierte Fläche wie bei Colombière, Silber: weiße Fläche, Rot: vertikale Schraffierung wie bei Franquart, Blau: horizontale Schraffierung, Schwarz: vertikale und horizontale Schraffierung, Grün: Schraffierung von links unten nach rechts oben, Purpur: Schraffierung von rechts unten nach links oben.

3. Gelenius 1645. Gold: punktierte Fläche (wie bei Colombière), Silber: weiße Fläche, Rot: horizontale Schraffierung, Blau: diagonale Schraffierung von rechts oben nach links unten, Schwarz: vertikale Schraffierung, Grün: diagonale Schraffierung von links oben nach rechts unten, Purpur: fehlt.

Als ursprünglicher Erfinder erscheint Franquart, nicht Colombière, obgleich sich dessen Zeichen eingebürgert haben und dadurch der Ruhm der Erfindung an ihm haften geblieben ist.

Diese Entwicklung der heraldischen Ausdrücke für bestimmte Farben ist ein interessanter Seitenzweig der allgemeinen Zeichenlehre. —

In unserem Zusammenhang ergibt sich hauptsächlich die Aufgabe, die psychologische Bedeutung des Wappens als eines optischen Zeichens der Familienzusammengehörigkeit klarzustellen. In diesem Sinne ist es seiner eigentlichen Natur nach nichts als ein Kennzeichen der Blutsverwandtschaft, so daß also die besonderen Formen der Wappengebung nur verhältnismäßig nebensächliche Erscheinungen dieser allgemeinen Idee sind. Jene sind geschichtlich unter bestimmten Bedingungen entstanden und haben

sich bei Veränderung derselben zum Teil umgewandelt, ohne bisher von ihrem historischen Modell loszukommen.

Dieses besteht in der Wappenform, die sich wesentlich in der Kreuzritterzeit als klassisches Vorbild herausgestaltet hat und die im Grunde die Wappengebung der Gegenwart noch völlig beherrscht. Es waren die Zeichen der ritterlichen Wehrhaftigkeit, Schild und Helm, mit den besonderen Kennzeichen der einzelnen Person beziehungsweise der Familien, die einerseits in der Art der Teilung und Farbe, sowie den besonderen bildlichen Darstellungen in den Feldern des Schildes, andererseits in der Art der Helmzier bestanden. Letztere bestand wohl ursprünglich häufig aus Federn und Büschen, die dann heraldisch durch andere Dinge, speziell Figuren, ersetzt wurden. Das Gemeinsame ist der ritterliche Charakter, der nur in den dekorativen Zutaten eine individuelle und Familienbeziehung bekommt.

Entsprechend der Tatsache, daß die feudalen Institutionen trotz der konstitutionellen Entwicklung des modernen Staates noch bis in die Gegenwart hineinragen, zwar weniger leicht erkennbar, aber doch immer noch mächtig, hat sich auch die in den Kreuzzügen entstandene Wappenform mit großer Zähigkeit gehalten, und regelmäßig sind den Versuchen, dieselben einer veränderten Zeitanschauung anzupassen, die Rückschläge zu den klassischen Wappenformen gefolgt.

Ein großer Teil dieser Ansätze, den ritterlichen Charakter zu einem rein dekorativen umzubilden und das ritterliche Wappen in weitere Volkskreise, mit Anpassung an den Charakter dieser, einzuführen, sind in der Tat völlig mißlungen. Manche von den später entstandenen adligen und bürgerlichen Wappen, von denen die letzteren im Gegensatz zu der ritterlichen Wehr die seltsamsten Gegenstände, speziell des handwerklichen Lebens, im Schilde führen, erscheinen, geschichtlich und ästhetisch betrachtet, geradezu als Karikaturen. Das gleiche gilt für viele Variationen der Art und Stellung des Schildes, der ursprünglich der wirklichen Form entsprach und meist schräg oder vertikal gerichtet war, während später eine Anzahl von Variationen auftreten, die sich von dem ursprünglichen Schildmotiv dekorativ unter Anpassung an den Stil der Zeit entfernen.

Für die psychologische Auffassung ist es nun interessant, daß gerade manche der ältesten Wappenzeichen den spezifisch ritterlichen Charakter der Kreuzzugszeit noch nicht aufweisen, sondern in

einfachen Symbolen bestehen, die dann in dem ausgebildeten Wappen als dekoratives Element auftreten. So finden sich z. B. im Kloster Maulbronn auf den ältesten Grabplatten zum Teil noch ganz primitive Wappenzeichen, die später in heraldischer Kunstform wiederkehren, z. B. als Zeichen der Familie Magenheim, die uns noch beschäftigen wird, einfach zwei voneinander abgekehrte Monde, genau wie sie als Steinmetzarbeit in den uralten Mauern von Magenheim und Neipperg im Zabergau vorkommen, wo die Magenheimer gesessen haben.

Das, was im Sinne der ritterlichen Wappenkunde als dekorative Zutat erscheint, ist wahrscheinlich in manchen Fällen viel älter als die allgemeine Symbolik der ritterlichen Wehr und erscheint als eigentliches Kennzeichen bestimmter Familienzusammenhänge. Die geschichtliche Betrachtung steht daher, wenn sie über die Kreuzzüge hinaus nach rückwärts geht, der rein psychologischen Auffassung des Wappens als eines optischen Erkennungszeichen, an welche die Gegenwart anknüpfen könnte, durchaus nicht so fern, als es zunächst erscheint. In diesem Sinne ist also die ritterliche Wehr, die geschichtlich die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stande zum Ausdruck brachte, nicht notwendig zu einem Wappen im psychologischen Sinne des optischen Erkennungszeichens.

Geht man in dieser Weise an die Ursprünge des Wappenwesens heran, so zeigt sich eine unvermutete Beziehung zu anderen Formen des Ausdruckes der Zusammengehörigkeit, die allerdings meist nicht auf Blutsverwandtschaft, sondern auf Wahlverwandtschaft und genossenschaftlicher Verbindung beruht, nämlich zu den eigentümlichen motorischen Erkennungszeichen und Gesten, die bei Geheimbünden eine große Rolle als Erkennungsmittel spielen. Der Unterschied in der Verwendung dieser beiden verschiedenen Methoden erklärt sich aus der allgemein wahrnehmbaren Art des optischen und der rein persönlich mitteilenden des motorischen Zeichens.

In diesen Zusammenhang gehören noch die akustischen Kennzeichen, die im Militärleben von jeher als Losungswort eine große Bedeutung gehabt haben.

Bleiben wir in dem engeren Gebiete der optischen Kennzeichen, so ist außer den Wappen vor allem die Verwendung von bestimmten Farben in Gestalt von Fahnen speziell als Zeichen einer staatlichen und politischen Zugehörigkeit zu bemerken. In ihrer Verbindung haben Wappen und Farben allgemeine Bedeu-

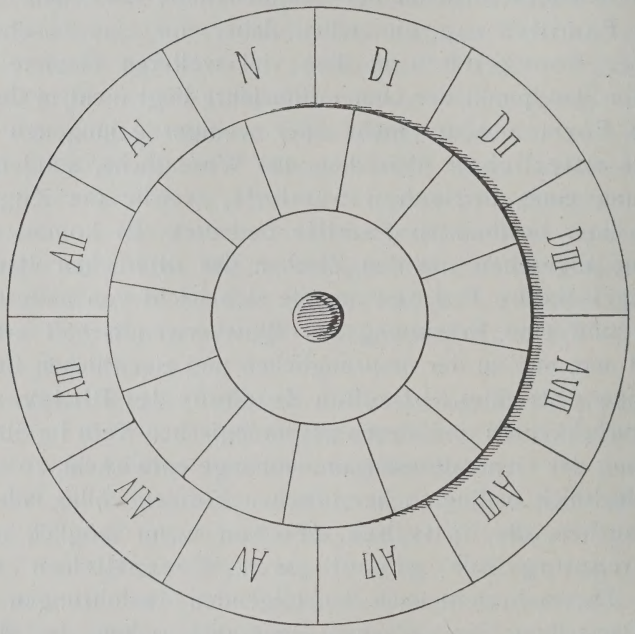
tung als Zeichen bestimmter Länder erlangt, während innerhalb dieser nationalen Beziehungen gewisse Variationen des Wappens zum Symbol einzelner Einrichtungen der betreffenden Länder, z. B. ihrer Kriegsmarine, geworden sind. Fahnen von bestimmter Farbe, die als Symbol einer politischen Richtung gelten, haben bei vielen Revolutionen eine entscheidende Rolle gespielt. Ein kulturgeschichtlicher Niederschlag der ritterlichen und landsmannschaftlich politischen Wappen- und Farbenzeichen erkennen wir auf unseren Hochschulen in den Abzeichen der farbentragenden Verbindungen, die eine Art lebendes Museum der Wappenkunde darstellen.

Die Familienwappen stellen daher nur eine besondere Art optischer Kennzeichen in dem viel weiteren Gebiete letzterer dar. Vom Standpunkt der Generationslehre liegt nicht in der heraldischen Form und der mehr oder weniger gelungenen Nachbildung der ritterlichen Abzeichen das Wesentliche, sondern in der Festhaltung eines optischen Symbols, welche die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie bedeutet. Es kommt demnach hier, ganz abgesehen von den Zeichen des ritterlichen Standes, auf charakteristische Formen an, die sich leicht von anderen unterscheiden und eine Erkennung der Blutsverwandtschaft erleichtern.

Will man nun zu der ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung des Wappens als eines optischen Zeichens der Blutsverwandtschaft zurückkehren und diesen psychologischen Kern im Sinne einer Darstellung der Generationszusammenhänge entwickeln, so muß man die geschichtlich bedingten heraldischen Formen völlig fallen lassen und versuchen, die optischen Zeichen wenn möglich mit einer Kennzeichnung des genealogisch Wesentlichen zu verbinden. Dieses besteht nach den folgenden Ausführungen zunächst in der Darstellung der einfachen Generationsreihen von Mann und Frau bzw. Vater und Mutter. Gäbe es eine Form des Wappenzeichens, bei welchem für jede neue Generation von dieser leicht ihr eigener Name hinzugefügt werden könnte, so wäre eine Wappenform mit der Möglichkeit fortschreitender genealogischer Ergänzung gegeben, so daß darin sehr wertvolle Anhaltspunkte für die Ermittlung der Ahnenreihe gegeben wären. Es erscheint als wesentliche Aufgabe einer genealogischen Zeichenlehre, die ganz unabhängig von den heraldischen Wappenformen im Sinne der naturwissenschaftlichen Generationslehre vorgehen will, Formen zu finden, bei denen, neben dem charakteristischen Zeichen der Familie, der Zuwachs von Generationen mit Berücksichtigung

des weiblichen Elements verzeichnet werden kann. Ich betrachte dies als ein Problem, das wahrscheinlich erst nach langer und mühseliger Arbeit richtig gelöst werden wird, ebenso wie das ritterliche Wappenwesen nicht plötzlich entstanden ist, und möchte diejenigen, welche sich für eine naturwissenschaftliche Entwicklung des Familienstudiums, der Generations- und Vererbungslehre und besonders des Adelsbegriffs interessieren, zur Beschäftigung damit anregen.

Im vollen Bewußtsein der Schwierigkeit und lediglich als vorläufigen Versuch gebe ich nun die Grundform eines solchen Fami-



Figur 2.

lienabzeichens mit Kennzeichnung des Generationszusammenhanges. Ich gehe dabei aus von der elementaren Form dreier konzentrischer Kreise, von denen der kleinste das optische Kennzeichen in Gestalt einer bestimmten Form auf farbigem Grunde enthält. Dieses Kennzeichen kann mit dem Beruf und den Neigungen der wappengestaltenden Person oder dem Schicksal der Familie, vielleicht auch mit dem Namen derselben irgendwie verknüpft sein. Dabei ermöglicht die einheitliche oder in einzelnen Feldern verschiedene Färbung des Grundes Unterscheidung bei zufälligerweise gleicher Wahl desselben Zeichens von anderen Familien.

Ganz unwahrscheinlich werden Verwechslungen, wenn als drittes Unterscheidungsmittel die Anfangsbuchstaben der Namen von Vater und Mutter in den verschiedenen Generationen verwendet werden. Um diese einzutragen, wird der mittlere Ring zwischen den konzentrischen Kreisen verwendet, der durch Radien in eine größere Zahl von Abteilungen gegliedert ist. Nehmen wir eine Teilung durch zwölf Radien an, so ist Platz gegeben, um von einem Segment aus, am besten dem nach oben im Sinne einer Uhr auf XII gerichteten, die aufsteigenden Generationen (Aszendenz) nach links, die absteigenden (Deszendenz) nach rechts im Sinne der Bewegung des Uhrzeigers einzutragen.

Auf dem äußeren Ring, der beweglich ist, sind die Zeichen für die Generationen AI—VIII und DI—III eingetragen, so daß entsprechend der fortschreitenden Deszendenz und Aszendenz der äußere Ring auf den mittleren eingestellt werden kann, wobei das obere Segment den Namen der Persönlichkeit (N) enthält, von der aus Aszendenz und Deszendenz gerechnet wird.

Wir erhalten somit nebenstehendes typische Schema zum Eintrag des Familienzeichens und der Generationsreihen (Figur 2).

Man kann diese Form der genealogischen Darstellung als Ahnenuhr bezeichnen. Diese läßt sich leicht aus einem billigen Material in vielen Exemplaren herstellen, so daß ohne wesentliche Kosten jedes Mitglied bestimmter Familien dieses Kennzeichen besitzen könnte. Auf diesem Wege würde in wenigen Generationen ein wertvolles Material zur Feststellung von Blutsverwandtschaften gewonnen werden.

---

7. Kapitel.

Stammbaum, Ahnen- und Sippschaftstafel.

Der Begriff der Familie hat zwei Bedeutungen, entweder versteht man darunter die ehelich Zusammenlebenden mit ihren Nachkommen oder die blutsverwandten Träger des gleichen Namens. Im letzteren Sinne gehört die Frau als meistenteils nicht Blutsverwandte streng genommen nicht zur Familie des Mannes, ebenso wie die gemeinsamen Kinder trotz der Blutsverwandtschaft mit der Mutter dem Namen nach nicht zur Familie dieser gehören. Es sind also die Begriffe Familie und Blutsverwandtschaft zwar in

Wirklichkeit eng verknüpft, jedoch methodisch zu trennen. Im folgenden wenden wir den Begriff der Familie stets im entwicklungsgeschichtlichen, nicht im staatlichen Sinne der ehelichen Zusammengehörigkeit an. Und zwar verstehen wir darunter nicht nur blutsverwandte Träger des gleichen Namens, sondern die Blutsverwandtschaft im weiteren Sinne.

Es muß nämlich von vorn darauf hingewiesen werden, daß neben den männlichen Trägern des Namens die weiblichen Komponenten der Generationsreihe, die bei der jetzigen Art Stammbäume zu schreiben eine Nebenrolle spielen oder ganz ausgeschaltet werden, von größter Bedeutung für die Generationsreihen sind.

Man kann diese in folgender Weise darstellen:

1. Verfolgt man, von einer bestimmten Person ausgehend, ihre Aszendenz durch eine Reihe von Generationen in der Art, daß man stets nur die Vorfahren von Vater und Mutter feststellt, welche mit diesen gleichen Namen haben, sowie deren Frauen, so erhält man eine Reihe, die man als die einfache Generationsreihe bezeichnen kann.

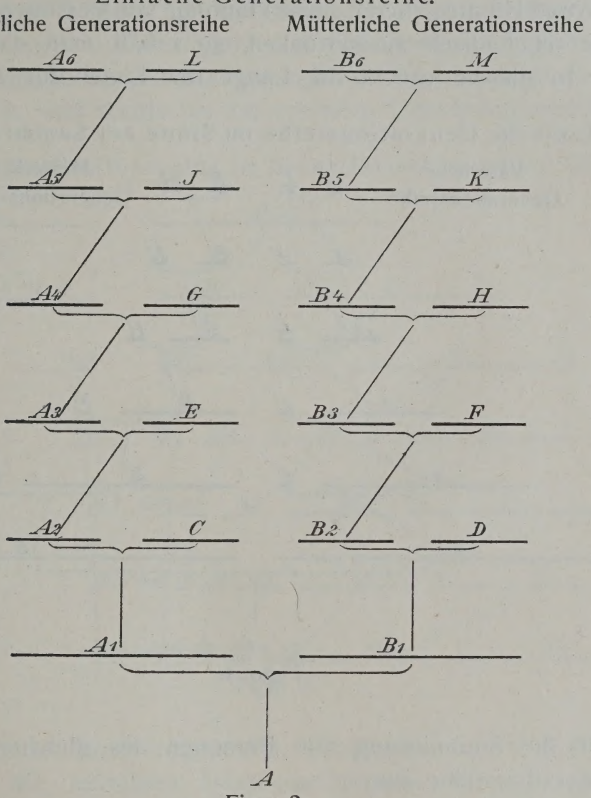
Hierbei sind alle Blutsverwandtschaften außer der direkten Linie ausgeschaltet. Diese einfachen Generationsreihen sind zum Studium von Vererbungstatsachen unzureichend.

2. Stellt man die Deszendenz eines bestimmten Paares in der Art fest, daß sämtliche Nachkommen genannt werden, soweit sie den gleichen Namen tragen, so erhält man das, was man gewöhnlich in den sogenannten Stammbäumen findet. Hierbei ist schon ein viel besserer Einblick in die Komposition des Generationskomplexes möglich.

3. Geht man von einer Person aus und stellt nicht nur die väterliche Ahnenreihe fest, sondern auch die weiblichen Mitglieder der Generationsreihe, und verfolgt man wieder deren Ursprung mit Feststellung des männlichen und weiblichen Elementes, so erhält man die sogenannte Ahnentafel. Diese entspricht den Anforderungen der Vererbungslehre insofern mehr, als das weibliche Element dabei besser berücksichtigt wird. Andererseits leidet sie darunter, daß bei den Trägern des Familiennamens nur die einfache Generationsreihe berücksichtigt wird. Es ist demnach sowohl der Stammbaum als die Ahnentafel allein unzureichend, um eine exakte Untersuchung von Vererbungstatsachen zu ermöglichen. Nur die Vereinigung beider Methoden und Darstellungsarten kann die nötige Grundlage bieten.

Um die Unterschiede hervortreten zu lassen, gebe ich zunächst eine Darstellung 1. der einfachen Generationsreihe, 2. der Ahnentafel und 3. des Stammbaumes für eine bestimmte Person:

Zu 1. In der Figur 3 sind die Vorfahren einer Person A in der Weise verzeichnet, daß links die einfache Generationsreihe für den



Figur 3.

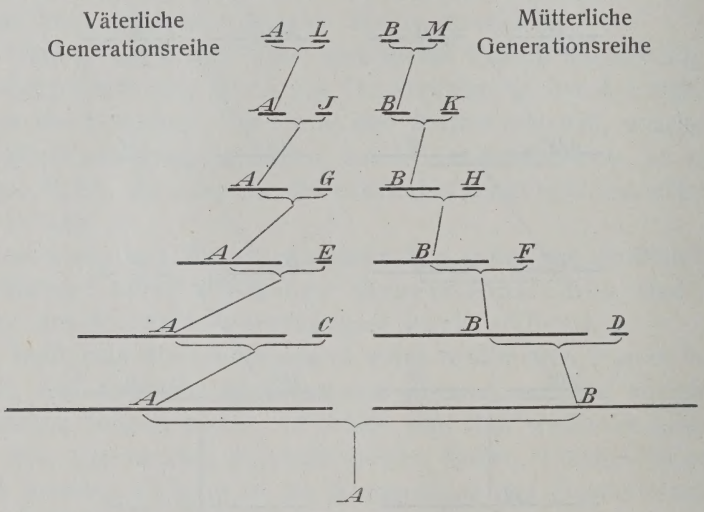
Vater (A1), rechts die entsprechende für die Mutter (B1) angegeben ist.

Theoretisch müßte die Person A als $A_1 + B_1$ bezeichnet werden, während sie nach der gewöhnlichen staatlich fixierten Regel nur den Namen des Vaters trägt. Die Namen der Frauen in den sechs aufsteigenden Generationen sind mit den Buchstaben B bis M angedeutet. Zählt man die Personen gleichen Namens auf beiden Seiten zusammen, so ist diese Zahl gleich der der Generationen, näm-

lich 6A und 6B. Von diesen sind alle 6A männlich, von den 6B sind 6 — 1 = 5 männlich, 1B, nämlich die Mutter des A mit dem Zeichen B1, weiblich. Es überwiegt also die Zahl der männlichen Aszendenten gleichen Namens auf der Vaterseite die auf der Mutterseite um eine Person.

Sucht man, von den Stammvätern der männlichen und weiblichen Linie A6 und B6 ausgehend, diese Häufung von Personen des gleichen Namens schematisch auszudrücken, so erhält man das Schema in Fig. 4. In diesem drückt die Länge der Linien für A1 — A6 und

Einfache Generationsreihe im Sinne der Summierung.



Figur 4.

B1 — B6 die Summierung von Personen des gleichen Namens in der Generationsreihe aus.

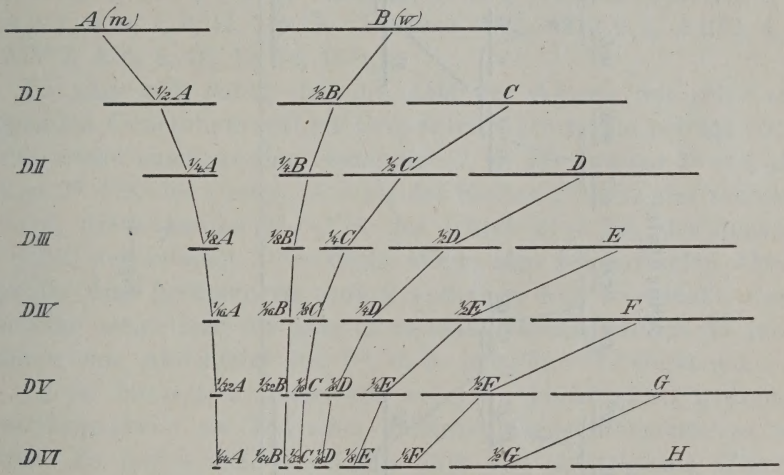
Die theoretische Voraussetzung zu diesem Schema bildet die Anschauung, daß in jedem Menschen potentiell die ganze Summe seiner Vorfahren steckt. Ob dies tatsächlich zutrifft, ist eine Frage der Untersuchung und Erfahrung, hier handelt es sich zunächst darum, die verschiedenen denkbaren Anschauungen in schematischer Form klar auszudrücken.

Ganz entgegengesetzt diesem Gedanken der Summierung der Vorfahren ist der einer fortschreitenden Vermischung in der Deszendenz im Sinne einer allmählichen Veränderung des ursprünglichen Elementes. Schematisch läßt sich dieser Gedanke im Sinne

der Halbierung in jeder neuen Generation ausdrücken, indem man jedes neue Individuum zur Hälfte von väterlicher, zur Hälfte von mütterlicher Seite herleitet.

In dem Schema (Fig. 5) stellen A (männlich) und B (weiblich) ein Urelternpaar dar; die Deszendenz ist im Sinne obiger hypothetischen Anschauung mit $\frac{1}{2}$ A + $\frac{1}{2}$ B berechnet. In dem Schema ist als Deszendenz (DI—VI) stets nur ein männliches Individuum gedacht, welches eine weitere Ehe eingeht und das Elternpaar fortpflanzt. Die Frauen, welche zu den direkten männlichen Nachkommen von A und B hinzutreten, sind rechts bis zur sechsten Deszendentenreihe durch

Einfache Generationsreihe im Sinne fortschreitender Teilung.

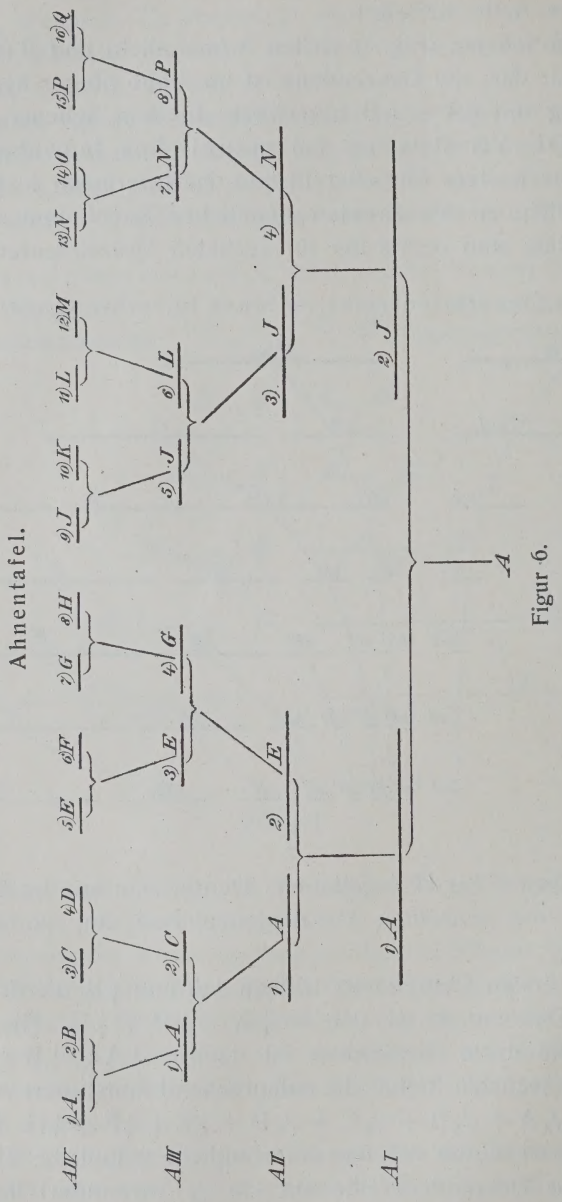


Figur 5.

die Buchstaben C bis H angedeutet. Deutet man nun im Sinne obiger Hypothese die einzelnen Deszendenzphasen an, so ergibt sich folgendes:

In der ersten Deszendenz tritt zu $\frac{1}{2}$ A und $\frac{1}{2}$ B die Frau C hinzu, die zweite Deszendenz ist also = $\frac{1}{4}$ A + $\frac{1}{4}$ B + $\frac{1}{2}$ C. Hierzu tritt als Frau D. Die dritte Deszendenz ist dann = $\frac{1}{8}$ A + $\frac{1}{8}$ B + $\frac{1}{4}$ C + $\frac{1}{2}$ D usf. bis zur sechsten Reihe, die entsprechend konstruiert werden muß, nämlich = $\frac{1}{64}$ A + $\frac{1}{64}$ B + $\frac{1}{32}$ C + $\frac{1}{16}$ D + $\frac{1}{8}$ E + $\frac{1}{4}$ F + $\frac{1}{2}$ G. Nach dieser Darstellungsart müßte sich das ursprüngliche männliche Element A in der sechsten Deszendenzreihe auf ein $\frac{1}{64}$ vermindert haben, wenn eine solche fortschreitende „Entmischung“ bei der Nachkommenschaft einträte.

Diese Art der Auffassung muß jedoch nach einer großen Menge von Erfahrungstatsachen als völlig unrichtig be-



Figur 6.

zeichnet werden, da offenbar eine viel größere Konstanz der Vererbung im Gegensatz zu dieser Vorstellung einer fortschrei-

tenden Verteilung besteht. Die Erfahrung spricht eher dafür, daß das obengegebene Schema der Summierung von Ahnen den wirklichen Vererbungstatsachen relativ näher kommt, als das der fortschreitenden Teilung.

Zu 2. Um die Ahnentafel schematisch darzustellen, gehen wir von einer Person A aus und verzeichnen in jeder aufsteigenden Generation (AI—IV) die männlichen und weiblichen Personen derart, daß auch die Vorfahren der letzteren stets mit genannt werden (vgl. Fig. 6). Schreibt man links die väterlichen, rechts die mütterlichen Ahnen und zählt man dann in jeder Generation von links nach rechts, so haben die männlichen Personen stets ungerade, die weiblichen gerade Zahlen. (Männer: AI1, AII1 u. 3, AIII1, 3, 5, 7, AIV1, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15. Frauen: AI2, AII2 u. 4, AIII2, 4, 6, 8, AIV 2, 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16[1]).)

Es zeigt sich dabei, daß die Zahl der Ahnen mit jeder aufsteigenden Generation um das Doppelte wächst. Sie beträgt somit in der ersten aufsteigenden Generation 2, in der zweiten $2^2 = 4$, der dritten $2^3 = 8$, der vierten $2^4 = 16$, der fünften $2^5 = 32$, der sechsten $2^6 = 64$, der siebenten $2^7 = 128$, der achten $2^8 = 256$, der neunten $2^9 = 512$, der zehnten $2^{10} = 1024$. Wenn also jemand seine Ahnen ungefähr drei Jahrhunderte zurück verfolgen will, so umfaßt dieser Zeitraum, wenn man für jede Generation durchschnittlich 33 Jahre rechnet, eine Ahnentafel von 2^9, d. h. ungefähr 512 Personen.

Es ist interessant, dabei die relative Häufigkeit gleicher Familiennamen als Teil einer einfachen Generationsreihe zu beachten. Es finden sich in obigem über vier aufsteigende Generationen durchgeführten Beispiel:

Ahnen des A mit dem Namen des Vaters A vier, mit dem Namen der Mutter J vier, mit dem Namen E (Name der Großmutter väterlicherseits) drei, mit dem Namen N (Name der Großmutter mütterlicherseits) drei usf. Denkt man sich diese Ahnenreihe weiterfortgeführt, so ergibt sich, daß die Zahl der Träger eines bestimmten Namens in der Ahnenreihe gleich ist der Zahl der gesamten Generationen weniger der Zahl von Generationen, in denen der Name noch nicht vorkommt. Wenn also z. B. eine Urgroßmutter von A den Namen C gehabt hat, so kommt dieser in einer bis zur 10. Generation aufwärts verfolgten Ahnenreihe $10 - 2 = 8$mal vor, in dem bis zur 4. Generation durchgeführten Schema $4 - 2 = 2$mal. Dabei darf die Person, deren Ahnenreihe festgestellt wird, nicht mitgerechnet werden.

[1]) Vgl. Lorenz, Lehrbuch der Genealogie, Seite 218ff.

Bei der gewählten Darstellungsart lassen sich bestimmte Personen in der Ahnenreihe, deren sprachliche Bezeichnung sonst sehr schwer wäre, außerordentlich leicht hervorheben, indem man die Generationsreihe und die laufende Nummer innerhalb dieser bei der gewählten Schreibart angibt. So bedeutet z. B. der kurze Ausdruck IV8 die achte Person der vierten Ahnenreihe. Aus der geraden Zahl geht nach obiger Regel hervor, daß es eine Frau sein muß. Ferner ist aus dem Schema klar, daß in jeder Generation die erste Hälfte der Personen auf die väterliche, die zweite auf die mütterliche Seite gehört. Somit handelt es sich bei IV8, im Schema = H, um eine weibliche Vorfahrin des Vaters, und zwar in der dritten Generation von diesem aus nach aufwärts gerechnet, d. h. um eine Urgroßmutter desselben, deren genaue Stellung in der Aszendenz aus dem Schema sofort ersichtlich ist.

Es ist nämlich IV8 die Mutter der weiblichen Person III4, diese die Mutter der weiblichen Person II2, welche die Mutter von der männlichen Person I1 ist, d. h. des Vaters von A, also die Großmutter von A väterlicherseits ist. Die zusammengehörigen Ziffern von der IV bis zur I aufsteigenden Generation sind also 8, 4, 2, 1, d. h. die Zahl muß bei jeder weiteren absteigenden Generation halbiert werden. Dabei ist nach der früheren Regel klar, daß IV8, III4, II2 Frauen, I1 einen Mann (den Vater von A) bedeuten. Ähnlich läßt sich die Zusammengehörigkeit z. B. für IV7 bestimmen. Dieses Zeichen bedeutet wegen der ungeraden Ziffer einen Mann, der zusammen mit IV8 das Elternpaar zu III4 bildet.

Die Regel lautet also für Personen mit einer ungeraden Ziffer so, daß letztere + 1 die Frau bedeutet, zu welcher in der nächsten Generation eine Person mit der Hälfte der Summe als Kennzahl $\left(\frac{7+1}{2}=4\right)$ gehört. Man erkennt, daß sich damit sogleich bestimmen läßt, ob die Deszendenz einer bestimmten Person in der nächsten Generation männlich oder weiblich ist, z. B. gehört zu IV1 und IV2 in der dritten Aszendentenreihe die Ziffer $\frac{2}{2}=1$, d. h. ein männlicher Nachkomme, zu IV3 und IV4 das Zeichen III2, d. h. ein weiblicher Nachkomme, zu IV5 und IV6 das Zeichen III3, d. h. eine männliche Person. Somit läßt sich die Stellung der Deszendenz im Schema, wenn man den Ausgangspunkt hat, gesetzmäßig bestimmen.

Diese Zahlenverhältnisse sind nun ein ausgezeichneter Anhaltspunkt, um die sprachlich oft sehr schwer auszudrückenden Verwandt-

schaften innerhalb der Ahnenreihe durch eine Zeichensprache leicht zu merken. Hat man bei einer Erzählung über verwandtschaftliche Beziehungen z. B. aufgefaßt, daß eine Person im System das Zeichen III5 hat, so kann man aus diesem Zahlbegriff die wirklichen Verhältnisse mit Sicherheit ableiten. Es erweckt dies dann, wie alle mnemotechnischen Kunststücke, jedesmal den Eindruck einer großen Gedächtnisleistung, während es sich um eine innere Gesetzmäßigkeit der Ahnenreihe handelt.

Das Vorstehende bildet die Grundlage einer genealogischen Zeichenlehre, die dringend nötig erscheint, um sich in diesem Gebiete rasch zu verständigen.

Als Beispiel gebe ich folgendes:

Frau S und Fräulein G sind miteinander weitläufig verwandt. Es stellt sich heraus, daß der Vater des Vaters der Mutter der Mutter von Fräulein G identisch ist mit dem Vater des Vaters des Vaters von Frau S. Reiht man die betreffenden Personen in das obige Ahnenschema ein, so ergibt sich in bezug auf Fräulein G: 1. Mutter derselben = A I2; 2. Mutter dieser = A II4; 3. Vater dieser = A III7; 4. Vater dieses = A IV13; in bezug auf Frau S: 1. Vater = A I1; 2. Vater dieses = A II1; 3. Vater dieses = A III1. Es ist somit A IV13 (G) = A III1 (S). Aus dieser einfachen Formel läßt sich das ganze Verwandtschaftsverhältnis mit Sicherheit ableiten. Dabei ist erkennbar, daß Fräulein G zur vierten, Frau S zur dritten Deszendenzreihe der gleichen Person gehört, daß sie also im Verhältnis von Tante und Nichte im vierten Grade stehen.

Zählt man die in der Ahnenreihe bis zu einer bestimmten, z. B. der 5. Generation enthaltenen Personen zusammen, so ergibt sich folgendes:

$A\,I = 2^1 = 2$; $A\,II = 2^2 = 4$; $A\,III = 2^3 = 8$; $A\,IV = 2^4 = 16$; $A\,V = 2^5 = 32$; Summa $= 62 = 2^6 - 2$.

Dementsprechend ist die Summe der Ahnen einer Person bis zur vierten Reihe $= 2^5 - 2 = 32 - 2 = 30$, bis zur dritten Reihe $= 2^4 - 2 = 16 - 2 = 14$. Rechnet man die Person, um deren Ahnenreihe es sich handelt, mit, so ergibt sich als Gesamtzahl bis zur xten Reihe: $2^{x+1} - 1$, z. B. bis zur siebenten Reihe: $2^8 - 1 = 248 - 1 = 247$. Nach dieser Formel läßt sich die Summe des Ahnenverlustes, d. h. der Personen, die bei Verwandtenheiraten in der Aszendenz bis zu einer bestimmten Reihe gleich sind, leicht berechnen. Wenn z. B. in der Ahnenreihe A III Nr. 1 und 7 identisch sind, d. h. wenn der Urgroßvater väterlicherseits gleich dem Urgroßvater mütterlicher-

seits ist, so beträgt der Ahnenverlust in der Reihe A III 1, in A IV 2, in A V 2^2, in A VI 2^3 usf., folglich bis zur Reihe A VI $2^4 - 1$. Der Exponent 4 ergibt sich als VI — II. So läßt sich der Ahnenverlust bis zu einer beliebigen Reihe berechnen.

Wir haben bei diesem Beispiel den Fall angenommen, daß in der Ahnenreihe verschiedene Personen vorkommen, die Abkömmlinge eines in der Ahnenreihe vorkommenden Elternpaares sind. Nehmen wir z. B. an, daß in obigem Schema (Fig. 6) die Großmutter mütterlicherseits nicht N, sondern eine Tochter des Paares E + G in der dritten aufsteigenden Generation gewesen sei, so wären in dieser Generation nicht vier, sondern drei Ahnenpaare vorhanden. Man hat diese Erscheinung vom rein mathematischen Standpunkt als Ahnenverlust bezeichnet, ein Ausdruck, durch den leicht Mißverständnisse erregt werden können.

Vom Standpunkt der Vererbungslehre fragt es sich, wie dieser Ahnenverlust auf die Blutmischung wirkt. Im obigen Beispiel wären, wenn in der zweiten aufsteigenden Generation statt N z. B. eine Tochter von E + G der dritten Generation stände, die Eltern des A, nämlich A und J blutsverwandt als Enkel von E + G der dritten aufsteigenden Generation.

Der Ahnenverlust wirkt also in diesem Falle verstärkend auf eine bestimmte Komponente der Generation. Das gleiche gilt im allgemeinen für die Wirkung des Ahnenverlustes. Betrachtet man unter diesen Voraussetzungen die Zusammensetzungen der Ahnenreihe, so zeigt sich, daß der Ahnenverlust, der hier in der dritten Generation bei Identität zweier Elternpaare = 2 ist, sich dadurch in jeder weiteren aufsteigenden Generationsreihe verdoppelt. Er ist also z. B. in der vierten Generationsreihe = 2^2 = 4, in der zehnten Generationsreihe: $2^8 = 256$. Diese reduzierende Wirkung der Heiraten Blutsverwandter auf die Zahl der an der Ahnenreihe beteiligten Personen ist ein sehr bedeutender. Ihre stammesgeschichtliche Wirkung wird viel klarer, wenn man beim Schreiben der Ahnentafel die identischen Elternpaare nicht in eines zusammenzieht, sondern unter Bemerkung der Identität die Ahnentafel völlig ausführt. Es zeigt sich dann sehr deutlich, daß es sich physiologisch nicht um Ahnenverlust handelt, sondern um eine mit jeder aufsteigenden Generation wachsende Zahl von identischen Personen in der Ahnentafel. Dies bedeutet eine wesentliche Verstärkung bestimmter Familien in der Ahnenreihe. —

Während wir bei der schematischen Darstellung der Ahnenreihen eine völlig regelmäßige Konstruktion und gesetzmäßige Beziehungen zwischen den einzelnen Reihen finden, ist dies bei den Stammbäumen nicht der Fall. Dieser Benennung liegt die bildliche Vorstellung zugrunde, daß aus einem Elternpaare, das gewissermaßen als Wurzel gedacht wird, ein Stamm hervorwächst. Dabei ist eine Regelmäßigkeit der Konstruktion im einzelnen nicht vorhanden, da letztere von der Zahl der Nachkommen abhängt. Die Menge der Individuen in jeder Generation ist eine erfahrungsmäßig sehr wechselnde.

Aus dem zugrunde liegenden Bilde ergibt sich, daß die Schreibweise eines Stammbaumes ursprünglich von unten nach oben geht, wo sich die Krone des Baumes ausbreitet. In dieser Weise findet man auch solche Darstellungen aus früherer Zeit fast stets ausgeführt, wobei der Stammbaum im Bilde oft aus einer Person herauswächst. Jedoch gerät diese Art der Darstellung in einen Widerspruch mit den Begriffen der Aszendenz (aufsteigende Generationen) und Deszendenz (absteigende Generationen), wobei die Richtungsvorstellungen gerade umgekehrt sind. Es ist daher zur Verständigung zweckmäßiger, für die Aszendenz stets aufsteigende, für die Deszendenz absteigende Reihen zu wählen. Die Stammbäume werden somit besser im Sinne der Deszendenzreihe geschrieben. Allerdings ist dadurch das ursprüngliche Bild des Stammbaumes völlig umgewandelt, so daß dieser Ausdruck nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Auch physiologisch und entwicklungsgeschichtlich kann man gegen denselben Bedenken haben.

Der Begriff des Stammbaumes enthält ein Bild aus dem Pflanzenleben. Nicht aus der Wurzel, sondern im Grunde aus dem Keim wächst der Baum hervor und breitet sich mit Ästen, Ästchen und Blättern aus. In dieser Weise wird seit langer Zeit das Hervorgehen einer Zahl von Nachkommen und Deszendenzreihen aus einem ursprünglichen Keim dargestellt. Als solcher erscheint in der Regel der Stammvater.

Hier finden wir den ersten physiologischen Fehler des scheinbar so einleuchtenden Bildes. Die Generationsreihen gehen nicht wie ein Baum auf einen Keim zurück, sondern auf zwei, einen väterlichen und einen mütterlichen, aus deren Zusammentreffen die Nachkommenschaft entsteht. Der zweite Fehler der Bezeichnung liegt in der angenommenen Art der Weiterentwicklung. Bei dem Baum entstehen Äste, Ästchen, Blätter und Blüten lediglich durch

Entfaltung der in dem Keim liegenden Anlagen, ohne neuen Befruchtungsvorgang. Ein solcher geschieht erst an den als höchste Leistung der Pflanzenentwicklung auftretenden Blüten.

Die Entstehung eines Stammbaumes im physiologischen Sinne aus einem Urkeim ist dagegen nur denkbar durch das jedesmalige Hinzutreten eines neuen weiblichen Keimes. Das Bild des Stammbaumes ist daher naturwissenschaftlich falsch und bedingt leicht Mißverständnisse, da das Hervorwachsen des ganzen Baumes von Nachkommen als eine Entfaltung des in dem Urvater gegebenen Keimes erscheint, während fortwährend neue weibliche Elemente zur Entstehung der Deszendenz gehören. Ein Baum kann nur als Gleichnis für die Entfaltung von Anlagen eines einzelnen Individuums dienen, nicht für die Entwicklung von Deszendenzreihen. Will man letztere ausdrücken, so muß man an die Entstehung neuer Bäume aus den Keimen denken, welche durch Befruchtung der Blüten entstehen. Es fehlt also in dem Ausdruck Stammbaum von vornherein die Betonung des weiblichen Elements. Allerdings kann dies bei der bildlichen Darstellung einigermaßen nachgeholt werden, indem man bei den einzelnen männlichen Nachkommen die Namen der Frauen vermerkt. Es fehlen jedoch dann noch bei der gewöhnlichen Art der Schreibung die weiblichen Nachkommen, die zum Teil ihre Namen durch Verheiratung verlieren und dadurch ausgeschaltet werden, während sie vom Standpunkt der Vererbungslehre bedeutende Wirkungen haben können. In den üblichen Stammbäumen werden für gewöhnlich nur solche Nachkommen vermerkt, welche den gleichen Familiennamen mit dem Urvater haben, während es sich physiologisch um die Feststellung aller Nachkommen eines bestimmten Elternpaares handelt.

Die übliche Art, Stammbäume zu zeichnen, erfüllt also von unserem Standpunkte aus nur sehr unvollkommen ihre Aufgabe. Nur wenn auch die weiblichen Nachkommen und deren Kinder usw. berücksichtigt werden, kann man den Vererbungstatsachen gerecht werden.

Unter diesen Voraussetzungen verwenden wir den traditionellen Ausdruck Stammbaum lediglich im Sinne der Deszendenzreihe und stellen ihn diesem Begriff entsprechend schematisch als ein sich von oben nach unten ausbreitendes Gebilde dar. Um eine einfache Form zu gewinnen, nehmen wir in jeder Generation eine bestimmte Zahl, nämlich drei, an, während in der Natur eine solche Regelmäßigkeit der Kinderzahl nicht vorkommt. Eine solche hypothetische Annahme

bietet den Vorteil, daß man einen Begriff von dem Anwachsen der Deszendenten in den einzelnen Generationen bekommt. Man erhält hierbei für die Reihe D I : 3, D II : $3^2 = 9$, D III : $2^3 = 27$, D IV : $3^4 = 81$, D V : $3^5 = 243$, D VI : $3^6 = 729$, D IX : $3^9 = 19683$ Nachkommen von X. Da neun Generationen ungefähr einem Zeitraum von drei Jahrhunderten entsprechen, wenn man durchschnittlich 33 Jahre für jede bis zum Einsetzen der nächsten annimmt, so kann unter diesen Voraussetzungen, wenn jeder Nachkomme durchschnittlich drei weitere Nachkommen hat, ein Urelternpaar in dieser Zeit ungefähr 20000 Nachkommen haben. In den üblichen Stammbäumen wird diese große Zahl dadurch sehr verringert, daß die weiblichen Nachkommen durch die Heirat ihren Namen verlieren und nicht mehr mitgezählt werden. Es bedeutet dies scheinbar einen Verlust von Deszendenten, der jedoch entwicklungsgeschichtlich nicht ohne weiteres als solcher anzuerkennen ist, da die Frauen an der Konstitution der Kinder naturgemäß Anteil haben, wenn auch ihre väterlichen Namen verschwinden.

Die übliche Art der Stammbaumdarstellung schaltet somit das sehr wesentliche weibliche Element der Deszendenz in einer Weise aus, die den natürlichen Verhältnissen nicht entspricht. Nehmen wir an, daß von je drei verheirateten Nachkommen immer eines weiblich ist und in der genannten Weise vernachlässigt wird, so verschwinden in D I = 1, in D II = 5, in D III = 19 Personen und es bleiben in D I = 2, in D II = 4, in D III nur 8 männliche Nachkommen, die Träger des Namens.

Das Schema der Deszendenz schrumpft also bei dieser Auslese der männlichen Nachkommen gleichen Namens sehr stark zusammen. So bleiben z. B. in der Generation D III von 27 des oben entwickelten Schemas nur noch 8. Es ist ersichtlich, daß die Folge der Weglassung der weiblichen verheirateten Nachkommen eine außerordentliche starke Reduktion der Personenzahl in den einzelnen Generationen bedeutet.

Nimmt man nun im Stammbaum an, daß jeder Deszendent zwei Söhne hat, diese wiederum je zwei männliche Nachkommen haben usf., so erhält das Schema große Ähnlichkeit mit der Ahnenreihe, abgesehen von der umgekehrten Richtung (hier Aszendenz dort Deszendenz). In diesem Falle gelten für die einzelnen Generationsreihen die oben für die Ahnenreihen entwickelten Zahlenverhältnisse.

Überlegt man sich, welche Zahl von Nachkommen selbst bei diesem reduzierten Schema sich innerhalb einiger Jahrhunderte aus

einem Elternpaare herleiten könne, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß ein wirkliches Aussterben einer Familie, wie es so oft angenommen wird, im entwicklungsgeschichtlichen Sinne ein fast unglaubliches Ereignis darstellt. Denn wenn auch die Deszendenz eines vor einigen Jahrhunderten lebenden Elternpaares scheinbar erlischt, ganz abgesehen von dem meist übersehenen Weiterbestehen der weiblichen Deszendenz, so braucht man den Blick nur wieder einige Jahrhunderte rückwärts zu richten und sich zu überlegen, daß dieses Urelternpaar seiner Zeit nach dem obigen Schema Hunderte von Blutsverwandten gehabt hat, so erscheint das so oft sentimental behandelte Erlöschen einer Familie nur als Absterben von einem Ast des auf dem Urgrunde weiterwachsenden Stammbaumes. Solche einzelne Fälle erscheinen im großen Haushalt der menschlichen Naturgeschichte als unbedeutend und des großen Aufhebens, das manchmal davon gemacht wird, nicht wert. Allerdings können große Seuchen und Naturereignisse gelegentlich eine Blutsverwandtschaft tatsächlich sehr stark reduzieren.

Wir haben bisher, um überhaupt ein Schema zur Prüfung der Zahlenverhältnisse aufstellen zu können, die praktisch unmögliche Annahme gemacht, daß jede Person wieder eine bestimmte Zahl von sich fortpflanzenden Nachkommen hat. Es fragt sich nun, ob auch bei Anpassung des Schemas an die wechselnden Verhältnisse des wirklichen Lebens sich gewisse Einsichten in die Beziehungen der Generationen erhalten lassen. Scheinbar empfiehlt es sich, nach Analogie des Ahnensystems innerhalb jeder Generation die einzelnen an der weiteren Fortpflanzung beteiligten Personen mit fortlaufenden Nummern zu benennen. Allerdings sind so gesetzmäßige Beziehungen wie bei den Ahnenreihen nicht vorhanden; es erleichtert aber doch die Übersicht sehr, wenn man für jede Deszendentenreihe die zusammengehörigen Nummern hervorhebt, wobei wir den Stammbaum zunächst auf die männlichen Nachkommen einschränken wollen. Hebt man für jeden Deszendenten in einer bestimmten Reihe die betreffende Zahl hervor, z. B. D I Nr. 2, D II Nr. 5, D III Nr. 7, D IV Nr. 12, so läßt sich hieraus ein ungefähres Bild der Stellung einer Person in der Deszendentenreihe gewinnen.

Allerdings ist aus den Zahlen nicht erkennbar, zu welchen Personen der vorhergehenden Reihe die einzelnen Nachkommen gehören, immerhin bekommt man einen Begriff von dem tatsächlichen Zunehmen, gelegentlich auch vom Abnehmen einer Familie in den Entwicklungsreihen. Um die Zusammengehörigkeit der ein-

zelnen Personen auszudrücken, muß man Zeichen wählen, welche erkennen lassen, auf welchem besonderen Wege die Deszendenz zu einer bestimmten Person hinleitet. Es kann dies geschehen, indem man innerhalb jeder Generation nicht einfach numeriert, sondern verschiedene Buchstabenarten oder sonstige Zeichen anwendet, z. B. in D I große lateinische Buchstaben, in D II kleine lateinische, in D III kleine griechische Buchstaben, und zwar so, daß jede Person die Zeichen ihrer besonderen Abstammung bekommt. Alsdann würde das Schema die Zusammengehörigkeit von bestimmten Reihen und Personen viel deutlicher ausdrücken.

Bezeichnet man in dieser Weise die einzelnen Personen durch ein Buchstabensystem, welches einerseits die Stellung innerhalb der Generationsreihe, andererseits das Verhältnis dieser zum Ganzen ausdrückt, so ist durch das Buchstabenzeichen das Deszendenzverhältnis eindeutig ausgedrückt. Dieses System hat zugleich den Vorteil, daß es sich leicht tabellarisch darstellen läßt, wie wir es später tun werden. In diesem Falle würde das Schema folgende Form annehmen:

Ord.-Nr.	D I Summe = 2	D II Summe = 5	D III Summe = 7	Deszendenz von X.
1	A			
2		a		
3			α	
4			β	
5	B			
6		a		
7			α	
8			β	
9		b		
10		c		
11		d		
12			α	
13			β	
14			γ	

Auf Grund dieser Tabellen lassen sich bestimmte Personen eindeutig bezeichnen, z. B. Nr. 4 als A a β, Nr. 7 als B a α, Nr. 14 als B d γ.

Man kann hierbei auch aus der Zahl der einzelnen Zeichen beurteilen, in welcher Deszendenzreihe sich die genannte Person in bezug auf den Stammvater befindet. Aus diesem Grunde kann man auch die Zeichen D I, D II, D III usw. ganz weglassen und die verschiedenen Arten von Ziffern mit als Kennzeichen für bestimmte Reihen verwenden, wie dies in den später wiedergegebenen Deszendentenreihen (vgl. S. 122) geschehen ist, z. B. für die 1. Deszendentenreihe römische Ziffern, die 2. arabische Ziffern, die 3. kleine lateinische Buchstaben, die 4. kleine griechische, die 5. hebräische, die 6. kleine deutsche. So läßt sich jede der in dem Stammbaum verzeichneten Personen eindeutig bestimmen in dem Beispiel auf S. 122, wie Nr. 35 als III 4 c γ, wobei aus der Zahl dieser Zeichen hervorgeht, daß es sich um die 4. Deszendentenreihe handelt.

Um Deszendenzreihen durch mehrere Jahrhunderte klar darzustellen, erscheint diese tabellarische Form sehr geeignet, weil die schematische Form der Darstellung der Deszendenz für solche Zeiträume zu umfangreich wird. Wir werden die tabellarische Form später an praktischen Beispielen genauer kennen lernen.

Wer sich in die Zahlenverhältnisse der Generationsreihen, und zwar der Ahnenreihen und der Stammbäume vertieft, wie es im vorstehenden geschehen ist, kommt zuerst nicht über den Eindruck hinaus, daß es ganz aussichtslos erscheint, sich überhaupt mit Vererbungsverhältnissen zu beschäftigen, da die Zahl der Personen, die entwicklungsgeschichtlich an dem Aufbau einer psychophysischen Organisation beteiligt sind, eine außerordentlich große ist. Könnte man sich lediglich auf das väterliche und mütterliche Element beschränken und die Deszendenz als Resultat daraus eindeutig erklären, so wäre das Problem viel einfacher. Die Erfahrung lehrt aber, daß diese Hervorhebung der unmittelbaren Vorfahren unzureichend ist, um die Erscheinungen zu deuten. Kann man bei dieser Sachlage überhaupt hoffen, aus der Fülle der Elemente die eigentlich bestimmenden herauszufinden? Nur eine sorgfältige Beobachtung, Vergleichung und Zusammenfassung von ähnlichen Erfahrungen kann hier helfen, um allmählich den Weg durch den Irrgarten der Generationsreihen zu finden.

Fragen wir uns nun, ob vollständige Darstellung der Deszendenz eines Urelternpaares ausreicht, um einen Einblick in die Vererbungs-

tatsachen bei den Nachkommen zu ermöglichen, so ist dies zu verneinen. Fortwährend werden durch die einheiratenden Frauen oder Männer neue Vererbungstendenzen hereingetragen, die rückwärts auf deren Ahnenreihe und ihre weitere Blutsverwandtschaft deuten. Somit läßt sich nur durch eine Vereinigung beider Methoden, nämlich durch Untersuchung der Stammbäume, d. h. der Deszendenz bestimmter Vorelternpaare und der Ahnenreihen (Aszendenz) bestimmter Personen im Sinne eines Systems der Blutsverwandtschaft die Voraussetzung zur Erkenntnis von Vererbungstatsachen innerhalb der Familie schaffen.

Im Sinne dieser in der ersten Auflage dieses Buches ausgesprochenen Aufgabe ist seitdem Dr. Crzellitzer durch die Ausbildung der sogenannten Sippschaftstafeln vorgegangen, die von ihm u. a. bei dem 2. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen 1912 behandelt und in dem Kongreßbericht, Verlag von C. Marhold, dargestellt worden sind. Die Beschreibung befindet sich in dem Vortrag Crzellitzers über die „Methodik der graphischen Darstellung der Verwandtschaft mit besonderer Berücksichtigung von Familienkarten und Familienstammbäumen“ (mit 9 Figuren)[1]. Der Verfasser sagt darin:

„Zur graphischen Darstellung von Individuen bedienen wir uns des Quadrats für männliche, des Kreises für weibliche Wesen. Der Innenraum kann zur Einschreibung des Namens oder sonstiger Angaben oder zur Kolorierung, Schraffierung dienen. Personen, deren Geschlecht uns nicht bekannt ist, sollen durch Dreiecke gekennzeichnet werden (solche Personen werden als frühgestorbene Kinder nicht selten eruiert; ihre Fortlassung wäre ein grober Fehler!). Die zoologische Symbolik, ♀ für weiblich und ♂ für männlich, empfiehlt sich nicht, da die Appendizes in Gestalt von Pfeil und Kreuz die Übersichtlichkeit der Tafeln erschweren. Aus der Zusammenfügung von Quadraten und Kreisen (resp. Dreiecken) lesen wir die Verwandtschaft ab. Um dies eindeutig zu können, ist eine feste Methodik und einheitliche Systematik erforderlich! Nebeneinander, d. h. in derselben Horizontalen, stehen Personen, die derselben Generation angehören (als Geschwister, als Gatten, als Vettern usw.). Untereinander stehen Personen, die zwei einander folgenden Generationen angehören, und zwar immer die älteren oben, die jüngeren unten. Eheleute werden durch einen horizontalen Strich verbunden, Eltern und Kinder durch vertikale.

Aus diesen sozusagen elementaren Bruchstücken setzt man Familien zusammen, indem man entweder die Ahnen eines bestimmten Menschen

[1]) Vgl. Kongreß-Bericht, S. 25—37.

aufwärts oder die Nachkommenschaft zweier bestimmter Ehegatten abwärts verfolgt. Der erstere Weg liefert die sogenannte Ahnentafel, auch Vorfahren- oder Aszendenztafel genannt, der letztere den Stammbaum oder die Nachfahren- oder Deszendenztafel. Das Wort „Stammbaum" wird besser vermieden, da es leicht zu Unklarheiten und Verwechslung dieser beiden toto coelo verschiedenen Schemata führt. Noch gefährlicher ist in dieser Beziehung der Name „Stammtafel", der tatsächlich für beide Darstellungsformen gebraucht worden ist."

Crzellitzer hat hier Seite 30 (Fig. 6) eine schematische Sippschaftstafel, S. 31 (Fig. 7) die Sippschaftstafel Kaiser Wilhelms II., S. 32 (Fig. 8) eine Sippschaftstafel in bezug auf Körpergröße, S. 33 (Fig. 7) eine Sippschaftstafel in bezug auf musikalische Veranlagung wiedergegeben. Über die schematische Sippschaftstafel sagt Crzellitzer S. 29 folgendes:

„Wie die Fig. 4 zeigt, gibt die S.-T. die zeichnerische Vereinigung von vier Deszendenztafeln; an den vier Enden des Kreuzes stehen die vier Urgroßelternpaare; in der Mitte das ‚Sippschaftszentrum' oder die ‚Zentralperson' (angedeutet durch einen Kranz), für die die Tafel gelten soll. Links über der Zentralperson steht deren Vater, rechts darunter die Mutter; über dem Vater und unter der Mutter die vier Großeltern so, daß diese vier Personen ein Quadrat bilden. Nur diese Form der Zeichnung gibt die Möglichkeit, neben jedes Sippschaftsglied seine Geschwister zu stellen, und zwar in der Geburtenfolge von links beginnend. Hierin liegt aber gerade das Wesen der Sippschaftstafel, daher die pedantisch genaue Beschreibung.

Die einfache Formel für die Individuenzahl ‚Z' jeder Sippschaftstafel ist: $Z = 8 + 6\ K^2$, worin K die durchschnittliche Kinderzahl bedeutet; also bei durchschnittlich 3 Kindern ist $Z = 62$, bei 4 Kindern zählt die Sippschaft 104 Personen. Hierbei ist aber unter Kindern verstanden ‚überlebende und sich fortpflanzende Kinder', daher wird in den meisten Fällen keine Sippschaft mehr als 100 Menschen umfassen."

Auf diesem Wege ist Crzellitzer durch die Einführung von sogenannten Familienkarten weitergegangen, die besonders für die medizinisch-klinischen Zwecke geeignet sind, da sie die Vorfahren und die Nachfahren in zwei Generationen darstellen, also im ganzen drei Generationen umfassen. Ferner hat Crzellitzer die Sippschaftstafel mit Ahnenbezifferung, und zwar letztere nach der Methode von Kekule von Stradonitz verbunden. Außer Crzellitzer muß ich in dieser Beziehung besonders Lebius nennen, der in seinem Buch über Familienkunde im Anschluß an primitive Zahlenzeichen, wie sie ursprünglich bei der Bezeichnung von Bauteilen verwendet werden, ein System der Ahnenbezifferung ausgearbeitet hat.

Bei Crzellitzer sind Vorfahren- und Nachfahrentafeln in der Weise verbunden, daß er von den Vorfahren einer Person bis zur 3. Ahnenreihe im Sinne des Ahnenschemas ausgeht und von diesen 8 Personen, d. h. 4 Paar Urgroßeltern die sämtlichen Nachfahren ermittelt.

Im Sinne der oben von mir bezeichneten allgemeinen Aufgabe kann man Aszendenz- und Deszendenzschreibung auch in der Weise verbinden, daß man von einer Person nebst ihren Geschwistern die Ahnentafel bis zu einer bestimmten, zunächst bis zur 3. Ahnenreihe aufstellt und dann entsprechend dem obigen Schema der Deszendenzschreibung die sämtlichen Nachkommen derselben Person und ihrer Geschwister darstellt. Die Person (= P) bzw. ihre Geschwister stehen alsdann in dem Schnittpunkt einer Aszendenten- und Deszendentenreihe. Für viele Fragen der Vererbung im menschlichen Gebiet ist diese Art der Darstellung und genaueren Untersuchung der Eigenschaften bei den einzelnen Aszendenten und Deszendenten sehr zweckmäßig. Ein sehr interessantes Beispiel für diese Art der Betrachtung bildet Goethe. —

Wenn man in der ausgeführten Ahnentafel der Person P, von einem bestimmten Vorfahren männlichen oder weiblichen Geschlechts ausgehend, die Blutlinie feststellt, die zu der Person P führt, so kann man diese Linie als Deszent bezeichnen. Der gleiche Ausdruck gilt, wenn man in einer ausgeführten Deszendenztafel die Linie von einem der Stammeltern bis zu einer bestimmten Person verfolgt. In beiden Fällen liegt der Begriff des Absteigens zugrunde. Im Sinne der genealogischen Zeichenlehre ist es dabei zweckmäßig, nach der obigen Schreibung der Deszendenztafel zu verfahren und die einzelnen Glieder des Deszentes entsprechend zu bezeichnen. Es wird dadurch viel mehr ausgedrückt, als durch die bloße Schreibung des Deszentes in Form von Personen.

Vom Standpunkt der genealogischen Zeichenlehre ist es weiter notwendig, neben dem Begriff des Deszentes, den des Aszentes, d. h. der aufsteigenden Blutlinie einzuführen, indem man, von der Person P ausgehend, im Sinne der Ahnenbezifferung angibt, welche Zeichen die einzelnen Personen des Aszentes im Sinne des Ahnenschemas haben. Man kann in dieser Weise Deszent und Aszent so kombinieren, daß einerseits die Stellung der Person P zu einem bestimmten Stammelternpaar im Sinne des Deszendenzschemas klargestellt wird, daß andererseits das Verhältnis der Personen, die im ersten Fall als Stammeltern auftreten, zu der Person P im Sinne

des Ahnenschemas bezeichnet wird. Die spätere Darstellung der Familie Soldan wird uns Gelegenheit geben, eine Reihe von solchen Deszenten und Aszenten kennen zu lernen.

---

8. Kapitel.

Inzucht, Amphimixis und Epimixis.

Bei der Bildung der Ahnentafel hat sich eine völlige mathematische Regelmäßigkeit gezeigt, indem jede Reihe eine bestimmte Zahl von Personen aufweist, nämlich in der xten Reihe: 2^x. Stellt man nun für eine bestimmte Person die Ahnentafel auf, so stellt sich heraus, daß öfter schon in den ersten, immer in den höheren Ahnenreihen Lücken vorhanden sind, da man die betreffenden Personen nicht kennt. Andererseits tritt nicht selten die Erscheinung auf, daß bestimmte Personen in einer Reihe doppelt vorkommen, so daß sich auch hierdurch die Menge der aufgezählten Personen vermindert.

Man hatte ursprünglich diese beiden im Grunde völlig verschiedenen Fälle unter dem Namen des Ahnenverlustes zusammengefaßt. Sie müssen jedoch grundsätzlich getrennt werden. Im ersteren Falle handelt es sich um Unbekanntheit einzelner Personen, im letzteren um Ahnengleichheit. Dabei ist allerdings zu beachten, daß bei Unbekanntheit einzelner Personen nicht ausgeschlossen ist, daß in Wirklichkeit Ahnengleichheit vorliegt. Aber dies wird nur selten der Fall sein, während meist die unbekannten Ahnen nicht identisch mit den anderen schon in die Ahnenreihe eingereihten Personen sind.

Die Vollständigkeit der Ahnenreihe bis zu einer bestimmten Nummer kann für genealogische Zwecke von großer Bedeutung sein. In unserem Zusammenhang interessiert uns jedoch nur die Erscheinung der Ahnengleichheit. Diese ist der Ausdruck für die biologische Tatsache, daß an dem Aufbau eines Individuums bestimmte Personen auf dem Wege von verschiedenen Abstammungslinien doppelt oder mehrfach beteiligt sind. Hierbei ist von Bedeutung, 1. wie oft die gleichen Personen in der Ahnentafel vorkommen, 2. an welcher Stelle der Ahnentafel sie stehen, und zwar sind hierbei die beiden Unterarten möglich, nämlich entweder, daß sie in der gleichen Ahnenreihe vorkommen oder, daß sie in verschiedenen Ahnenreihen auftreten.

In diese vielfachen Möglichkeiten kann im einzelnen Fall Klarheit nur durch die Anwendung der oben entwickelten genealogischen Zeichenlehre gebracht werden, indem man auf Grund des Schemas eine Ahnengleichung aufstellt.

Gehen wir z. B. aus von einem Fall, der sich durch die Formel A IV 1 und 2 = A IV 11 und 12 ausdrücken läßt, so bedeutet dies, daß ein bestimmtes Ehepaar in der 4. Ahnenreihe der Person P doppelt auftritt, und zwar 1. als A IV 1 und 2, d. h. in der Aszendenz des Vaters, 2. als A IV 11 und 12, d. h. in der Aszendenz der Mutter, da in A IV mit 16 Personen die ersten acht zur väterlichen, die zweiten acht zur mütterlichen Seite gehören. Und zwar geht die Vererbungslinie von A IV 1 und 2 über A III 1 (m), A II 1 (m), A I 1 (m) [Vater] zu der Person P. Andererseits gelangt man von dem Ehepaar A IV 11 und 12 über A III 6 (w), A II 3 (m), A I 2 (w) [Mutter] zu der Person P. Es geht daraus hervor, daß in A III, wo einerseits A III 1 (m), andererseits A III 6 (w) auftreten, diese beiden Personen nicht identisch sind. Es handelt sich hier um zwei Geschwister, Bruder und Schwester, die von dem Ehepaar in A IV 1 und 2 und A IV 11 und 12 abstammen.

Sprachlich ausgedrückt bedeutet das Beispiel, daß die Eltern des Vaters des Vaters des Vaters von P identisch sind mit den Eltern der Mutter des Vaters der Mutter von P. Es leuchtet hierbei ein, daß es praktisch unmöglich ist, sich so verwickelte Abstammungsverhältnisse in Worten zu merken, während die angewendete Zeichensprache den ganzen Zusammenhang eindeutig ausdrückt, so daß die Abstammungslinien zu jeder Zeit konstruiert und dann, wenn nötig in Worte umgesetzt werden können.

Greifen wir ein weiteres Beispiel heraus. A III 2 = A III 8. Es ist also in der dritten Ahnenreihe, die acht Personen umfaßt, Nr. 2 (w) identisch mit Nr. 8. Dagegen nicht identisch A III 1 und A III 7. Es tritt also hier in der dritten Ahnenreihe eine Frau an zwei verschiedenen Stellen auf, während die dazugehörigen Ehemänner nicht identisch sind. Sonach liegt diesem Beispiel eine zweifache Eheschließung bei der als A III 2 und A III 8 bezeichneten Frau zugrunde, wobei in A II je ein Nachkomme aus beiden Ehen auftritt. Und zwar gehört zu A III 2 in den nächsten Reihen A II 1 (m) und A I 1 (m), zu A III 8 gehört A II 4 (w) und A I 2 (w). Das Beispiel bedeutet also, daß die Mutter des Vaters des Vaters der Person P identisch ist mit der Mutter der Mutter der Mutter des P.

Die Urgroßmutter von P, die in A III als Nr. 2 und 8 doppelt auftritt, hat also in der einen Ehe mit A III 1 einen Sohn gehabt (A II 1), in der zweiten Ehe (mit A III 7) eine Tochter, die beide in der zweiten Ahnenreihe als A II 1 und A II 4 auftreten.

Untersucht man in den genannten Fällen die weiteren Ahnenreihen, so stellt sich heraus, daß die Zahl der identischen Personen darin fortschreitend wächst, und zwar nach demselben mathematischen Prinzip, das der Aufstellung der Ahnenreihe zugrunde liegt, indem sich nämlich die Zahl in der nächsten Ahnenreihe verdoppelt. Infolgedessen kann man die Zahl der identischen Personen in jeder folgenden Ahnenreihe nach dem ersten Auftreten der Ahnengleichheit berechnen, wenn man weiß, in welcher Ahnenreihe, von P aus gerechnet, die Ahnengleichheit auftritt.

Im letztgenannten Beispiel ist in der dritten Ahnenreihe eine Person (als A III 2 und A III 8) identisch. In A IV treten die Eltern von A III 2 und A III 8 als A IV 3 und 4 und A IV 15 und 16 identisch auf. Es sind somit in A IV: 2, in A V: 4, in A VI: 8 usw. identische Personen vorhanden oder allgemein ausgedrückt: Wenn in der xten Reihe eine Person doppelt auftritt, so sind in der Reihe y vorhanden: 2^{y-x} oder im obigen Beispiel, wenn x die dritte Ahnenreihe bedeutet, y die fünfte: $2^{5-3} = 2^2 = 4$, wie dies oben entwickelt wurde.

Treten in einer bestimmten Ahnenreihe, wie dies in dem ersten Beispiel (A IV 1 und 2 = A IV 11 und 12) angenommen war, gleich zwei Personen doppelt auf, so gilt die entwickelte Formel für die Ahnengleichheit in bezug auf beide, so daß also die Resultate in den einzelnen Ahnenreihen zu addieren sind. Z. B. würde infolge von der Identität von A IV 1 und A IV 11 in der sechsten Ahnenreihe doppelt auftreten: $2^{6-4} = 2^2 = 4$ Personen; infolge der Identität von A IV 2 und A IV 12 in der sechsten Reihe ebenfalls $2^{6-4} = 2^2 = 4$ Personen. Somit sind in der sechsten Reihe bei diesem Beispiel im ganzen $4 + 4 = 8$ Personen doppelt vorhanden.

Es ist aus diesen Beispielen ersichtlich, zu welcher großen Menge von identischen Ahnen man in den höheren Ahnenreihen nach dem doppelten Auftauchen einer oder mehrerer Personen in einer Ahnenreihe gelangt. Es kann dies die Bedeutung der Ahnengleichheit im Sinne der Inzucht zum Bewußtsein bringen.

In den obigen Beispielen haben wir den Fall gesetzt, daß die

identischen Personen sich in einer Ahnenreihe vorfinden. Es kann jedoch auch vorkommen, daß die gleiche Person in verschiedenen Ahnenreihen auftritt. Als Beispiel greife ich heraus: A II 1 = A III 7, d. h. der Vater des Vaters von P ist gleich dem Vater der Mutter der Mutter von P. Es hat also ein Sohn von A II 1 = A III 7, die Tochter seiner Schwester, d. h. seine Nichte geheiratet, und aus dieser Ehe stammt die Person P. Dabei tritt als identisch nur A II 1 und A III 7, nicht aber auch A II 2 und A III 8 auf; es stammen also der Sohn (A I 1) und die Tochter (A II 4) aus zwei verschiedenen Ehen von A II 1 = A III 7. Die beiden Personen A I 1 und A II 4 sind also nicht richtige Geschwister, sondern nur Halbgeschwister von dem Vater A II 1 = A III 7 her. Dementsprechend ist die Frau von A I 1 nicht eine richtige Nichte, sondern die Tochter seiner Halbschwester.

Es geht aus diesem Beispiel wieder hervor, wie sich sehr verwickelte Beziehungen mit Hilfe der genealogischen Zeichensprache ohne Schwierigkeit ausdrücken lassen. Dies gilt besonders auch für die Blutsverwandtschaft von Personen, die sich durch Formeln ausdrücken läßt. Man sucht zu den in Betracht kommenden Personen die identischen Ahnen auf und stellt dem obigen Verfahren entsprechend eine Ahnengleichung auf. Z. B. bedeutet der Ausdruck A IV 3 und 4 von P = A IV 9 und 10 von P 1, daß die Personen P und P 1 in folgender Weise miteinander verwandt sind: Die Eltern der Mutter (A III 2) des Vaters (A II 1) des Vaters A I 1) von P sind gleich den Eltern des Vaters (A III 5) des Vaters (A II 3) der Mutter (A I 2) von P 1.

Bei der Untersuchung von Familienähnlichkeiten ist eine derartige einwandfreie Feststellung der Art der Blutsverwandtschaft unbedingt erforderlich, weil sonst die Feststellung der Familienähnlichkeit ein rein kasuistisches Interesse hat. Nur bei einer genaueren Beachtung der Art der Blutsverwandtschaft können sich allmählich Einblicke in die Art der Vererbung von bestimmten Eigenschaften ergeben. Dabei muß man den Begriff der Blutsverwandtschaft, der ja aus der Physiologie bestimmter Tierarten abgeleitet ist, naturwissenschaftlich zu dem viel mehr umfassenden Ausdruck der Keimverwandtschaft erweitern, wobei alle Verwandtschaften im Gebiet der Tiere und Pflanzen umfaßt sind. Ferner ist es nötig, viel mehr Arten und Grade von Keimverwandtschaft in Betracht zu ziehen, als dies besonders bei menschlichen Eheschließungen in Betracht kommt. Während es sich hierbei

im allgemeinen nur um Ehen von Geschwisterkindern, von Onkel und Nichte, oder entfernter Verwandten handelt, kommen z. B. bei der Kreuzung von Tieren viel engere Verwandtschaftsgrade z. B. zwischen Geschwistern oder Eltern und Kindern vor. Es ist schon darauf hingewiesen, daß es sich bei den Mendelschen Versuchen über die Kreuzung von Hybriden eigentlich, im Sinne der menschlichen Verhältnisse, um Geschwisterehen handelt, was für die ganze Auffassung des Mendelschen Gesetzes von größter Bedeutung ist, weil diese Art der Kreuzung bei Menschen nur in außerordentlich seltenen Ausnahmefällen vorkommt, so daß von vornherein eine Übertragung der Mendelschen Regel auf Kreuzung bei Menschen mit größter Vorsicht zu behandeln ist. Jedenfalls ist eine Theorie und systematische Darstellung der Keimverwandtschaft ein unbedingtes Erfordernis für das genaue Studium der Familienähnlichkeit.

Ich habe in diesem Zusammenhange das System der Blutsverwandtschaften bearbeitet[1]) und die Formeln aufgestellt, die es ermöglichen, sich bei den verschiedenen Arten und Graden der Blutsverwandtschaft, bei der Eheschließung oder der experimentellen Kreuzung, ein klares Bild über die Folgen für den Aufbau der Ahnentafel in bezug auf Ahnengleichheit zu machen. Ich kann in diesem Zusammenhange nur kurz die an der genannten Stelle entwickelten Formeln wiedergeben und möchte hier auf diesen Aufsatz dringend hinweisen, da er merkwürdigerweise bisher in der gesamten neueren Literatur über Vererbungslehre trotz seiner nach meiner Ansicht grundlegenden Bedeutung für die Theorie der Blutsverwandtschaft m. W. völlig ignoriert worden ist.

1. Geschwisterehe:
   Ahnenverlust in der Reihe $Ax = 2^{x-1}$,
   Ahnenverlust bis zur Reihe $Ax = 2^x - 2$.
2. Ehe von Geschwisterkinder:
   Ahnenverlust in der Reihe $Ax = 2^{x-2}$,
   Ahnenverlust bis zur Reihe $Ax = 2^{x-1} - 2$.
3. Heirat von Onkel und Nichte:
   Ahnenverlust in $Ax = 0$,
   Ahnenverlust bis $Ax = 2^{x-1} - 2$.

---

[1]) R. Sommer, Zur Theorie der Verwandtenehe und des Ahnenverlustes bei Menschen und Tieren. Vgl. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten, 1910, Bd. I, Heft 4.

4. Eltern und Kindern:
Ahnenverlust in $Ax = 0$,
Ahnenverlust bis $Ax = 2^{x-1} - 1$.

5. Bei beliebiger Blutsverwandtschaft der Erzeuger: Wenn x die Gesamtheit der Ahnenreihen bedeutet, x_1 die Nummer der Reihe, in der zuerst ein Ahnenverlust auftritt, so ist der Ahnenverlust bis $Ax = 2^{x-x_1} - 1$.

Man begnüge sich also nicht mit dem allgemeinen Begriff der Inzucht, sondern suche sich unter Verwendung obiger Formeln klar zu machen, wie eine Ehe von Blutsverwandten bei den Kindern in bezug auf den Aufbau der Ahnentafel und den Ahnenverlust, d. h. biologisch die Ahnengleichheit in den einzelnen Ahnenreihen und bis zu ihnen wirkt.

Nur dadurch kann man klare Einblicke in die Bedeutung der Inzucht für die Vererbung von Eigenschaften erlangen. —

Den vollständigen Gegensatz zur Inzucht bezeichnet der Ausdruck Amphimixis, worunter man eine andauernde Vermischung von Abkömmlingen verschiedener Familien versteht. Allerdings zeigt sich, wenn man die Aszendenz bei scheinbarer Amphimixis weiter zurückverfolgt, daß doch öfter in der weiteren Aszendenz Verwandtenehen vorliegen, so daß die Amphimixis nur eine scheinbare ist. Tatsächlich heiraten in zahlreichen Dörfern von Deutschland und anderen Ländern vielfach Paare, die sich nicht für blutsverwandt halten, während sie es in Wirklichkeit sind, wenn man die Aszendenz auch nur bis zur dritten Generation zurück verfolgt. Im allgemeinen reicht das Familiengedächtnis im Bauern- und Arbeiterstande nicht weiter als bis zum Großvater zurück. In bäuerlichen Verhältnissen steckt also hinter der scheinbaren Amphimixis sehr häufig doch Inzucht in entfernten Graden, die jedoch, wenn man die Ahnenreihen weiter verfolgt, nach der obigen Berechnungsweise vom biologischen Standpunkt recht beträchtlich erscheint. So erklärt sich die eigenartige Erscheinung, daß man tatsächlich in vielen deutschen Dörfern auf eine solche Häufung ähnlicher Typen trifft, daß man von einem Stamm im biologischen Sinne reden kann.

Dagegen zeigt sich wirkliche Amphimixis zum großen Teil in den Gruppen der Bevölkerung, die im Gegensatz zu den bäuerlichen Kreisen eine starke Fluktuation aufweisen, die sehr wesentlich eine Folge einerseits der verbesserten Verkehrsverhältnisse, andererseits der industriellen Entwicklung ist. Die beiden genannten Momente begünstigen zweifellos die Amphimixis. Sehr interessant in

dieser Beziehung ist die biologische Bildung des deutschen Bürgertums. In vielen deutschen Städten hat sich vor der modernen Verkehrsentwicklung eine sehr häufige Verbindung und Kreuzung der gleichen Familien vollzogen, die ebenso wie in bäuerlichen Verhältnissen allmählich eine Art Stamm gebildet haben. Der in Deutschland so stark entwickelte Lokalpatriotismus hat mindestens eine Quelle in der im Durchschnitt ähnlichen Beschaffenheit der Bewohner einzelner Städte. Diese Verhältnisse haben sich unter dem Einfluß der neueren Verkehrs- und Staatsverhältnisse außerordentlich geändert, so daß an Stelle der vielfach früher unbewußt vorhandenen Inzucht eine fortschreitende Amphimixis getreten ist. —

Es gibt aber außer Inzucht und Amphimixis noch eine dritte Form der Verbindung von Keimelementen, die mir besonders nach meinen Studien über die Entstehung genialer Persönlichkeiten außerordentlich wichtig erscheint, und die ich hier mit einem besonderen Namen hervorheben möchte. Ich meine den Vorgang, bei dem ein Deszendent eines durch frühere Inzucht in seinen Eigenschaften gefestigten Stammes sich mit einer Tochter aus einer ganz andersartigen Familie verbindet. Ich bezeichne diesen Fall, bei dem nach vorangegangener Inzucht eine Vermischung stattfindet, als Epimixis (ἐπί = darauf, hinzu, und μῖξις = Mischung). Dieser Vorgang spielt sowohl in der menschlichen Vererbung wie in der Tierzucht eine bedeutende Rolle, indem einem durch Inzucht befestigten, aber mit der Gefahr der Degeneration behafteten Stamm neues Blut zugeführt wird.

Dabei zeigen sich zwei Grade der Epimixis, je nachdem das zu dem durch Inzucht gefestigten Stamm hinzutretende Individuum selbst mehr oder weniger durch Inzucht in bezug auf andere Eigenschaften gefestigt ist. Ich unterscheide daher in dieser Weise Epimixis ersten und zweiten Grades. Die Untersuchung genialer Persönlichkeiten hat ergeben, daß dabei die Verbindung von ausgeprägter Erbmassen verschiedener Art, die aus der väterlichen und mütterlichen Ahnenreihe stammen, eine bedeutende Rolle spielt. Die Entstehung genialer Persönlichkeiten beruht also nach meiner Auffassung wesentlich auf Epimixis zweiten Grades.

In der Gesamtanlage von Goethe habe ich eine Epimixis dritten Grades nachgewiesen, da in ihm drei ganz verschiedene Erbmassen vereinigt sind. Nur muß man den Begriff der Inzucht dabei in dem Sinne fassen, daß es sich in der väterlichen und mütterlichen Reihe nicht direkt um Blutsverwandtenehen handelt, sondern

um eine Kombination ähnlicher Eigenschaften durch freiwillige Auslese innerhalb der väterlichen und mütterlichen Ahnenreihen, d. h. also um eine Inzucht in bezug auf bestimmte Grundfähigkeiten, nicht in bezug auf Verwandtenheirat. Diese Form der partiellen Inzucht durch Zusammentreffen gleicher Eigenschaften ohne Blutsverwandtschaft ist für die menschliche Vererbung und Naturzüchtung außerordentlich wichtig, weil dadurch eine Stammfestigkeit bestimmter Eigenschaften auch ohne Blutsverwandtschaft erreicht wird, so daß die Gefahr der Degeneration trotz Befestigung der Eigenschaften vermieden ist. In diesem weiteren Sinne erscheint also das Genie als eine Wirkung der Epimixis.

Dabei muß jedoch klargestellt werden, daß nicht jedes Produkt der Epimixis im landläufigen Sinne als genial bezeichnet werden kann. Das Wort Genie ist hauptsächlich auf hervorragende Anlagen in künstlerischer Beziehung angewendet worden, indem hierbei die Bedeutung der angeborenen Anlage stark ins Bewußtsein trat. Unterdessen hat sich jedoch immer mehr ergeben, welche bedeutende Rolle die angeborene Anlage überhaupt in allen Gebieten des geistigen Lebens hat. Wir brauchen daher neben der Hervorhebung des Genialen im bisherigen Sinne vom naturwissenschaftlichen Standpunkt weitere Begriffe. Diese sind 1. die angeborene Anlage in ihrer allgemeinen Bedeutung, 2. Inzucht, Amphimixis und Epimixis in dem entwickelten Sinne.

---

9. Kapitel.

Familie und Rasse.

Die Untersuchung der menschlichen Rassen trifft auf zwei Schwierigkeiten, die von vornherein in diesem Gebiet immer im Auge behalten werden müssen, nämlich:

1. Es hat sich die Sprache als brauchbares Kennzeichen der Rassenzugehörigkeit nicht erwiesen, so daß es unmöglich ist, aus der Sprache eines Volkes ohne weiteres auf seine Rassenzugehörigkeit zu schließen.

2. Es sind die natürlichen Volkszusammenhänge durch Staatenbildungen sehr häufig völlig zerrissen, so daß letztere zwar meist ein bestimmtes Rassenelement als ursprünglichen Kern haben, aber der daraus hervorgewachsene Staat sehr verschiedene

Rassengruppen umfaßt. Bei manchen geschichtlichen Verschiebungen von Sprachgrenzen ist ersichtlich, daß das zweite Moment die Ursache des ersten bilden kann, indem ein Rassenelement unter der Herrschaft eines anderen seine ursprüngliche Sprache verlieren kann. Andererseits kommt es oft vor, daß besonders numerisch schwache Eroberervölker die Sprache der Besiegten annehmen und staatlich zugrunde gehen, während sie anthropologisch noch deutlich nachweisbar sind. Dies trifft u. a. für germanische Stämme zu, die in Italien, Frankreich und Spanien eingedrungen sind. Durch diese Umstände wird die Untersuhung von Rassenfragen außerordentlich erschwert.

Die Rassenlehre, der mit Recht in der Gegenwart eine große Bedeutung beigemessen wird, bedarf daher der Ergänzung durch eine methodische Untersuchung bestimmter Generationsreihen, deren Glied das einzelne Individuum darstellt. Will man das Rassenproblem in Angriff nehmen, so gibt es zwei Methoden, nämlich einerseits die Statistik betreffend bestimmte Merkmale, andererseits die Untersuchung von Merkmalen innerhalb einer Generationsreihe. Die erstere untersucht gewissermaßen den Querschnitt eines Volkes, die zweite einen Längsschnitt der einzelnen Generationsreihen, deren Mitglieder ein Volk oder eine Rasse bilden. Die beiden Methoden sind sich nicht feindlich, sondern ergänzen sich gegenseitig. Eine einwandfreie Rassenlehre kann nur aus der Anwendung beider hervorgehen.

Dabei ist die familiengeschichtliche Methode besonders geeignet, die Frage nach der Rassenmischung ins klare zu bringen. Betrachtet man die Rassenlehre in der Gegenwart, so stellt sich heraus, das dieselbe bei dem Ausgehen von der Hypothese mehrerer Urrassen fortwährend zu dem Mittel greifen muß, die empirisch vorhandenen Völker als Mischrassen aufzufassen, da eine wesentliche Übereinstimmung der Merkmale aller Mitglieder eines Volkes nicht vorliegt. Die historische Möglichkeit, ja sogar öfter auch die Nachweisbarkeit solcher Mischungen ist entschieden gegeben. So kann man z. B. im Südwesten von Deutschland den romanischen und französischen, gewöhnlich keltisch genannten Einschlag in der germanischen Rasse, im Osten den slawischen deutlich erkennen, oft sogar auch an Personen, die in vielen Beziehungen den germanischen Grundtypus aufweisen. Hierbei kann man ohne den Begriff der Rassenmischung nicht auskommen. Das gleiche gilt für asiatische Völker, z. B. für die Japaner, bei denen das nördliche Element der

Ainos mit dem südlichen, das mit den Malaien verwandt ist, vielfache Mischungen eingegangen ist.

Die Theorie der Rassenmischungen ist an sich sehr glaubhaft; eine Art experimenteller Beweis dafür kann jedoch nur aus der Geschichte einzelner Familien geliefert werden, die aus der Mischung von sicher heterogenen Rassenelementen entstanden sind. Es erhebt sich hierbei die Frage, in welcher Weise sich die verschiedenen Eigenschaften der Ureltern vererben, ob ein Rassen- bzw. Generationselement das andere überwiegt, wie die Verteilung der physischen und psychischen Eigenschaften sich bei den Kindern vollzieht, ob die Eigenschaften isoliert vererbt werden oder Synthesen mit dem anderen Element eingehen, in welcher Weise das eine Rassenelement in der Generationsreihe wirkt, wenn durch die Heiraten der Abkömmlinge das andere Element numerisch verstärkt wird.

Wenden wir diese Fragestellung nicht nur auf eine Generationsreihe, sondern auf die große Menge von Familien, die einen Volkskörper zusammensetzen, an, so ist ersichtlich, daß sich die Aufgabe zu dem allgemeinen Problem der Rassenmischung erweitert und daß dieses wesentlich durch Studium einzelner Familien gelöst werden kann. Dabei stellt sich heraus, daß zwischen dem engen Begriff der Familie und dem sehr weiten der Rasse eine Anzahl von Verbänden denkbar sind, die genetisch nichts anderes darstellen als den Ausdruck einer gewissen Gleichartigkeit der Beanlagung infolge von gleicher oder ähnlicher Blutmischung.

Im modernen Staat ist der ursprüngliche Zusammenhang der Blutsverwandtschaft sehr gelockert und führt rechtlich nur noch in wenigen Paragraphen der Gesetzgebung (z. B. im Erbrecht, ferner im Strafgesetzbuch) ein verkümmertes Dasein. Allerdings gibt es in den Kulturstaaten noch eine Reihe von Familienverbänden, die meist einen feudalen Charakter haben oder diesen nachzuahmen suchen. Jedenfalls spielt aber die Blutsverwandtschaft im modernen Staat eine ganz geringe Rolle, während sie ursprünglich wahrscheinlich die Grundlage war, auf welcher sich weitere Verbände aufbauten.

Immerhin ist es für die Psychophysiologie eines Volkes noch jetzt von größter Bedeutung, ob es kleinere Gruppen umfaßt, die infolge von bestimmter Blutmischung eine besondere Zusammensetzung von Eigenschaften zeigen. Besonders für die deutsche Geschichte ist die unterschiedliche Beschaffenheit der Stämme von

größter Bedeutung gewesen. Daß diese ursprünglich auf Rassenmischung, in speziellem Fall auf einem Einschlag fremden Blutes in die germanische Rasse beruht, erscheint anthropologisch und historisch zweifellos. Bei der zentralen Lage Deutschlands in Europa und seinen geschichtlichen Schicksalen ist dieses Eindringen fremder Rassenelemente leicht erklärlich. Diese sind jedoch in den einzelnen deutschen Stämmen zum Teil so assimiliert, haben sich mit dem ursprünglichen germanischen Typus unter Modifikation und Zutat einiger Merkmale so verbunden, daß es unrichtig ist, dieselben noch als etwas Fremdartiges zu betrachten. Der zur Zeit vorhandene bzw. in Bildung begriffene deutsche Nationalcharakter zeigt eine Synthese germanischer Elemente mit ursprünglich fremden.

Trotz Mangels an rechtlicher Stellung der Blutsverwandtschaft im engeren Sinne der „Sippe“ macht sich das Moment der gruppenweise ähnlichen Beanlagung noch lebhaft bemerkbar. Der Unterschied der deutschen Stämme beruht also im wesentlichen auf dem ursprünglich fremden Einschlag, den das germanische Element an verschiedenen Stellen erhalten hat. Will man diesen Verhältnissen wissenschaftlich nachgehen, so ist die Durchforschung einzelner Familien von bekannter Rassenmischung das sicherste Mittel. —

Um die Entstehung von Stämmen und Völkern auf dem Boden der Familien zu begreifen, muß man im Zusammenhang mit der neueren Familienforschung die Erscheinungen des sogenannten Ahnenverlustes, d. h. der Ahnengleichheit, betrachten. Stellt man die Ahnentafel schematisch auf, so enthält sie, wie schon bemerkt, in der elterlichen Generation $2^1 = 2$ Personen, in der großelterlichen $2^2 = 4$, in der 3. $2^3 = 8$, in der 4. $2^4 = 16$ usf. bis zur xten Reihe gleich 2^x. Die Zahlen der direkten Aszendenten einer Person sind also z. B. in der 9. Ahnenreihe $2^9 = 512$, in der 18. Ahnenreihe $2^{18} = 262{,}144$.

Rechnet man nun als durchschnittliche Lebensdauer einer Generation bis zum Beginn der nächsten $^1/_3$ Jahrhundert, so umfassen drei Ahnenreihen ungefähr 100 Jahre. Danach würde die Zahl der Ahnen eines jetzt lebenden Menschen um das Jahr 1800 ungefähr $2^3 = 8$, um das Jahr 1700 $2^6 = 64$, um das Jahr 1600 $2^9 = 512$, um das Jahr 1300 $2^{18} = 262{,}144$ betragen. Geht man von der jetzigen Bevölkerungszahl bestimmter Territorien aus, so gelangt man durch Summierung der für eine bestimmte Zeit errechneten Zahlen zu ganz riesigen Bevölkerungsziffern, die tatsächlich nicht bestanden haben können. Diese Erscheinung läßt sich nur so erklären, daß

in den Ahnenreihen, die zu einem weiter zurückliegenden Jahrhundert gehören, eine große Zahl von Personen doppelt oder mehrfach auftreten müssen.

Diese theoretische Überlegung über den Ahnenverlust bei Stämmen und Völkern hat zuerst eine sichere Grundlage besonders bei der Untersuchung der Ahnentafeln fürstlicher Personen gefunden, bei denen der Ahnenverlust eine außerordentlich häufige Erscheinung ist. Dabei ist, wie schon dargestellt, zu beachten, daß, wenn z. B. in der xten Reihe nur eine Person doppelt auftritt, dieser Ahnenverlust in den weiter rückwärts gelegenen Reihen sich nach dem gleichen mathematischen Gesetz steigert, welches auch der Konstruktion der Ahnenreihen zugrunde liegt. Es ist ersichtlich, daß man infolgedessen bei weiter zurückliegenden Reihen enorm große Ahnenverluste erhält.

Die gleiche Erscheinung wie bei den fürstlichen Familien hat sich nun überall da ergeben, wo man eine bodenständige Bevölkerung, wie zum Teil die Bauernbevölkerung von Orten, die vom Verkehr abliegen, auf ihre Herkunft untersucht hat. Z. B. zeigt sich in den hessischen Dörfern, die ich von diesem Standpunkt betrachtet habe, die eigentümliche Erscheinung, daß öfter der gleiche und manchmal an sich sehr seltene Familienname in außerordentlicher Häufung, und zwar nach hessischer Sitte mit der Zutat einer bestimmten Nummer immer wiederkehrt. Für das Studium der Bevölkerung in bestimmten Distrikten, die Bodenständigkeit der Bevölkerung vorausgesetzt, ist es vielfach von größtem Interesse, dieser Namensgebung nachzugehen, und es ist mir in einem bestimmten psychiatrischen Fall[1]), bei dem es sich um einen in den Einzelheiten ungewöhnlich schrecklichen Akt von Familienmord und Selbstmord gehandelt hat, gelungen, die Ausbreitung dieser Familie in den Dörfern entlang einer uralten hessischen Verkehrsstraße festzustellen. Dabei sind die ursprünglichen Zentren der Familienansiedlung jetzt noch deutlich zu erkennen.

Bleiben solche Bauernfamilien seßhaft, so findet in den Dörfern allmählich ein solcher Grad von Ahnenverlust und Inzucht statt, daß man vielfach auf die Insassen einzelner Dörfer wegen ihrer besonderen Eigentümlichkeiten ohne weiteres den Begriff des Stammes anwenden kann. Sehr lehrreiche Beispiele für diesen Vorgang finden

[1]) Psychiatrische Untersuchung eines Falles von Mord und Selbstmord, mit Studien über Familiengeschichte und Erblichkeit. Vgl. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten, 1900, Bd. I, Heft 1, S. 6.

sich vielfach in Kolonistensiedlungen, bei denen durch Tradition eine Abschließung gegen andere Volksstämme erfolgt, so daß schließlich mit der Sicherheit eines Vererbungsexperimentes die Ausbildung eines besonderen Stammes erfolgt. Diese Erscheinung ist besonders bei solchen Völkern von größter Bedeutung, deren Staatsorganisation die Einteilung in Stämme zugrunde liegt. Hier bieten sich die interessantesten Aufgaben für die Vererbungs- und Rassenforschung. Jedenfalls ist eine sorgfältige Untersuchung des Ahnenverlustes und der Inzucht eines entstehenden Volkes von größter Bedeutung für die Familien- und Rassenforschung; besonders zur Erklärung der Rassenmerkmale, die im Grunde auf erblich gewordenen Familienähnlichkeiten beruhen.

Während man bei der Untersuchung der Ahnentafel bei Berücksichtigung der Inzucht die Entstehung von gleichartigen Rassenmerkmalen begreifen, also qualitativ verstehen lernt, läßt sich aus der Untersuchung der Abstammungstafeln die quantitative Entstehung von Völkern herleiten. Nimmt man an, daß bei den Abkömmlingen eines Ehepaars von jedem Elternpaar drei Kinder abstammen und daß diese sich im gleichen Durchschnitt weiter fortpflanzen, wobei wir männliche und weibliche Deszendenten zusammen veranschlagen, so ergeben sich als Zahlen in DI $3^1 = 3$, in DII $3^2 = 9$, in DIII $3^3 = 27$, in DIV $3^4 = 81$, in DV $3^5 = 243$, in DVI $3^6 = 729$. Man gelangt also, da es sich hier um 3 als Grundzahl handelt, in der Ahnentafel dagegen nur um 2, in der Abstammungstafel zu noch viel höheren Zahlen als bei der Ahnentafel in den einander entsprechenden Reihen. Der Wert dieser Überlegung wird scheinbar dadurch aufgehoben, daß bei Mangel an blutsverwandten Ehen scheinbar der Typus der ursprünglichen Familie sich in wenigen Generationen ändern müßte. Dies ist jedoch nicht der Fall. In der von mir genauer behandelten Familie Soldan läßt sich auch ohne Heirat von Blutsverwandten ein ganz außerordentliches Festhalten des Familientypus durch eine lange Reihe von Generationen, besonders in geistiger und vor allem künstlerischer Beziehung nachweisen.

Das gleiche liegt in bezug auf andere Eigenschaften, besonders die Kriegstüchtigkeit, in einer von mir untersuchten hessischen Bauernfamilie vor[1]). Und ähnliches hat sich mir vielfach auch ohne weitergehende Untersuchung aufgedrängt. Diese Konstanz des männ-

[1]) „Kriegstüchtigkeit als erbliche Eigenschaft." Vgl. Krieg und Seelenleben, Verlag von O. Nemnich, München, S. 22.

lichen Stammes, auch nach Zwischenschaltung von Anlagen aus anderen Familien, die von mütterlicher Seite hereingebracht worden sind, ist eine außerordentlich wichtige und bisher in der Vererbungslehre viel zu wenig behandelte Erscheinung, die für die Entstehung von Völkern auch ohne das Moment der Inzucht von größter Bedeutung ist[1]). Allerdings kann man die Hypothese bilden, daß die merkwürdige Konstanz des männlichen Stammes vielleicht doch ursprünglich auf Inzucht beruht, die trotz der Amphimixis, d. h. regellosen Verbindung mit nicht blutsverwandten weiblichen Geschöpfen in einer langen Reihe von späteren Generationen immer wieder nachwirkt.

Jedenfalls kann aber von einem Elternpaar, auch wenn keine Blutsverwandtenehen stattfinden, im Laufe mehrerer Generationen ein großer Stamm von Nachkommen entstehen, die im wesentlichen den Typus der männlichen Abstammungsreihe des Stammvaters aufweisen. Somit wird aus den Verhältnissen der Deszendenzreihen die quantitative Erweiterung eines Stammelternpaars zu einem Stamme und weiterhin zu einem Volk oder einer Rasse verständlich.

Um die Entstehung von Stämmen und Rassen aus der Familie im biologischen Sinne zu verstehen, ist es vor allem notwendig, bei den sogenannten Naturvölkern die Formen des Familien- oder, im weiteren Sinne, Geschlechtslebens zu studieren. Diese Aufgabe hat besonders Dr. Thurnwald in bezug auf die Völker der Südseeinseln behandelt, wobei sich biologische, religiöse und staatsrechtliche Momente verbinden. In der Schrift „Entstehung von Staat und Familie“[2]) stellt Thurnwald unter Abstraktion und Zusammenfassung drei Typen auf, aus deren Darstellung ich hier wenigstens den ersten wegen seiner Beziehung zum Begriff der Sippschaft hervorheben möchte:

> „Der erste Typ ist der einer kleinen aber homogenen politischen Einheit, er trägt demokratischen Charakter, die Leitung liegt in der Hand der Alten, die Familie ist erst knospenartig entwickelt. In der Südsee wird er wesentlich durch das papuanische (nicht melanesische) Element vertreten.
>
> Schon in der Form der Siedelungen kennzeichnet sich dieser Typ durch die selbständigen, kleinen, oft abseits gelegenen Rodungen, auf denen z. B. in gewissen Gegenden Neuguineas (am oberen Augustafluß) nur ein einziges Haus errichtet ist, das die gesamte Gemeinde von 40 bis 60 Köpfen beherbergt. Sehr häufig finden wir nun diese politischen

[1]) Vgl. Kongreßbericht 1912, Seite 13.

[2]) Verlag von J. Bensheimer, Mannheim, Berlin, Leipzig 1921.

Einheiten, die ich ‚Klan' nennen möchte, in zwei Hälften gespalten, die ich als ‚Sippen' bezeichne.

Die Häuser dieser Klans halten nicht länger als 3—4 Jahre aus; sie verfallen, und an einem anderen Ort wird ein neues Haus errichtet. Auf diese Weise befinden sich die Klans ständig in sachte nomadisierender Bewegung.

Unter den Angehörigen der beiden Hälften findet ein gegenseitiges Ineinanderheiraten unter individuell festgesetzten Verwandten statt, und zwar auf Grund eines Austausches der Mädchen.

Auf diese Weise kommt es zu einer beständigen Mischung eines engen Kreises von Menschen. Das ist auch der Fall bei sogenannten exogamischen Heiratsordnungen. Denn die Heirat nach außen geht von sehr kleinen Einheiten, z. B. den Sippen aus. Dieses fortgesetzte Heiraten unter Leuten gleicher Abstammung führt zu den überaus charakteristischen Lokaltypen, wie wir sie überall, besonders unter den niedrigen Primitiven vorfinden."

Die weiteren Ausführungen von Thurnwald haben vielfach Beziehung zu unserem Thema, so daß ich auf sie und Thurnwalds sonstige Schriften hinweisen möchte.

---

10. Kapitel.

Körperliche Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre.

Die körperliche Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre bezieht sich auf folgende Gebiete:

1. die morphologischen Zustände des Körpers, d. i. die Beschaffenheit und Bauart der einzelnen Systeme desselben (Knochenbau, besonders Kopfform, ferner Muskelsystem, Haut usw.);

2. die Bewegungsart, die in Gestalt von Ausdrucksbewegungen besonders am Gesicht für den Familientypus von größter Bedeutung ist und zum Teil schon in das psychologische Gebiet übergeht;

3. die körperlichen Krankheiten, deren Betrachtung in bezug auf die verschiedenen Generationsreihen der gleichen Familie Interesse bietet.

Allerdings sind diese drei Punkte bei der Untersuchung oft verbunden, so daß sich eine strenge Trennung nicht machen läßt. Zum Beispiel gehen manche morphologische Abnormitäten und Bewegungsarten unmittelbar in das pathologische Gebiet über.

Wir betrachten zunächst die morphologischen Verhältnisse.

Die Methoden der Untersuchung sind im wesentlichen die gleichen, wie sie auf dem Boden der Psychiatrie und Anthropologie ausgebildet worden sind, so daß ich hierauf verweisen kann. Immerhin sind aber im Hinblick auf Familienforschung eine Anzahl besonderer Punkte zu betrachten.

Vor allem darf man bei den Nachkommen eines Elternpaares nicht eine einfache Kopie des väterlichen oder mütterlichen Typus erwarten. Die Häufung gleicher Eigenschaften bei der Deszendenz ist lediglich als eine verhältnismäßige in bezug auf die Mitglieder anderer Familien zu betrachten. Wenn z. B. von drei Kindern eines Elternpaares eines dem Vater, eines der Mutter in der Bauart des Gesichtes sehr ähnlich sieht, so ist dies schon ein sehr hoher Grad von direkter Vererbung. Vergleicht man in den Familien die Kinder, die den Eltern morphologisch nicht ähnlich sehen, soweit als möglich mit den sonstigen Blutsverwandten (Geschwistern der Eltern und deren Nachkommen, Großeltern und deren sonstiger Deszendenz), so findet man häufig ganz auffallende Ähnlichkeiten auch zwischen Personen, die dem Stammbaum nach nur entfernt verwandt sind, während eine solche Beziehung zu den Angehörigen anderer Familien völlig fehlt.

Wir kommen hier auf den Begriff der Spielarten, die auf dem Boden einer Familienanlage in übereinstimmender Weise bei Blutsverwandten zustandekommen. Dabei ist folgendes zu beachten.

Wenn man die Gestaltung eines Menschen vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre betrachten will, muß man versuchen, aus dem außerordentlich großen Gebiet der morphologischen Erscheinungen solche herauszugreifen, die sich als besondere Züge innerhalb einer Blutsverwandtschaft hervorheben lassen. Es zeigt sich hierbei, daß manche Momente, die sonst für die morphologische Betrachtung einen großen Wert haben, weniger in Betracht kommen, während andere, die im allgemeinen nur die Bedeutung von Ausnahmefällen oder Kuriositäten haben, für die Untersuchung von Vererbungserscheinungen sehr bemerkenswert sein können. In ersterer Beziehung ist z. B. die Körpergröße zu nennen, die ganz abgesehen von Altersunterschieden in vielen Fällen keine Erblichkeitsbeziehung aufweist. Allerdings kommen auch hier zweifellos familiäre Gruppen von kleiner gedrungener Gestalt oder schlankem Wuchs vor und der anthropologische Typus bestimmter Völker ist durch dieses Überwiegen der gleichen Merkmale in den einzelnen Familien bedingt, andererseits aber zeigen sich doch z. B. inner-

halb der deutsch redenden Bevölkerung und der einzelnen Familien derselben so starke Streuungen in der Länge und Bauart des Körpers, daß diese Momente als Symptome von Blutsverwandtschaft nicht brauchbar sind.

Immerhin ist es interessant, die Generationsreihen daraufhin zu untersuchen, ob in ihnen Variationen nach bestimmter Richtung, z. B. abnorme Körperlänge, vorhanden sind. Man darf sich jedoch solche Wachstumstendenzen innerhalb einer Generationsreihe nicht als gleichbleibende Momente vorstellen, sondern als eine Art Hervorbrechen summierter Reize, die durch Generationen latent bleiben können, während sie dann gehäuft zum Vorschein kommen. Die Vererbung spielt sich eben nicht in gleichmäßigen Verhältnissen nach Art eines unveränderlichen statischen Momentes ab, sondern in dynamischer Weise, gewissermaßen durch Erhöhung von Spannungen, die sich dann plötzlich in Form einer als Rückschlag erscheinenden Vererbungstatsache ausgleichen.

Viel mehr als die Körpergröße sind für unsere Frage besondere Einzelheiten der Bauart von Bedeutung. Man muß dabei die Beschaffenheit des Knochensystems, der Muskeln und der äußeren Umhüllungen, besonders das Fettpolster der Haut gesondert betrachten. Voraussetzung ist, daß man Krankheiten, welche ein normal angelegtes System störend verändern, z. B. Rhachitis nach Möglichkeit ausschaltet. Unter dieser Bedingung kann man sagen, daß die Bauart, ganz abgesehen von der Größe der einzelnen Individuen, deutlich familiäre Typen zeigt.

Dabei erscheint ein Überwiegen des Knochen- und Muskelsystemes gegenüber der häufig als Zeichen einer behaglichen Gesundheit betrachteten Fettleibigkeit, vom physiologischen, hygienischen Standpunkte aus, entschieden vorzuziehen, wenn auch die fettreiche Beschaffenheit der Haut ein gutes Schutzmittel gegen Kältewirkungen darstellt. Gerade die Neigung zum Fettansatze tritt innerhalb mancher Generationsreihen oft so häufig auf, daß an einem erblichen Moment dabei nicht gezweifelt werden kann. Dementsprechend kann die Fettleibigkeit mit der Häufigkeit eines anthropologischen Merkmales vorhanden sein.

Außer dieser vom medizinischen Standpunkte aus an die krankhaften Abnormitäten grenzenden Fettansammlung, die eine lokalisierte Überernährung darstellt, ist die Beschaffenheit der Hautoberfläche für die Vererbungserscheinungen innerhalb der Familien von großem Interesse. Es kommt dabei in Betracht:

1. Die Farbe, die von der Menge des Pigments in der Haut abhängt. Eine außergewöhnlich weiße, bläulich-weiße, rosig-weiße, oder mehr bräunlich-gelbliche Haut gehört auch innerhalb der sogenannten weißen Rasse in vielen Generationsreihen zur Charakteristik bestimmter Familien. Im höheren Grade sind diese Variationen des Pigments für die anthropologische Einteilung in Rassen von grundlegender Bedeutung. Da die Farbe durch Pigmentbildung in der Haut entsteht, so kann sie auch stellenweise am Körper je nach der Dichtigkeit und Menge des angehäuften Stoffes wechseln. So hat man z. B. die Anhäufung von Pigment in der Haut über dem Steißbein als Zeichen der mongolischen Rasse bezeichnet, wenn sich diese Erscheinung auch sporadisch bei der weißen Rasse findet.

2. Die Konsistenz der Haut. Eine mehr glatte, weiche oder mehr feste und derbe Haut kann als familiärer Typus auftreten, ganz abgesehen von den zufälligen Veränderungen durch äußere Momente, z. B. Arbeitsschwielen an den Händen, die man bei Betrachtungen über die erblichen Verhältnisse nach Möglichkeit ausschalten muß.

3. Die Beschaffenheit der drüsigen Organe in der Haut, wobei es auf die Menge, den Grad der Tätigkeit und die Zusammensetzung der Absonderungen ankommt. Die starke oder schwache Tätigkeit der Schweißdrüsen hängt zwar einerseits sehr von der Flüssigkeitszufuhr und Ernährungsmomenten ab, andererseits ist dabei in vielen Fällen eine erbliche Anlage unverkennbar. Diese Dinge zeigen auch öfter eine Variation nach der krankhaften Seite, z. B. kann die Neigung zu Furunkeln, die aus verstopften und entzündeten Talgdrüsen entstehen, durch mehrere Generationen wiederkehren. Auch die periodische Verstopfung der äußeren Gehörgänge infolge von übermäßiger Ansammlung von Ohrenschmalz erscheint bei einem mir wohlbekannten Falle entschieden als Folge vererbter Verhältnisse der Bauart und Drüsenfunktion, und zwar als Vererbung vom Vater auf den Sohn.

Mehr in das Gebiet der instinktiven Auffassung gehört der verschiedene Geruch der Drüsenabsonderungen. Daß der Schweiß verschiedener Rassen verschiedene Geruchsqualitäten hat, wird von sehr Vielen angenommen. Gibt man dies zu, so liegt bei den vielfachen Beziehungen allgemein anthropologischer und familiärer Momente die Wahrscheinlichkeit vor, daß auch innerhalb einer Rasse einzelne Menschen in dieser Beziehung anders organisiert sind als andere. Daß innerhalb des sexuellen Gebietes diese unmeßbaren, aber wirksamen Geruchsmomente, z. B. bei den Kopfhaaren, eine Bedeutung

haben, wird von sehr vielen angenommen. Dabei braucht man nicht gerade zu einer dogmatischen Übertreibung dieser Tatsachen in Gestalt einer Geruchs-Seelen-Theorie zu gelangen. Auch ist klar, daß bei der zur Zeit vorhandenen Unmöglichkeit, solche Qualitäten zu messen und einwandsfrei herauszustellen, diesen eine diagnostische Bedeutung nicht beigelegt werden kann.

An der Oberfläche der Haut ist die Art der Behaarung nicht nur anthropologisch, sondern auch für unsere besonderen Zwecke der Familienforschung von großer Bedeutung. Dabei wird fälschlicherweise meist nur die Farbe des Haares in Betracht gezogen, die entsprechend der Menge des Pigmentes sehr verschiedene Spielarten auch innerhalb einer Familie aufweist. Gerade dieses Merkmal, das scheinbar für anthropologische Betrachtungen sehr wichtig ist, versagt bei dem Studium von Vererbungserscheinungen oft in auffälliger Weise. Allerdings würde, wenn man in dieser Beziehung nicht nur die Erscheinungen in zwei Generationen betrachten, sondern mehrere Generationen daraufhin statistisch untersuchen würde, möglicherweise mehr dabei herauskommen, als man zur Zeit vermutet. Noch mehr Erfolg verspricht die Untersuchung auf das Zusammentreffen mehrerer scheinbar widersprechender Pigmenterscheinungen innerhalb einer Blutsverwandtschaft, z. B. der Vereinigung von schwarzen Haaren mit blauen Augen oder blonden Haaren und braunen Augen. In bezug auf solche von dem Gewöhnlichen abweichende Kombinationen läßt sich deutlich erkennen, daß es sich nicht nur um zufällige Variationen handelt, sondern daß diese innerhalb bestimmter Familien häufiger sind als in anderen. Man wird also auch hier bei den relativ seltenen Erscheinungen mehr Aussicht haben, brauchbare Sätze über Vererbung zu erlangen als bei den im allgemeinen sehr häufigen Formen und Variationen.

Außer der Farbe des Haares ist seine Bauart (dünnes oder dickes, straffes, welliges oder gelocktes Haar) als Kennzeichen öfter brauchbar.

Von großer Bedeutung für unser Thema ist die Bauart des Kopfes. Auch hier muß man versuchen, die drei Elemente: die Konstruktion des Schädels (die Art des Knochenbaues), die Muskelanlage mit ihrer besonderen Funktion, und die Beschaffenheit der sonstigen Weichteile zu unterscheiden.

Wer bei der Herstellung einer Büste beobachtet hat, wie der kleinste Zusatz von Stoff an irgend einer Stelle den Ausdruck ändern kann, wird von vornherein mit großer Vorsicht an das Problem der

Familienähnlichkeit herangehen. Obgleich diese außerordentlich oft behauptet wird, ist es meist sehr schwer, genau zu sagen, worauf sie beruht. Am einfachsten ist der Fall, daß einzelne Teile ein besonderes Merkmal zeigen, welches gleichsam als Etikette verschiedenen Mitgliedern einer Familie unabhängig von der sonstigen morphologischen Beschaffenheit anhaftet, z. B. eine große herabhängende Unterlippe, ein abnorm breit entwickelter Kiefer, oder eine ausgeprägte Adlernase. In solchen Fällen drängt sich das eine Merkmal manchmal so stark auf, daß im übrigen bestehende Unähnlichkeit völlig übersehen wird. Eine Ähnlichkeit im höheren Sinne entsteht erst dann, wenn mehrere Kriterien, darunter besonders auch motorische, d. h. in der physiognomischen Bewegung von Muskeln beruhende, zusammentreffen. Es müssen daher die einzelnen Systeme 1. Knochen, 2. Muskeln und 3. sonstige Weichteile zunächst gesondert, dann in ihrer physiognomischen Gesamtwirkung betrachtet werden.

Bei der Betrachtung des Schädels geht man für unsere Zwecke am besten von der Bauart der Stirn aus, für welche die Lage und Gestaltung der beiden Stirnhöcker oft von charakteristischer Bedeutung ist. Die Entfernung derselben hat eine notwendige Beziehung zu der Beschaffenheit der mittleren Stirnnaht. Je früher diese verwächst, desto näher aneinander stehen die Stirnhöcker. Sind gleichzeitig die Seitenteile des Schädels ausgebuchtet, so entsteht eine Art Keilform des Schädels. Es muß sodann die Art der Wölbung der Stirn im Hinblick auf die Form der Stirnhöcker betrachtet werden. Dabei handelt es sich um die Gestaltung einerseits in der Horizontal-, andererseits in der Vertikalebene. Nun wendet man sich von den Stirnhöckern zu der Nasenwurzel und den Augenbrauen, deren Stellung zur Nasenlinie sehr charakteristisch ist. Unter ihnen liegen die knöchernen Bögen (Arcus superciliares), welche den Abschluß der Augenhöhle nach oben bilden, und deren Formation für unsere Betrachtung oft von Bedeutung ist. Im Zusammenhang damit steht die Bauart der Augenhöhle, bei deren Beurteilung die Größe der Augäpfel mit in Betracht zu ziehen ist. Bei stark entwickelten Arcus superciliares findet sich in der Regel eine große Augenhöhle mit tiefliegenden Augen. Diese Beziehung ist für den physiognomischen Eindruck sehr wesentlich.

Bei der Beurteilung der Nase ist zunächst die Formation der Nasenwurzel ins Auge zu fassen und deren Stellung zu der Stirn und den Augenbrauenbögen zu beachten. Der Winkel, in welchem die Nase zur Stirn steht, ist von der vertieften oder gewölbten Beschaffen-

heit der Nasenwurzel wesentlich abhängig, sodann von der Gestaltung und Richtung des knöchernen Nasendaches. Zu beachten ist die Stellung der Nase zur Mittelebene des Kopfes, aus der sie öfter mit einer gesetzmäßigen Beziehung zu der Stirnformation nach der Seite abweicht, an welcher die Stirn stärker gebaut ist. Auf die Ursachen dieser Regel kann ich in diesem Zusammenhange nicht eingehen. Neben der Nasenwurzel und dem knöchernen Nasendach sind die knorpeligen Bestandteile der Nase von Bedeutung für die Charakteristik des Gesichts, ebenso wie besonders der Übergang von der Scheidewand der beiden Nasenlöcher zu der Oberlippe. Die kleine Hautfalte, welche hier herunterzieht, ist im übrigen morphologisch und physiologisch ganz bedeutungslos, aber für den Familientypus von Interesse, da sie der ganzen oberen Mundpartie etwas Charakteristisches gibt, besonders wenn eine besondere Art der Oberlippengestaltung vorliegt. Dies scheinbar nebensächliche Merkmal ist um so wichtiger, als es von wechselnden Momenten der Innervation ganz unabhängig ist und lediglich eine morphologische Spielart darstellt. Man erkennt es am besten, wenn man das Gesicht im Profil mit bezug auf die von der Nasenscheidewand zur Oberlippe laufende Linie betrachtet.

Abgesehen von Stirn und Nase achte man weiter auf die mehr oder weniger starke und prominente Bauart der Jochbeine sowie auf deren Stellung zur Augenhöhle und zum äußeren Gehörgang, ferner auf die Formation des Unterkieferwinkels. Sind diese beiden Partien sehr stark entwickelt, so erhält das Gesicht einen massigen, brutalen Ausdruck. In diesem Zusammenhang ist der Kieferbau an der Mundpartie zu betrachten, wobei Fehlen von Zähnen leicht Täuschungen bedingt.

Hat man sich in dieser Weise einen Überblick über die Bauart des Gesichts verschafft, so betrachte man die übrige Formation des Schädels. Allerdings sind gerade in dieser Beziehung so große individuelle Differenzen innerhalb der einzelnen Familien vorhanden, daß es sehr zweifelhaft ist, ob man dieses von anderen Gesichtspunkten sehr wesentliche Moment für den vorliegenden Zweck brauchen kann. Neben der Konstruktion des Kopfskelettes ist die Gesichtsmuskulatur mit der besonderen Art von Haltung und Bewegung von größter Bedeutung für den physiognomischen Ausdruck. Die Bewegungsart bildet im allgemeinen und am Gesicht im besonderen oft ein außerordentlich charakteristisches Zeichen der Blutsverwandtschaft. Die Ähnlichkeit in dieser Beziehung, selbst bei mor-

phologisch wesentlich verschiedener Beschaffenheit, ist bei Blutsverwandten oft geradezu überraschend. Eine Handbewegung, ein Aufrichten des Rumpfes, eine Drehung des Kopfes, eine besondere Art des Lachens sind manchmal viel deutlichere Symptome der Zusammengehörigkeit als die Bauart des Schädels, die erheblich variieren kann. Die Ähnlichkeit des Mienenspiels kann tatsächlich die morphologischen Unterschiede ganz vergessen machen.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß auch die Handschrift von Blutsverwandten, die sich unmöglich beeinflußt haben können, öfter eine merkwürdige Ähnlichkeit aufweist. Die Schrift ist eben, abgesehen von ihrer rein konventionellen Bedeutung, eine besondere Form der Ausdrucksbewegungen, die entsprechend einer eigentümlichen Familienanlage gleichen Charakter haben können.

Am Gesicht beachte man einerseits die Bewegungen, besonders der Stirnmuskeln, die Art des Blickens, die Mundbewegungen beim Sprechen und Lachen, andererseits die in den Falten der Haut zum Ausdruck kommenden Muskelspannungen, z. B. die Stirnlinien, ferner die Zusammenordnung der Bewegungen, besonders der Augen- und Kopfbewegungen, deren Art für den physiognomischen Ausdruck sehr wesentlich ist. Die von vielen behauptete eigentümliche Tatsache, daß Kinder in ihrer Entwicklung manchmal mehr dem Vater, manchmal mehr der Mutter ähnlich sehen, beruht zum Teil darauf, daß durch Ausdrucksbewegungen der Eindruck der Bauart verwischt werden kann, so daß, wenn z. B. diese vom Vater stammt, die von der Mutter stammende Bewegungsart den Eindruck der Bauart überwiegen kann. Außer dem Knochensystem und der physiognomischen Bewegung muß, wie wir dies oben schon bei der Betrachtung der Nase gesehen haben, die Beschaffenheit der Weichteile sehr in Betracht gezogen werden. Jedoch sind dabei die wechselnden Momente der Fettpolsterung und der Blutgefäßfüllung sehr mit Vorsicht zu verwenden, wenn man Fehlschlüsse vermeiden will. Die äußere Form des Kinnes, die zwar im wesentlichen von dem Knochenbau abhängt, jedoch auch durch Weichteile mit bedingt wird, wie z. B. bei dem Grübchen, ist manchmal ein oft wiederkehrendes Zeichen in einer Blutsverwandtschaft.

Am meisten zu beachten ist das Ohr, das vom Standpunkt der Degenerations-Anthropologie schon oft behandelt worden ist. Hier interessiert uns die Ohrform nur als familiäres Zeichen. Man beachte dabei die Stellung der Ohren zum Gesicht, besonders zum Auge und

Jochbein, sowie zum Kopf, ferner die Länge und Lage der Ohrläppchen, die Zeichnung der Ohrmuschel mit ihren verschiedenen knorpeligen Vorsprüngen. Anscheinend ist die Beschaffenheit des äußeren Ohres ein gutes Kennzeichen, um einen bestimmten Vererbungseinfluß von einer Person der Ahnenreihe annehmen zu können. Es hängt dies damit zusammen, daß die Ohrknorpel im wesentlichen etwas Unveränderliches bei wechselnden psychischen Zuständen darstellen, während die mimische Muskulatur die verschiedensten Dinge ausdrücken kann.

Das Gesagte soll nur einen Anhalt bieten, auf welche Punkte bei der Beurteilung von Familienähnlichkeiten geachtet werden muß. Über die genaueren anatomischen und physiologischen Verhältnisse und die Methoden der Messung müssen die Fachschriften Auskunft geben. Jedenfalls ist es wünschenswert, daß in das früher sehr subjektive Gebiet der Familienähnlichkeit immer mehr exakte naturwissenschaftliche Untersuchungsmethoden übertragen werden.

Auf die Vererbung von Krankheiten kann ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen, weil dieses Thema in das rein medizinische Gebiet führt und den Rahmen dieses Buches völlig überschreitet. Es sei nur kurz hingewiesen, daß besonders das Studium der endogenen Nervendegenerationen, welche dem Krankheitsbild der hereditären Ataxie und anderen Störungen zugrunde liegen, ausgezeichnete Einblicke in die Vererbungsvorgänge gewähren kann.

---

11. Kapitel.

Psychologische Untersuchung vom Standpunkt der Vererbungslehre.

Hat man die Blutsverwandtschaft zwischen bestimmten Personen ermittelt, so erhebt sich von unserem Gesichtspunkt aus die Forderung der psychologischen Vergleichung im Hinblick auf der Frage der Vererbung. Erst nach dem in neuerer Zeit geschehenen Fortschritt der experimental-psychologischen Untersuchungsmethoden und der beobachtenden Psychologie im allgemeinen kann man nunmehr die Aufgabe einer vergleichenden Untersuchung der ererbten Anlagen in Angriff nehmen. Diese bietet noch größere Schwierigkeiten als die individual-psychologische Forschung überhaupt, da es sich darum handelt, im Gebiete dieser diejenigen

Methoden besonders auszubilden, welche einen Vergleich der angeborenen Anlagen gestatten. Viele individual-psychologische Feststellungen beziehen sich auf Dinge, die, wie z. B. Kenntnisse, im persönlichen Leben erworben sind und oft von zufälligen äußeren Bedingungen abhängen. Der Grad von Kenntnissen ist natürlich, abgesehen von der angeborenen Anlage, je nach der Umgebung und den Verhältnissen, in denen ein Mensch aufwächst, nach seiner Schulbildung usw., sehr wechselnd, und es ist sehr schwierig, bei diesen von äußeren Umständen abhängigen Momenten zu einem Maß seiner angeborenen Fähigkeiten zu gelangen. Es erfordert dies eine genaue Vergleichung von Lebensalter, äußeren Bedingungen usw.

Immerhin ist es jedenfalls im Gebiet der psychiatrischen Diagnostik in manchen Fällen möglich, aus der vergleichenden Untersuchung der Schulkenntnisse, des Rechenvermögens usw. zu bestimmten Schlüssen zu gelangen, besonders ob im einzelnen Falle angeborener Schwachsinn oder ein nach erworbener Schulbildung ausgebrochener Schwachsinn vorliegt. Diese Methoden werden sich mit kritischer Vorsicht in entsprechender Weise auch zum vergleichenden Studium der angeborenen Anlagen im allgemeinen verwenden lassen. Hiermit untersucht man zunächst zwar nur das Resultat der Schulbildung, es treten jedoch dabei auch deutlich die angeborenen Fähigkeiten hervor, welche die Voraussetzung zum Erlangen solcher Kenntnisse in der Schule gebildet haben, vor allem die außerordentlich wichtige Funktion der Aufmerksamkeit, welche das Fundament aller intellektuellen Auffassung bildet.

Es liegt daher nahe, abgesehen von den Resultaten der Schulbildung, diese wichtige Fähigkeit unmittelbar vergleichend zu untersuchen. In der Tat kann man wahrnehmen, daß die angeborene Anlage hierbei eine große Rolle spielt, indem in manchen Familien ein flüchtiges, in anderen ein konzentriertes Wesen bei einer Reihe von Mitgliedern in verschiedenen Abstufungen und Spielarten vorkommt. Zugleich zeigt sich der vermehrende Einfluß, den die Fähigkeit der Aufmerksamkeit auf alle sonstigen geistigen Anlagen hat, so daß sich im allgemeinen das Endresultat als ein Produkt aus Talent und Aufmerksamkeit bezeichnen läßt.

Neben der Aufmerksamkeit ist das Gedächtnis als Voraussetzung der Verstandestätigkeit zu beachten. Auch hier kann man entweder das Resultat prüfen, das in Form von bestimmten Wissenselementen vorhanden ist, oder die Merkfähigkeit, d. h. das Ver-

mögen, bestimmte neue Eindrücke zu behalten. Diese ist naturgemäß je nach dem Entwicklungsstadium der einzelnen Person sehr verschieden, kann auch durch Krankheiten, z. B. der Blutgefäße des Gehirns, gestört werden; immerhin ist unverkennbar, daß Merkfähigkeit und Erinnerungsvermögen im Grunde eine angeborene Anlage darstellen, die große persönliche Unterschiede zeigt, wobei in manchen Familien gute oder geringe Fähigkeiten in dieser Beziehung überwiegen.

Dabei muß die Art, wie die Eindrücke wieder ins Bewußtsein kommen, wie unbewußte Spuren zu erinnerten Vorstellungen werden, beachtet werden. Das praktisch brauchbarste Gedächtnis ist dasjenige, bei welchem die Erinnerungen im richtigen Zusammenhange von selbst auftauchen. In anderen Fällen können sich Menschen durch angespanntes Nachdenken an Dinge erinnern, z. B. Namen, die ihnen nicht von selbst in den Sinn gekommen waren. Gerade dieses aktive Gedächtnis, das wirkliche Hervorholen und Deutlichmachen von Spuren ist eine sehr charakteristische Fähigkeit, welche bei vielen fehlt, während sie bei anderen als angeborene Anlage familiärer Art vorhanden ist. Es gibt Menschen, die bei stärkstem Nachdenken nicht imstande sind, sich willkürlich an etwas zu erinnern, während ihnen die betreffende Tatsache gelegentlich mühelos einfällt. Da in diesen Fällen die Erinnerungen bei gelegentlicher Verkettung von Vorstellungen auftauchen, so kann man diese Art des Gedächtnisses als assoziativ dem aktiven Erinnerungsvermögen gegenüberstellen. Auch diese Erscheinung dient zur persönlichen Charakteristik und zeigt sich in familiären Gruppen gehäuft.

Sehr wichtig ist die verschiedene Stärke des Erinnerungsvermögens in den einzelnen Sinnesgebieten. Das Gedächtnis ist eben nicht dem sprachlichen Ausdruck entsprechend eine Einheit, sondern setzt sich aus einer Reihe von Teilgedächtnissen nach den verschiedenen Sinnes- und Verstandesqualitäten zusammen.

Die Unterscheidung der einzelnen Menschen, je nachdem sie mehr optisch oder akustisch beanlagt sind, ist für die Individualpsychologie eine sehr wesentliche; und zwar ist dies nur ein Teil der möglichen Typen, da solche Unterschiede der Anlage sich auch auf andere Sinnesgebiete, z. B. die Geruchssphäre, beziehen können. Eine besondere Empfindlichkeit in letzterer Beziehung tritt manchmal als persönliche Eigenart auf, auch ohne daß durch nervöse Krankheitszustände eine allgemeine Reizbarkeit der Sinneszentren bedingt wäre. Im Gebiet der angeborenen Anlage muß man diesen

Gedanken auch auf andere Empfindungs- und Gefühlszustände, besonders die sexuellen, ausdehnen, deren Stärke und Richtung sich vielfach als hereditär bedingt erweist, ganz abgesehen von den krankhaften Steigerungen oder Abschwächungen dieser elementaren psychischen Funktionen. Das Studium der verschieden starken Entwicklung der Sinnessphären ist für das Problem der ererbten Anlage von größter Wichtigkeit, um so mehr, als sich auch bei allgemeinem Tiefstand der geistigen Funktionen infolge von frühzeitiger geistiger Erkrankung diese Differenzierung nach Sinnessphären, abgesehen von den peripherisch bedingten Defekten, oft noch erkennen läßt. Es kann in dieser Beziehung trotz außerordentlicher Unterschiede der intellektuellen Fähigkeiten ein familiärer Typus immer noch erkennbar sein.

Für das ganze geistige Leben ist besonders die Beanlagung in den höheren Sinnessphären des Auges und Ohres von großer Bedeutung. Eine plastische Deutlichkeit der Gesichtsvorstellung, die in Verbindung mit anderen Fähigkeiten oft zu bedeutenden Kunstleistungen malerischer, bildnerischer oder technischer Art führt, tritt öfters familiär auf und kann bei den geistigen Aufgaben, wie sie das Leben stellt, je nach deren Art zu sehr verschiedenen Wirkungen führen. Öfters ist dabei ein Mangel an Abstraktionsvermögen vorhanden, welch letzteres darauf beruht, daß aus verwandten Vorstellungen eine Reihe von nicht übereinstimmenden Bestandteilen ausgeschieden und jene unter einem Begriff zusammengefaßt werden. Die plastische Vorstellung sehr vieler Einzelheiten stört im allgemeinen die begriffliche Zusammenfassung, die viele Züge des Wirklichen ausschalten muß. Allerdings gibt es seltene Fälle, in denen sich große Deutlichkeit der optischen Vorstellungen mit Abstraktionsvermögen verbunden zeigt, jedoch ist dies als psychologische Ausnahme zu betrachten, die zu genialen Leistungen disponiert.

Interessant ist es, die Wirkung zu beobachten, die ein zu großer Reichtum an Wirklichkeitsbildern auf die Sprech- und Schreibweise ausübt: Diese zeichnet sich dann öfter durch Wortreichtum und eine beträchtliche epische Breite aus, in der alle Einzelvorstellungen entwickelt werden. Jene psychische Grunderscheinung kann also eine Reihe von indirekten Wirkungen haben, die sehr charakteristisch für den einzelnen und seine familiäre Anlage sind. Umgekehrt äußert sich ein starkes Abstraktionsvermögen öfter in einer stilistischen Vorliebe für kurze Sätze und Sentenzen, die eine große Menge von

Einzelerscheinungen zusammenfassen und erklären, während ihnen oft die Lebenswärme der Wirklichkeit fehlt. Finden sich beide Eigenschaften zusammen, so entsteht ein kurzer schlagender, dabei oft bildlicher Ausdruck, in welchem sich Wirklichkeit und Abstraktion vereinigt, wie wir dies in hervorragender Weise bei Schiller finden.

Jedenfalls ist das Studium der psychischen Besonderheiten in den einzelnen Sinnesgebieten von größter Bedeutung für die Individualpsychologie im allgemeinen und das Gebiet der ererbten seelischen Eigenschaften im besonderen. Bei der Art der Auffassung von äußeren Vorgängen spielen diese elementaren Unterschiede der angeborenen Anlage eine entscheidende Rolle. Gehen wir z. B. von dem Fall aus, daß in einer Gesellschaft ein Gedicht vorgelesen wird, so wird das Vorgetragene von den einzelnen Personen mehr klanglich, oder rhythmisch, oder optisch, oder inhaltlich aufgefaßt. Hierin offenbaren sich Grundeigenschaften der Betreffenden oft in außerordentlich deutlicher Weise. Neben der vorwiegend optischen Anlage gibt es eine ausgeprägt akustische, die entweder mehr klanglich oder mehr verbal sein kann. Die beiden letzteren Momente hängen zusammen, sind aber nicht gleich. Die vorwiegend klangliche Auffassung ist das gemeinsame Kriterium aller innerlich musikalischen Menschen, die sich je nach der Stärke des Gedächtnisses für Töne und Tonfolgen, sowie nach der Fähigkeit, Melodien aufzufassen und zu gestalten, ferner nach den Fähigkeiten der musikalischen Äußerung in Form von bestimmten Bewegungen (Singen, Instrumente spielen usw.) in einzelne Gruppen teilen lassen, die sehr oft familiär vorkommen.

Bei dem Denken von Worten ist ein klangliches Element mit bestimmten Bewegungsempfindungen verknüpft, die den Übergang auf motorische Apparate beim Sprechen andeuten und die auch bei dem Denken von Tönen eine Bedeutung haben. Ferner hat das Wort enge Beziehungen zum begrifflichen Denken, das durch das gesprochene Wort eine unmittelbare sinnliche Kraft enthält. Es bildet daher die ausgeprägt verbale Beanlagung eine besondere Gruppe innerhalb des akustisch-phonetischen Gebietes. Sowohl mit der klanglichen wie mit der verbalen Auffassung ist häufig, aber nicht gesetzmäßig, ein Moment verbunden, welches in das Gebiet der Bewegungen gehört, nämlich die Rhythmik. Eine scharfe Trennung dieser Begriffe ist sehr notwendig, um sich über manche Anlagen zu verständigen. Es gibt einerseits unrhythmische Musik, andererseits unmusikalische Rhythmik, und diesen Bezeichnungen

entsprechende bestimmte Arten von Anlagen. Besonders wichtig ist es, daß es eine reine Rhythmik von Bewegungen ohne jede Klangvorstellung gibt, z. B. bei der Kunst des Schlittschuhlaufens, welche durch eine, von jedem anderen Motiv freie, Freude an der rhythmischen Bewegung etwas außerordentlich Anregendes hat. Andererseits sind musikalische und verbale Anlagen mit dem rhythmischen Moment, erstere häufig, letztere manchmal verknüpft. Aus dem Zusammentreffen von verbalen und rhythmischen Fähigkeiten ergibt sich ein besonders rednerisches Talent, das durch die Art der Wortstellung und des Satzbaues packende Wirkungen auszuüben vermag. Kommt dazu eine klangvoll melodiöse Art der Modulation, so entsteht die ausgeprägte rhetorische Begabung, die eine Kombination verschiedener Fähigkeiten darstellt.

Untersucht man Talente in dieser Weise auf ihre Zusammensetzung, so kann man öfter erkennen, daß sie sich aus den Generationsreihen als Zusammenschluß sonst getrennter Fähigkeiten erklären, die bei anderen Mitgliedern vereinzelt vorhanden sind. Andererseits vererben sich auch die Kombinationen von solchen Teilfähigkeiten in Form von Talenten manchmal durch mehrere Generationen. In diesem Sinne ist das Thema bisher fast stets betrachtet worden.

Es handelt sich jedoch vom Standpunkte der analytischen Psychologie nicht nur um diesen seltenen Fall, daß ein Talent in mehreren Generationen auftritt, sondern auch darum, wie es zuerst familiengeschichtlich entsteht und wie es wieder scheinbar oder wirklich verschwindet. Die Aufgabe wird in diesen Beziehungen naturwissenschaftlich erweitert und verlangt Untersuchung und Kenntnis längerer Generationsreihen, als sie im allgemeinen z. B. selbst bei unseren größten Geistern, z. B. Schiller, bekannt sind.

Wesentlich an diesem Mangel an methodischer Untersuchung liegt es wohl, daß das Genie immer noch von vielen als etwas vom Talent völlig Gesondertes betrachtet wird, während es sich dabei nur um selbsttätig und schöpferisch gewordene Talente handelt. Untersucht man geniale Anlagen genauer, so treffen wir dabei auf die gleichen Grunderscheinungen wie bei den Talenten, nämlich auf eine besondere angeborene Fähigkeit in bestimmten psychischen Sinnessphären und lebhafteste Beschäftigung mit den subjektiven Vorgängen in diesen. Allerdings muß dazu die Fähigkeit kommen, aus diesen elementaren seelischen Wirklichkeiten schöpferisch neue Formen zu gestalten, und in dieser Beziehung kann man die Unter-

scheidung von Talent und Genie als gerechtfertigt annehmen. Der Unterschied liegt aber viel weniger in den elementaren Fähigkeiten, die bei beiden den Durchschnitt überragen, als in dem synthetischen Charakter des Genies. Unterscheidet man in dieser Weise die Talentgrundlage von dem schöpferischen Vermögen, das aus dem vom Talent beschafften Material neue Formen baut, so ist ersichtlich, daß das Genie eine höchste Vereinigung von Fähigkeiten bedeutet, die in den weiteren Generationsreihen wieder in ihre Teile zerfallen kann.

Ferner ist klar, daß ein lange in einer Generationsreihe allmählich erwachsenes Talent durch Zutat einer angeborenen Gestaltungsfähigkeit zum Genie werden kann. Die Talententwicklung innerhalb der Familien bereitet die Entstehung des Genies vor. Will man diese Zusammenhänge vom individualpsychologischen und familiengeschichtlichen Standpunkte genauer erkennen, so muß man zunächst Methoden wählen, welche die verschiedenen Beanlagungen in bezug auf die einzelnen Sinnessphären zu untersuchen erlauben. Diese Aufgabe führt unmittelbar in das Gebiet der medizinischen Psychologie, die gegenwärtig in methodischer Entwicklung begriffen ist. — Ich kann hier nur einige Punkte andeuten. Für die Anlage eines Sinnesgebietes ist sehr wichtig, mit welcher Geschwindigkeit entsprechende Reize aufgefaßt und in Bewegung umgesetzt werden. Die Prüfung der Reaktionszeiten mit Vergleichung einer großen Zahl normaler und pathologischer Fälle unter Berücksichtigung des Lebensalters, der Übung usw. ergibt daher eine Reihe von verwertbaren Zeichen für die besondere Beschaffenheit der einzelnen Menschen in einem bestimmten Sinnesgebiet. Neben diesen Prüfungen, über die mir ein umfangreiches, seit Jahren an einer großen Reihe von Personen gewonnenes Material vorliegt, bieten besonders Versuche über die Vorstellungsverbindung Aussicht, die verschiedene Beschaffenheit einzelner Personen z. B. in bezug auf eine mehr optische oder akustische Grundanlage klar herauszustellen.

Neben den elementaren Unterschieden in der Anlage der psychischen Sinnessphären und den Grundfähigkeiten der intellektuellen Leistungen ist für unsere Aufgabe der Affekt- und Willenscharakter von wesentlicher Bedeutung.

Dabei handelt es sich darum, abgesehen von den Schwankungen und Unterschieden, die durch äußere Umstände und Krankheiten bedingt sind, den eigentlichen Grundtypus herauszustellen. Eine mehr traurige oder heitere, zurückhaltende oder impulsive, starre oder be-

einflußbare, friedliche oder zornige Beschaffenheit ist für die persönliche Charakteristik sehr wesentlich und zeigt sich häufig als vererbte Eigenschaft, wenn diese auch nicht bei jedem Mitgliede der Familie vorhanden zu sein braucht.

Es handelt sich nun darum, durch geeignete Untersuchungsmittel diese Grundlagen möglichst zu erkennen, auch wenn sie noch nicht im ausgeprägten Maße durch äußere Umstände oder Krankheit zur Erscheinung gekommen sind. Bei der Untersuchung der Ausdrucksbewegungen, der ich mich seit einer langen Reihe von Jahren gewidmet habe, sind eine Anzahl von brauchbaren Tatsachen in dieser Beziehung zutage gekommen. Diese beziehen sich besonders auf die Art, wie der einzelne in den Ablauf von reflektorischen Vorgängen an seinem Körper unbewußt eingreift[1]). Der normale Mensch hat unwillkürliche Hemmungen, die eine reflektorische Wirkung nach kurzer Zeit aufhören lassen, so daß wieder ruhige Haltung eintritt. Durch bestimmte äußere und innere Momente, besonders Alkohol und epileptische Zustände, werden diese Hemmungen vernichtet, so daß die reflektorische Wirkung in Form einer Pendelkurve weitergeht. Menschen, die, von der Norm abweichend, diese Art der Kurve auch ohne ersichtliche Ursachen als persönlichen Typus aufweisen, ergeben sich in der Regel auch in psychischer Beziehung als hemmungs- und haltungslos, impulsiv zufahrend, so daß also hier eine objektive Form eines bestimmten psychophysischen Grundzuges vorliegt. Bei anderen treten schon während des ersten Abfalles der Kniephänomenkurve Hemmungen auf, bei anderen sind diese so stark, daß der Ausschlag von vornherein unterdrückt wird.

Starke Beeinflußbarkeit äußert sich oft in einer nachträglichen Hebung des Niveaus der Kurven. Dieses unwillkürliche Verhalten zu den Reflexen bietet motorische Kriterien für den ganzen Affektcharakter des Betreffenden und wird vermutlich immer mehr zu einem wichtigen Symptom im Gebiet der Individualpsychologie werden. Jedenfalls ist es nötig, bei der Forschung der Anlagen nach Möglichkeit objektive Kriterien zu finden.

Während dies im Gebiet der elementaren Affektzustände auf der geschaffenen Grundlage geschehen kann, bietet die Untersuchung des moralischen Grundcharakters noch große Schwierigkeiten. Man wird sich dabei zur Zeit im wesentlichen an die Handlungen halten

---

[1]) Vgl. Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden, Seite 24ff.

müssen, obgleich dieses Verfahren leicht zu Fehlschlüssen führen kann. Öfter geschehen sozial nützliche Handlungen aus Motiven, die mit Herzensgüte nichts zu tun haben, andererseits können sittlich gute Menschen gelegentlich unter besonderen Umständen und Einflüssen zu sozial schädlichen oder störenden Handlungen gelangen. Immerhin wird die Gesamtheit des Tuns eines Menschens, wenn man nicht nur geringe Bruchstücke davon kennt, im allgemeinen einen Einblick in seinen im Grunde altruistischen, indifferenten oder antisozialen Charakter gewähren.

Das Gesagte soll nur im allgemeinen andeuten, in welcher Richtung sich die psychologische Untersuchung vom Standpunkt der Individualpsychologie und Vererbungslehre zu bewegen hat. Die weitere Ausbildung brauchbarer Methoden zu diesem Zweck ist Aufgabe der medizinischen Psychologie.

---

12. Kapitel.

Individualpsychologie und Familienforschung.

Bei der Analyse psychophysischer Organisationen, zu der ich mich bemüht habe, brauchbare Methoden zu schaffen, trifft man auf einen Kern von Eigenschaften, durch den die Art der Reaktion auf äußere Reize mit Notwendigkeit bestimmt ist. Es ist dies der angeborene Charakter in weitestem Sinne des Wortes, der nicht nur moralische und Gemütseigenschaften, sondern auch die intellektuellen Fähigkeiten mit deren Voraussetzungen, Gedächtnis, Auffassungsfähigkeit, Aufmerksamkeit, Assoziationen und Urteilskraft umfaßt. Durch methodische Untersuchung mit Anwendung der gleichen Reize ist es in vielen Punkten gelungen, für diese Vorgänge und ihre besondere Form bei den einzelnen Individuen und bestimmten Krankheitszuständen ein qualitatives und quantitatives Maß zu gewinnen.

Bei der Untersuchung des wesentlichen Charakters, der durch bestimmte Umstände und Einflüsse zwar modifiziert und durch manche Krankheiten in typischer Weise verändert werden kann, aber doch als der eigentliche Kern der Persönlichkeit erscheint, kommt man somit auf ein ursächliches Moment, das sich von den äußeren Bedingungen und Veranlassungen völlig unterscheidet und auf

entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen beruht, nämlich die angeborene Anlage.

Das vorliegende Buch sucht nun die analytischen Methoden, an denen ich zum Zwecke der Untersuchung psychophysischer Organisationen bisher gearbeitet habe, in der Richtung der Vererbungslehre und Familienforschung zu ergänzen. Nur im Zusammenhang der genetischen Reihen kann der angeborene Charakter, der sich bei der individualpsychologischen Analyse als bestimmender Grund der Persönlichkeit ergibt, völlig verstanden werden. Ich schweife also bei dieser Schrift von meinem Programm, der Erforschung der Persönlichkeit, nicht ab, suche diese vielmehr von einer anderen Seite zu fördern, in der Überzeugung, daß sich Individualpsychologie und Familienforschung ergänzen.

Wenn man dabei nicht nur erkennen, sondern in psychiatrischer Weise auf Grund der Erkenntnis helfen will, müssen in diesem Zusammenhange die grundlegenden Fragen der Degeneration und Regeneration zur Erörterung kommen. Ebenso wie die analytische Psychopathologie die Voraussetzung der wissenschaftlichen Psychiatrie bildet, so bildet die Erkenntnis der vererbten Charakterbeschaffenheiten sowie der Gründe der Degeneration die Voraussetzung zur methodischen Förderung der Regeneration, die man als Ziel der Sozialpsychiatrie bezeichnen kann. In dieser Beziehung habe ich die Grenzen der bloßen Erkenntnis von Vererbungstatsachen und Familienzusammenhängen in der Richtung auf das Ziel der Regeneration zu überschreiten gesucht, entsprechend dem Leitwort aller wahrhaften ärztlichen Arbeit: „Erkennen und helfen!“ —

Im Zusammenhang mit der methodischen Entwicklung der beobachtenden Psychologie hat sich die Notwendigkeit einer exakten Individualpsychologie immer dringlicher gezeigt. Diese bezweckt im Gegensatz zu der allgemeinen Psychologie, die es mit den Arten der geistigen Vorgänge zu tun hat, die Besonderheiten des Einzelindividuums womöglich mit Meßmethoden klarzustellen und durch Vergleichung mit anderen die persönlichen Unterschiede zu erkennen. Insofern, als die Individualpsychologie besonders untersucht, wie die Handlungen des Menschen mit seinem persönlichen Wesen und den äußeren Bedingungen zusammenhängen, greift sie tief in die Sozialpsychologie ein, als deren einer Teil z. B. die Kriminalpsychologie erscheint. Zu-

gleich steht sie nicht nur methodisch, sondern auch in bezug auf die Gegenstände der Untersuchung mit der Psychopathologie in Beziehung, da die persönlichen Besonderheiten vielfach graduell in das pathologische Gebiet überführen.

Bei allen diesen empirisch psychologischen Untersuchungen, sobald sie auf die Analyse des geistigen Zustandes bestimmter Menschen gerichtet sind, trifft man auf das Moment der angeborenen Anlage, das über das einzelne Individuum hinaus auf eine Generationsreihe hinweist, als deren Glied der einzelne erscheint. Individualpsychologie und Familienforschung sind daher wissenschaftlich untrennbar verbunden, so daß sie sich gegenseitig als Hilfswissenschaften dienen können, wenn sie auch im wesentlichen selbständig nebeneinander stehen. Dabei wird immer klarer, daß diese beiden Wissenschaften sich gerade in solchen Punkten ergänzen, wo unverständliche und merkwürdige Erscheinungen auftreten, zu deren Erklärung keine von beiden allein ausreichen würde. Am deutlichsten tritt dieses Verhältnis hervor, wenn die Individualpsychologie auf Züge trifft, die sich aus psychologischen Gesetzen nicht ableiten lassen, während sie sich bei der Erforschung der Familiengeschichte als Analogie zu früheren Erscheinungen in dieser leicht erklären lassen.

Dies gilt besonders im psychopathischen Gebiet bei plötzlichem Ausbruch einer Psychose bei einem bis dahin geistig gesunden Menschen, die aus äußeren Ursachen nicht abgeleitet werden kann, während das Studium der Generationsreihen Fälle aufweist, die im Sinne der Vererbungslehre als belastend erscheinen. Ganz ähnliche Erscheinungen zeigen sich im Gebiet der Kriminalität, und zwar gerade bei manchen zunächst rätselhaften Handlungen. Das gleiche gilt für viele Talente, die bei manchen scheinbar unverständlich auftauchen, während die Familienforschung ergibt, daß die betreffenden Fähigkeiten bei den Aszendenten schon mehrfach vorhanden gewesen sind und nur gewissermaßen eine Generation übersprungen haben oder, besser ausgedrückt, in dieser latent als Vererbungstendenz vorhanden waren. In allen drei Gebieten, dem der normalen Talent- und Charakterpsychologie, dem der Psychopathologie und der Kriminalpsychologie, bietet die Familienforschung oft Aufschlüsse in bezug auf die Erscheinungen, deren Vorhandensein die Individualpsychologie zwar feststellen, aber nicht genetisch ableiten kann.

Umgekehrt kann nun auch in bezug auf viele Erscheinungen, die

sich bei der Familienforschung zeigen, nur die exakte Individualpsychologie einen tieferen Einblick in die Vererbungsphänomene gewähren. Sie schärft den Blick, um hinter den bloßen Eindrücken, die das Wesen eines Menschen macht, die fundamentalen Eigenschaften, die oft von Nebenzügen verdeckt sind, zu finden, sie zeigt die oft noch nicht im Bewußtsein des einzelnen Individuums vertretenen Grundeigenschaften, welche die ganze weitere Entwicklung bestimmen. Wenn das Urteil von Lehrern über ihre Schüler vom Standpunkt der weiteren Lebensführung öfter falsch erscheint, so beweist dies nur, daß die betreffenden nicht imstande waren, die Reaktionen auf die besonderen Anforderungen und das Milieu der Schule aus dem Grundwesen der betreffenden Schüler richtig abzuleiten und deren wahre Natur zu erkennen. Andererseits zeigen öfter zunächst sonderbare, aber zutreffende Urteile in diesem Gebiet, daß die Möglichkeit der individualpsychologischen Erkenntnis jedenfalls vorhanden ist. Diese methodisch weiter zu bilden, ist das Bestreben der wissenschaftlichen Individualpsychologie, deren Forschungen pädagogisch von größtem Werte sein können. Die über die zukünftige Entwicklung einzelner Individuen gefällten Urteile erweisen sich im allgemeinen um so richtiger, je mehr sie aus einer vorsichtigen Zusammenfassung von individualpsychologischer Kenntnis und Familienforschung abgeleitet sind.

Die Anlage des einzelnen Menschen ist gewissermaßen ein Ast am Stammbaum seiner Familie. Nur im Zusammenhang der Ahnenreihe und Blutsverwandtschaft ist ihre besondere Art genetisch verständlich. Aber das, was aus ihr im Getriebe des Lebens wird, ist nicht nur durch ihre endogene Beschaffenheit bedingt, sondern auch sehr durch die Gesamtheit von äußeren Momenten, die auf sie einwirken. Insoweit diese aus der psychischen Beschaffenheit der Eltern hervorgehen und die Lebensbedingungen, in denen ein Mensch aufwächst, Folgen jener sind, weisen auch die äußeren Einwirkungen auf die Familiengeschichte im Sinne der Generationsreihen hin. Somit zeigt sich vieles, was für das einzelne Individuum einen äußeren Einfluß darstellt, als endogenes Moment der Generationsreihen.

Andererseits gibt es eine außerordentliche Menge von Einflüssen, die mit der Beschaffenheit der Generationsreihen nichts zu tun haben. Diese äußeren Bedingungen können nun entweder hemmend oder fördernd auf eine bestimmte Art von Anlage einwirken, wobei es von dieser abhängt, ob das Endresultat vom Stand-

punkt des allgemeinen menschlichen Interesses zu wünschen ist. Einer der Hauptgründe für die eigentlich sehr langsame Entwicklung der menschlichen Gesellschaft liegt nun darin, daß eine Menge von Menschen mit bestimmten Anlagen in einen Beruf geraten, zu dem sie von Natur nicht geeignet sind. Dies führt trotz in gewisser Richtung brauchbarer Anlagen zu einer mittelmäßigen Leistung im Leben, weil sich natürliches Talent und berufliche Arbeit nicht vereinigen. Die Zahl der Menschen, die unter anderen Lebensbedingungen oder, hypothetisch ausgedrückt, in einem anderen Jahrhundert etwas Bedeutendes geleistet haben würden, ist eine außerordentlich große.

Noch geringer ist das soziale Resultat, wenn Menschen mit schlechten, manchmal sogar gemeinschädlichen Eigenschaften in Berufe und Stellungen gelangen, in denen sie den Fortschritt der Gesellschaftsentwicklung geradezu hemmen und stören. Diese Kategorie scheint numerisch viel geringer zu sein, als die der Mittelmäßigen, die tüchtig geworden wären, wenn sie den ihrer natürlichen Anlage entsprechenden Beruf ergriffen hätten. Aber auch in relativ kleiner Zahl bringen jene viel Unglück in die Welt, besonders wenn das Wohl und Wehe vieler anderer von ihnen abhängt, wie das besonders bei Personen in amtlichen Stellungen der Fall ist.

Auf die sozialen Gründe, welche oft nach dieser Richtung des Unbrauchbaren führen, einzugehen, liegt zunächst außerhalb meiner Aufgabe. Jedenfalls ergibt sich als bedeutsame Aufgabe der Sozialpsychologie und der daraus herzuleitenden psychologischen Sozialpolitik, daß die natürlichen Anlagen der einzelnen nach Möglichkeit in diejenigen Berufe zu leiten sind, in welchen sie größte Wirksamkeit im Interesse der Gesellschaft entfalten können. Die Berufswahl, die dem Worte nach ein Akt der persönlichen Freiheit zu sein scheint, ist in einer unendlichen Zahl der Fälle nichts als eine äußerlich bedingte Zufälligkeit oder ein Zwang der Verhältnisse. Es liegt daher nahe, an Stelle dieser scheinbaren Freiheit den naturwissenschaftlichen Begriff der Auslese zu setzen und zu fordern, daß die Individuen im Rahmen der Gesellschaft möglichst ihren natürlichen Anlagen entsprechend zum Nutzen dieser verwendet werden sollen. Voraussetzung wäre eine Diagnostik der natürlichen Anlagen, wie sie in dem notwendigen Grade noch nicht vorhanden ist, so daß bei der jetzigen Sachlage ein solcher Zwang nur zu einer neuen Geißel der persönlichen Freiheit werden würde. Vorläufig ist nur anzustreben, daß ausgeprägte Fähigkeiten zu bestimmten Dingen möglichst bald erkannt und die Er-

greifung eines entsprechenden Berufes nach Möglichkeit bei dem einzelnen unterstützt wird.

Hierbei wirkt als ein außerordentlich erschwerendes Moment, daß sich die natürliche Anlage oft durchaus nicht mit der Neigung zu einem entsprechenden Beruf deckt, sondern daß viele etwas zu werden wünschen, wozu sie gar kein Talent haben. Dies ist der psychologische Grund für manche tragischen Lebensschicksale, die durch den Widerspruch zwischen Neigung und Mangel an Befähigung zu einem unglücklichen Ende führen, mag dieses nun in einem verfehlten Leben oder einem freiwillig gesuchten Tode bestehen. Dazu kommt, daß den Vorstellungen, die sich junge Menschen von einem Beruf machen, oft die wirkliche Art von Tätigkeit in demselben durchaus nicht entspricht, daß ferner häufig bei der Ausbildung die ersten Anforderungen an den Lernenden den schließlichen Aufgaben, die das Leben stellt, nicht entsprechen; ferner daß Aufgaben, die ein Beruf oder eine Wissenschaft vom Gesichtspunkte zukünftiger Entwicklung in sich bergen, oft in dem gegebenen Zustande derselben nicht zum Ausdruck kommen.

Alle diese Momente wirken dahin zusammen, daß die völlige Übereinstimmung von Anlage und Beruf ein zwar verhältnismäßig sehr seltenes, aber dann um so erhebenderes Phänomen in dem Chaos des sozialpsychologischen Geschehens ist. Dabei zeigt sich, daß ein einziges solches Zusammentreffen die Entwicklung eines Berufes, einer Wissenschaft, eines Standes oder Volkes in ungeahnter Weise fördern kann. Will die menschliche Gesellschaft an ihrer Weiterentwicklung in besonnener Weise arbeiten, so muß die Wissenschaft in erster Linie die natürlichen Anlagen studieren und sie in die Wege des richtigen Berufes zu lenken suchen.

Talent bezeichnet die besondere Fähigkeit zu einer bestimmten Art von Leistungen im körperlichen oder geistigen Gebiete. Eine große Zahl von Beobachtungen sprechen dafür, daß es sich dabei, abgesehen von den hemmenden oder fördernden Einflüssen der Umgebung und der Lebensverhältnisse, in denen ein Mensch aufwächst, im wesentlichen um etwas Angeborenes handelt, eine Naturgabe, die der einzelne je nach seiner sonstigen Anlage pflegen oder vernachlässigen, aber niemals sich geben kann. Die scheinbaren Beweise gegen diese Auffassung, die sich auf Fälle beziehen, in denen ein Mensch große Schwierigkeiten seiner Anlage überwindet, um z. B. ein bedeutender Redner zu werden, halten einer Kritik nicht stand, da die wesentlichen Eigenschaften vorhanden sein müssen,

wenn auch in den oft überschätzten Nebenpunkten Mängel vorliegen, die überwunden werden müssen. Es kann vielmehr an der angeborenen Beschaffenheit der Talente kein Zweifel sein, unbeschadet der Frage, was im einzelnen Falle durch Umgebung, Ausbildung, Fleiß und Übung daraus wird.

Diese Anschauung wird bestätigt durch die außerordentlich häufige Beobachtung der Erblichkeit von Talenten. Allerdings ist diese in sehr vielen Fällen nicht eine direkte im Sinne der einfachen Generationsreihe, sondern eine indirekte, indem ein bedeutendes Talent sich in einer Seitenlinie vererbt oder vielmehr, daß im System der Blutsverwandtschaft hervorragende Talente gleicher Art in verschiedenen Generationslinien auftauchen. Hierin liegt eine sehr bemerkenswerte Übereinstimmung mit den psychopathologischen Vererbungstatsachen, bei denen das sprungweise Auftreten der Belastung unabhängig von den direkten Generationsreihen oft zu beobachten ist. Nun führen aber diese Seitenlinien im Komplex der Blutsverwandtschaft schließlich auf einen gemeinsamen Urvater oder eine Urmutter zurück, die als das bestimmende Moment der beiden Reihen zu betrachten sind. — Zwischen diesem Ausgangspunkte und den beiden Individuen mit ähnlichem Talente liegen häufig Vermittler, die dasselbe nicht in gleichem Grade oder öfter überhaupt nicht zeigen. Es kann also merkwürdigerweise ein Mensch im Sinne der Generationslehre, wenn diese auch paradox klingen mag, ein Talent weiter vererben, das er selbst nicht besitzt, ebenso wie jemand die Disposition zu einer Geistesstörung auf seine Nachkommen vererben kann, während er selbst frei davon bleibt.

Gerade an diesen höchst merkwürdigen Tatsachen zeigt sich die Kurzsichtigkeit der Auffassung, die bei der Vererbungslehre nur zwei oder drei Generationen in Betracht zieht. Allerdings kommen Fälle vor, in denen ein Talent in direkter Linie sich durch mehrere Generationen vererbt, wobei alsdann neben der angeborenen Fähigkeit die äußere Förderung zu bemerken ist, die ein solches Talent durch den in bestimmten Lebensformen und Tätigkeiten wirkenden Geist des Hauses erfährt. Es sind dann für die Entstehung bedeutender Leistungen die besten Vorbedingungen gegeben, besonders wenn das in der Familie vorhandene Talent zu einer entsprechenden Berufswahl geführt hat, was immerhin zu den Seltenheiten gehört.

Daß die besondere Art der Talente außerordentlich verschieden ist, ist bekannt, man kann sich aber von dem Umfang dieser Erscheinungen und von ihrer Bedeutung für die Gesellschaftsentwick-

lung kaum eine Vorstellung machen, wenn man nur von dem ausgeht, was in einer bestimmten Zeit als Talent gilt. Aus jeder Zeit entspringen Forderungen und Notwendigkeiten, die nur durch besonders dafür talentierte Menschen verwirklicht werden können. Jede Periode züchtet daher bestimmte Arten von Talenten, während sie viele andere ignoriert, ausschaltet und unterdrückt. Eine Anlage z. B., die im 18. Jahrhundert den Forderungen der Zeit angepaßt war und zur vollen Entfaltung gelangte, wäre im 17. vielleicht verkommen und könnte im 20. Jahrhundert als rückständig betrachtet werden.

Jedenfalls ist gerade vom Standpunkte der Sozialpsychologie im Hinblick auf die richtige Weiterentwicklung der menschlichen Gesellschaft die Erforschung der Talente und des Charakters im weitesten Sinne von großer Bedeutung. Die Mittel zu diesem Ziele sind Individualpsychologie und Familienforschung. —

Wenn man die genealogischen Verhältnisse vom Standpunkt der Individualpsychologie und Vererbungslehre betrachtet, so zeigen sich eine Reihe von Aufgaben, die über die übliche Art der Stammbaumforschung weit hinausgehen. Es handelt sich dann nicht mehr nur darum, die Generationsreihen und das System der Ahnen oder die Deszendenz einer bestimmten Person festzustellen, sondern diese genealogischen Ermittelungen sollen erst die feste Grundlage der nachgewiesenen Blutsverwandtschaft bilden, auf welcher die Untersuchung der ganzen psychophysischen Beschaffenheit der betreffenden Personen und die Vergleichung ihrer Eigenschaften vom Gesichtspunkt der Vererbung stattfinden kann. Dabei gilt als Voraussetzung, daß die Familienzusammenhänge in viel größerem Umfange und über viel längere Jahre klargestellt werden, als es bisher im allgemeinen und genealogisch auch nur in verhältnismäßig wenigen Fällen in adligen und manchen bürgerlichen Familien geschieht. Schon die genealogischen Vorstudien zu der Analyse des Familiencharakters und seiner Abarten sind außerordentlich mühevoll und erfordern ein großes Maß von Arbeit, Geduld und kritischer Vorsicht.

Hat man nun die genealogischen Zusammenhänge durch eine längere Reihe von Generationen wirklich ermittelt, so kommt die außerordentlich schwierige Aufgabe der psychologischen Beurteilung zum großen Teil längst verstorbener Personen aus ihren Äußerungen und Werken, die oft erst wieder aus literarischen Quellen erschlossen

werden müssen. Überlegt man die Schwierigkeiten, welche bei der psychologischen Untersuchung lebender Menschen und bei der Beurteilung ihrer Grundanlagen entstehen, so erscheint die Aufgabe, eine ganze Reihe von Mitgliedern einer Familie aus verschiedenen Generationen psychologisch zu beurteilen, das Verschiedene und Gemeinsame derselben herauszustellen, und den Familientypus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen zu finden, zur Zeit noch kaum lösbar.

Und doch muß dieser Plan allmählich bei dem methodischen Fortschritt der beobachtenden Psychologie in Angriff genommen werden, da gerade diese, bei der Beobachtung eines bestimmten individuellen Typus in der Art der Reaktionen auf äußere Reize, auf ein Moment stößt, das, abgesehen von den modifizierenden Wirkungen der Umgebung, auf die angeborene Anlage als wesentlich bestimmende Kraft deutet, und daher zu einer Erforschung der Vererbungserscheinungen in den Generationsreihen anregt. Wir müssen daher mit dem Rüstzeug, das uns die beobachtende Psychologie im weitesten Sinne bietet, an die Aufgabe herangehen. Hierbei kann man daran denken, die Untersuchung der lebenden Personen soweit als möglich mit den Methoden zu fördern, die uns die experimentelle Psychologie außer der bloßen Beobachtung der Lebenserscheinungen bietet, während wir bei der Beurteilung von Personen aus früheren Generationen lediglich auf die Feststellung ihrer Lebensführung, ihrer Leistungen und Werke angewiesen sind, aus denen der Schluß auf ihre eigentlichen Naturanlagen gezogen werden muß.

Vorausgesetzt, daß es jetzt schon möglich ist, in dieser Weise ganze Generationsreihen vom Standpunkt der Individualpsychologie und Vererbungslehre zu betrachten, so erheben sich eine ganze Reihe von Fragen, die wichtige Gesichtspunkte für die Untersuchung bieten.

Vor allem ist das Verhältnis von Naturanlage und Beruf in Betracht zu ziehen. Allerdings ist sehr oft die Wahl des Berufes rein durch äußere Umstände bedingt und kann im allgemeinen gar nicht vom charakterologischen Standpunkte aus betrachtet werden. Wir sehen jedoch andererseits gerade in Familien mit einer ausgeprägten Art von Begabung, wie der Beruf öfter aus dieser hervorgeht, oder wie innerhalb des aus Zufall ergriffenen Berufes die natürliche Anlage oft in ganz eigenartigen Formen zum Vorschein kommt. Die Lieblingsbeschäftigungen und sogenannten „Stecken-

pferde", die ohne Zusammenhang mit dem Berufe gewählt werden, sind oft gerade Anzeichen der eigentlichen Naturanlage, die aus äußeren Ursachen nicht zum Grund der Berufswahl geworden ist. Hervorragende Leistungen innerhalb eines Berufes sind häufig bedingt durch die Reaktion der besonderen Anlage eines Menschen auf die Anforderungen, die aus jenem entspringen.

Das Verhältnis des zu ermittelnden Familiencharakters zu dem ausgeübten Berufe und die Art der Tätigkeit in diesem bilden daher wesentliche Aufgaben im Rahmen der familiengeschichtlichen Untersuchung vom psychologischen Standpunkte aus.

Ferner ergibt sich hier das Problem, wie der Familiencharakter sich in den ganz verschiedenen Zeitverhältnissen und Bedingungen in den einzelnen Jahrhunderten oder kleineren Entwicklungsperioden verhält. Die Unterdrückung oder Förderung von Naturanlagen durch das Milieu, die mit der Vernichtung oder Züchtung von Tierrassen und Tierarten durch natürliche Bedingungen naturwissenschaftlich eng verwandt erscheint, ist ein wichtiger Gegenstand der Betrachtung, wenn man Familienforschung in psychologischer und geschichtlicher Weise behandeln will. Damit führt die psychologische Untersuchung der Familiengeschichte unmittelbar in eine kulturgeschichtliche Betrachtung über, da es sich bei der Entwicklung der Menschheit im Grunde immer um einen Kampf von bestimmten menschlichen Anlagen in der lebendigen Form bestimmter Persönlichkeiten handelt. Das völkergeschichtliche Geschehen beruht im Grunde auf der Beschaffenheit von psychophysischen Organisationen, die kleinere oder größere Gruppen von verschiedener Valenz bilden. Hierbei muß die Beziehung der Familienanlage zu dem Verlaufe des kulturgeschichtlichen Geschehens, besonders die Anteilnahme an den Bewegungen, aus denen neue Kulturzentren entstehen, in Betracht gezogen werden.

Im Zusammenhang hiermit ist auch die Frage des Wohnortes nicht nur vom familiengeschichtlichen, sondern auch von einem psychologisch-sozialen Gesichtspunkte aus zu behandeln, besonders im Hinblick auf die bei längeren Generationsreihen deutlichen Züge der Seßhaftigkeit oder Wanderlust, der größeren oder geringeren Streuung, der Auswahl neuer Wohnorte und Arbeitsmöglichkeiten im Zusammenhange mit der Familienanlage und ihren Abarten, sowie die Besitzverhältnisse und ihre Wandlungen. Das Studium der Ausbreitung einzelner Familien ist in vieler Hinsicht sehr interessant, aber bisher kaum untersucht. Es ergeben

sich hierbei vom naturwissenschaftlichen Standpunkte vielfache Beziehungen zu den Vorgängen in der Tierwelt, z. B. den Ameisenzügen, den periodisch wiederkehrenden Wanderungen besonders der Zugvögel, der Verbreitungsweise bestimmter Arten, der Verschleppung von Seuchen, und vielen anderen Erscheinungen, bei denen genau wie im Schicksale menschlicher Familien sowohl angeborene Beschaffenheit als Milieu-Verhältnisse zu berücksichtigen sind. Dabei sind die Massenerscheinungen, die wir aus der sogenannten Völkerwanderung und aus den neueren Auswanderungen kennen, mit in Betracht zu ziehen, da sie sich aus einzelnen, oft unter gleichen Bedingungen stehenden Familien zusammensetzen. Von großer Bedeutung sind im Gebiete der Tier- und Menschenwanderungen die großen Straßenzüge und Verkehrsverhältnisse im allgemeinen.

Dadurch kommt die angestrebte Betrachtungsweise vielfach zu Aufgaben, die ganz in das geschichtliche und geographische Gebiet oder sogar in das Verkehrswesen eingreifen, und die ganze Behandlung des Themas durch eine große Zahl von lokalen Untersuchungen erschweren. Diesen Schwierigkeiten der Behandlung gegenüber kann denjenigen, der sie trotzdem unternimmt, nur der Gedanke bestärken, daß eine familiengeschichtliche Untersuchung von diesen Gesichtspunkten aus sehr geeignet erscheint, um in manche kulturgeschichtlichen Vorgänge ein neues Licht zu bringen, in denen sich im Grunde der Wettstreit psychophysischer Organisationen abspielt, und andererseits ein wichtiges Hilfsmittel zur methodischen Erkenntnis der menschlichen Naturen zu gewinnen.

Allerdings scheint die Aufgabe, in ihrer Gesamtheit erfaßt, die Kräfte eines einzelnen völlig zu übersteigen, da sie in die verschiedensten Gebiete eingreift und Anforderungen stellt, die der einzelne allein nur sehr unvollkommen erfüllen kann. Im Bewußtsein dieser Sachlage habe ich jede Gelegenheit benutzt, um über bestimmte Punkte der nachfolgenden Untersuchung Sachverständige zu befragen und die Hilfe geeigneter Personen in Anspruch zu nehmen. Es bezieht sich dies nicht nur auf den rein genealogischen Teil der nachfolgenden Studie, der methodisch zu den psychiatrischen Hereditätsstudien Beziehung hat, sondern auch auf die Frage der Namen, Wohnorte, geographischen und geschichtlichen Verhältnisse. Zu dem psychologisch-analytischen Teil der Arbeit, der von dem Gesichtspunkte dieses Buches aus im Vordergrunde steht, war ich einer-

seits durch meine psychiatrisch-diagnostische und experimentalpsychologische Tätigkeit, andererseits durch die Art der Behandlung in meinen „Grundzügen einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik“ vorbereitet. Ja, es war mir eine angenehme Arbeit, bei der Analyse der literarischen Werke von Mitgliedern einer bestimmten Familie zu der methodischen Charakteranalyse, welche den Kern jenes Buches bildet, und die ich als Voraussetzung einer Ideengeschichte betrachte, zurückkehren zu können. Aber diese Methodik allein hätte zur Lösung der Aufgabe keinesfalls ausgereicht, so daß ich vielfach Rat und Hilfe anderer in Anspruch nehmen mußte. Allen diesen, von denen sehr viele ohne jede besondere familiengeschichtliche Beziehung, lediglich im Interesse wissenschaftlicher Untersuchung mir beigestanden haben, um bestimmte Fragen zu klären, sei hiermit herzlich gedankt. —

War erst die allgemeine Richtung der Untersuchung im Zusammenhange dieses Buches bestimmt, so galt es einen geeigneten Fall zu finden, an dem diese nicht nur familiengeschichtliche, sondern vergleichend-psychologische und psychologisch-soziale Betrachtungsweise durchgeführt werden konnte. Im allgemeinen muß man an einen solchen folgende Anforderungen stellen:

1. Die Familie muß durch eine lange Reihe von Generationen feststellbar sein.

2. Sie muß von einer ihrer Eigenart und Beschaffenheit nach bekannten Person abstammen.

3. Sie muß eine Reihe von Nachkommen mit ausgeprägten Anlagen, die sich nach außen betätigt, und reichliche Spuren hinterlassen haben, umfassen.

4. Diese müssen sich beruflich betätigt haben, so daß eine vergleichende Beurteilung ihrer Grundbeschaffenheit und ihrer Berufsleistung möglich ist.

5. Am meisten zum Studium der Vererbungserscheinungen geeignet erscheint der Fall, daß die Ureltern verschiedenen Rassen angehört haben, so daß aus der Streuung oder Vereinigung der Merkmale bestimmte Tatsachen nach Möglichkeit klargestellt werden.

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß die Zahl der für eine solche Untersuchung geeigneten Fälle nur eine außerordentlich kleine sein kann, weil selbst bei genealogisch erforschten Reihen einzelne der sonstigen Bedingungen fehlen; besonders ist für mich das in der feudalen Genealogie sich scheinbar bietende Material bei genauerem Zusehen außerordentlich zusammengeschrumpft. Am

besten geeignet erscheinen im allgemeinen die relativ seltenen, durch lange Zeit genealogisch erforschten bürgerlichen, zum Teil auch adligen Familien, die sich in einer Reihe von Generationen durch besondere Anlagen und berufliche Leistungen hervorgetan haben. War dabei noch die Bedingung der ursprünglichen Rassenmischung erfüllt, so konnte aus der Behandlung einer solchen Familiengeschichte vom Standpunkte der Individualpsychologie und Vererbungslehre ein neuer Einblick in die angedeuteten Zusammenhänge gewonnen werden.

---

13. Kapitel.

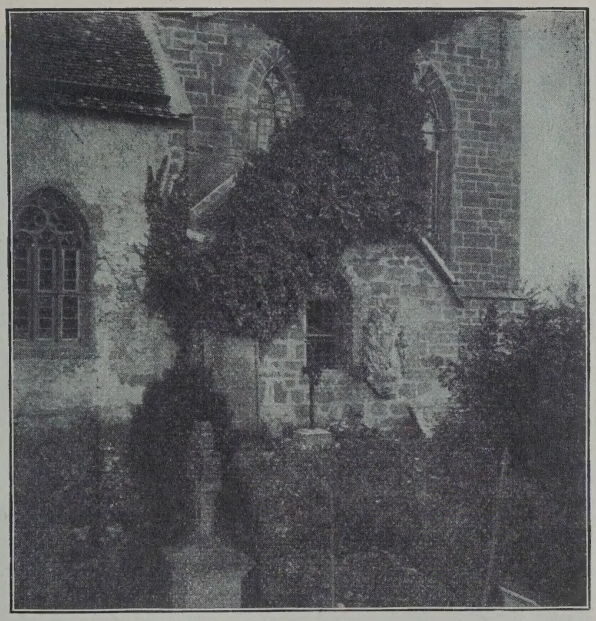
Die Familie Soldan.

In der ersten Auflage dieses Buches habe ich unter dem Namen „Geschichte einer bürgerlichen Familie vom 14.—20. Jahrhundert" die Familie Soldan behandelt, deren Nachkömmlinge ich zunächst während meines Lebens in Hessen kennen lernte, während die Stammfolge sich rückwärts über Frankenberg im früheren Kurhessen schließlich nach Brackenheim im Zabergau in Württemberg zurückverfolgen ließ. Es waren dabei umfangreiche Untersuchungen und Beweisführungen nötig, die ich jetzt in der zweiten Auflage weglassen kann, um nur das vom Standpunkt der Psychologie und Vererbungslehre Wesentliche wiederzugeben und zu ergänzen. Im hessischen Gelehrtenlexikon von Strieder steht über die Soldanfamilie als Einleitung folgendes gedruckt:

> Ein uraltes Fragment von einem Soldanischen Stammbaum unter der Aufschrift: Soldanorum genealogia de Anno MCCCIV ex metropoli Lechmotir Asiae majoris deducta, enthält folgende Stelle: „Es hat der Graf von Lechmotir einen Türkischen Offizier, Sadok Seli Soltan gefangen bekommen, welchen er nach kurzer Zeit wegen seiner Tapferkeit und besonderen Größe zu einem seiner Obersten ernennt. Diesen hat er nachgehends 1305 nicht allein christlich taufen und ihm den Namen: Johann Soldan geben lassen, sondern ihme auch aus sonderbarer Liebe das Türkische Wappen beigelegt. Gedachter Johann Soldan heuratete 1304 Rebecka Dohlerin; mit dieser erzeugete er mit Verwunderung drei große Söhne, welche man große Soldanen genennt. Die Namen sind: Eberhardus, Christianus und Melchior. Diese drei Soldani magni haben zu Bracana eine Kapelle an der Pfarrkirch (christliches Begräbnis zu S. Johann genannt) erbaut, so man noch heutiges Tages der Soldanen Kapelle nennt, worinnen begraben lieget, der Vater Johann Soldan, so anno Christi 1328 gestorben, dessen Epithaphium in Marmorstein gehauen stehet, mit folgenden Worten:

Johannes Soldan moritur anno Christi MCCCXXVIII.
Soldan hic primus moritur Christianus,
Qui Turcico nomine et patria natus,
Sanguine sed Christi hic publice lotus,
Fide, vita, morte, sic pie sepultus.

Dessen drei Söhne liegen ebenfalls darinnen beerdigt. Diese haben auch ein stipendium und ein großes Kapital der Soldanen posterität zum Besten gestiftet; und vom obigen Johann Soldan rühret die Soldanische Familie her, laut unserer wohlgegründeten Annalium allhier (zu Brakenheim).“



Figur 7. St. Johanniskirche in Brackenheim.

So zeuget auch ihr Wappen von diesem ihren ersten Ursprung, denn alle führen einerlei Siegel und Pettschaft, nämlich im Schild die volle offene Sonne, den gesichelten Mond und drei Sterne: auf dem Helm, eines geharnischten Türken Brustbild, mit einem Turban oder türkischen Bunde, in der Rechten einen Türkischen Säbel, in der Linken aber einen Pfeil haltend: z. B. dient jenes Fragment, worin es heißt: „Conraden, den ersten dieses Namens, findet man mit sonderen Grabsteinen auf S. Johannis Kirchhof (zu Brakenheim) mit Sonne und halben Mond gehauen, Christi anno 1513 begraben.“

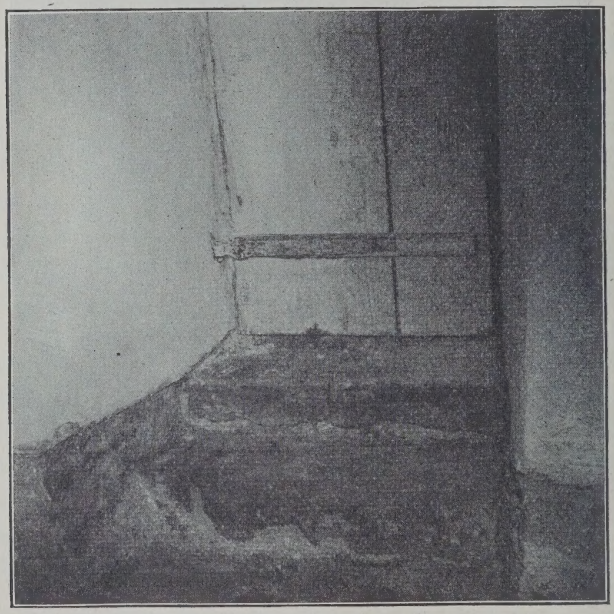
Löst man aus dieser Familiensage die einzelnen Behauptungen heraus, so erhält man folgende Sätze:

1. Es gibt einen Ort mit Namen Brackana = Brackenheim.

2. In diesem befindet sich eine Pfarrkirche, christliches Begräbnis zu St. Johann genannt.

3. In dieser Kirche ist oder war eine Begräbniskapelle vorhanden, die noch nach 1513 die Soldankapelle genannt wurde, weil darin der Stammvater Johann Soldan, der 1328 gestorben war, mit seinen drei Söhnen begraben lag.

4. Von dem genannten Johann Soldan rührt die Soldansche Familie in Brackenheim her.



Figur 8. Ausgrabung der Soldankapelle.

5. Diese und die folgenden Angaben waren in den im 16. Jahrhundert vorhandenen Annalen von Brackenheim überliefert.

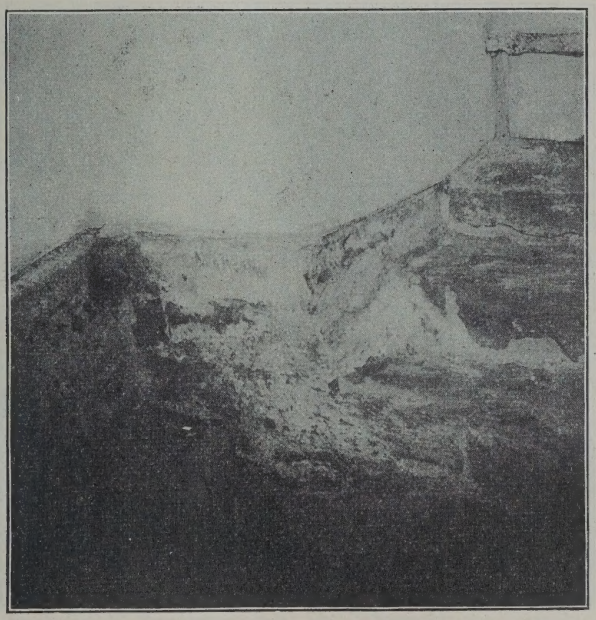
6. Der Stammvater Soldan war ursprünglich ein türkischer Offizier, Sadoch Selim Soltan, wurde von dem Grafen von Lechmotir gefangen genommen und nach Deutschland gebracht. Er wurde 1305 christlich getauft und erhielt den Namen Johann Soldan.

7. Johann Soldan heiratete 1304 Rebekka Dolerin, von der er drei große Söhne hatte, die man die großen Soldane nannte und deren Namen Eberhard, Christian und Melchior waren.

8. Johann Soldan erhielt als türkisches Wappen Sonne, Mond und Sterne beigelegt, das in der Familie nach der Urkunde noch im 16. Jahrhundert geführt wurde.

9. Auf dem Grabstein des Konrad Soldan, des ersten dieses Namens auf dem St. Johannis-Kirchhof zu Brackenheim, waren diese Wappenzeichen angebracht. —

Die jahrelang fortgesetzten Nachprüfungen dieser in der Urkunde enthaltenen Behauptungen haben eine fast vollständige Bestätigung der einzelnen Punkte gebracht.



Figur 9. Ausgrabung der Soldankapelle.

Zu 1. Brackana bedeutet in der Schreibweise des Mittelalters Brackenheim im Zabergau. Auch andere Ortsnamen in dem vorhandenen alten Stammbaum lassen sich entsprechend erklären, z. B. Binnika, der Wohnort von Johann Soldans Enkel Reinhart, einem Sohne des Eberhard Soldan, bedeutet Bönnigheim, das ebenfalls im Zabergau nahe bei Brackenheim liegt.

Zu 2. In Brackenheim befindet sich tatsächlich die sehr alte St. Johanniskirche, die im 13. Jahrhundert gotisch umgebaut wurde.

Zu 3. An dem Chor dieser Kirche ist nach Süden eine bisher

als Sakristei bezeichnete Kapelle angebaut, die nach der von mir vorgenommenen Ausgrabung mit Freilegung der Nischen an den Wänden zweifellos die alte Soldan-Grabkapelle ist (vgl. Figur 7, 8, 9, 10).

Zu 4. Nach den Lagerbüchern von Brackenheim, die im Archiv in Stuttgart erhalten sind, und die in meinem Auftrag von Herrn Privatgelehrten Friedrich Schön durchforscht wurden, ist tatsächlich die Soldanfamilie durch eine ganze Reihe von Mitgliedern, die Grundbesitz hatten, in Brackenheim vom 14.—16. Jahrhundert vertreten gewesen.

Figur 10. Soldankapelle mit einer Deszendentin des Stammvaters 1305—1905.

Zu 5. Die Annalen von Brackenheim haben sich bisher nicht auffinden lassen, haben jedoch sehr wahrscheinlich bestanden und befinden sich, wenn sie nicht durch einen Brand in Brackenheim zugrunde gegangen sind, möglicherweise noch unbekannt in einer Bibliothek oder einem Archiv. Nachforschung hierüber ist sehr wünschenswert.

Zu 6. Der Name Lechmotir ist nach dem Urteil eines Sprachkundigen identisch mit Elmuchthara in Syrien, das an der Grenze des damaligen Königreichs Jerusalem im Gebiet der drusischen Be-

völkerung lag. In jener Zeit und in jener Gegend spielte der deutsche Ritterorden eine große Rolle, der nach der Vertreibung aus Syrien nach Deutschland zurückkehrte und vielfach die in seinem Besitz befindlichen Kommenden mit den bisherigen Kreuzrittern besetzte. Im Zabergau war Stocksberg, nicht weit von Brackenheim, der Sitz eines Komturs des deutschen Ritterordens. Ein bestimmter Nachweis über den Ursprung des Stammvaters Soldan läßt sich bisher nicht führen, jedoch paßt die Überlieferung gut in die vorher angedeuteten Vorgänge in Syrien und in Deutschland, besonders im Zabergau zu Anfang des 14. Jahrhunderts.

Zu 7. Diese Angabe wird durch eine weitere Familienurkunde, die ich später erwähne, bestätigt und ergänzt.

Zu 8. Die Wappengebung im Zabergau ist stark beeinflußt durch die Doppelmonde der alten Familie Magenheim, die im Zabergau eine außerordentliche Bedeutung gehabt hat und besonders als Stifterin im Kloster Maulbronn auftritt, wo ebenfalls die Doppelmonde in der Architektur vielfach verwendet sind. Auch das Sonnensymbol kommt in den alten Burgen im Zabergau (Blankenhorn und Neipperg) vor. Das Soldanwappen Sonne, Mond und Sterne hat also, abgesehen von der Beziehung zu den türkischen Symbolen, auch Beziehung zu den im Zabergau verbreiteten Wappenzeichen.

Zu 9. Die Angabe, „Konrad Soldan, der erste seines Namens", erwies sich insofern als richtig, als es noch einen späteren, und zwar literarisch ermittelten Konradus Soldanus Brackanahemita gegeben hat, dessen Schriften ich später anführen werde. Das Soldanwappen mit Sonne, Mond und Sternen ist bei dem Bildhauer Philipp Soldan aus Frankenberg in seinen Kunstwerken in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vielfach verwendet worden, und hat sich in der Familie in mehreren Zweigen bis zur Gegenwart erhalten. Somit ist von dem Inhalt der bei Strieder abgedruckten Urkunde bisher fast alles als richtig, der Rest aus den Beziehungen zur Geschichte des Zabergaues mindestens als glaubhaft erwiesen.

Die von mir benutzten Stammbäume Nr. 1 und 2, vgl. I. Auflage, habe ich einerseits von Herrn Ingenieur Soldan, damals in Hannover, andererseits von Herrn Metropolitan Soldan in Röddenau bei Frankenberg erhalten. Sie stimmen bis auf wenige, größtenteils hinterher als Abschreibfehler aufgeklärte Unterschiede völlig überein. Ich bezeichne die erste Quelle als H (Hannover), die zweite als R (Röddenau). In der ersten Auflage dieses Buches sind sie ausführlich abgedruckt und seitdem mit Hilfe meines Schwagers, Herrn

Pfarrer Schäfer in Oppenheim a. Rh., soweit als möglich bis zur Gegenwart weiter geführt worden. Eine Veröffentlichung des außerordentlich großen Materials, das sich unterdessen bei der Soldanforschung angesammelt hat, übersteigt den Rahmen des jetzt vorliegenden Buches. Ich muß mich also hier nur an das genealogisch und familiengeschichtlich Wesentliche halten. Es handelt sich um zwei Stammbäume, von denen der eine (Nr. 2 der I. Auflage) die Reihe von Johannes Soldan in Brackenheim († 1328) bis zu dem Rektor Johannes Soldan in Wetter umfaßt, der andere (Nr. 1 der I. Auflage) die Abkömmlinge des Rektors Johannes Soldan in Wetter (bzw. seines Sohnes, des M. [Magister] Johann Moritz Soldan in Echzell in Oberhessen) bis ungefähr zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, von wo sich die Beziehungen zur Gegenwart meist finden lassen.

Die Stammfolge von dem Stammvater Johann Soldan in Brackenheim bis zu dem Rektor Johann Soldan in Wetter, nördlich von Marburg a. d. Lahn, ist nach dem zweiten Stammbaum folgende. Dabei bezieht sich die Ordnungsnummer auf die Reihenfolge des in der ersten Auflage dieses Buches ausführlich wiedergegebenen Stammbaumes: Die erste Deszendenzgeneration ist in römischen, die zweite in arabischen Zahlen, die dritte in kleinen lateinischen, die vierte in kleinen griechischen, die fünfte in hebräischen, die sechste in kleinen deutschen, die siebente in großen lateinischen, die achte in großen deutschen Buchstaben geschrieben.

Sadoch Selim Soltan, ein Türke, wird Christ (1305) und heißt als solcher Johannes Soldan, † 1328 in Brackana. Sadoch Selim ist geboren in Lechmotir in Asia major, trat als Kriegsgefangener zum Christentum über. Chirurg und guter Lateiner. Nr. 5, III, Melchior in Brackana. Nr. 29, III 4, Jakob, † 1407, wohnte nach H in Greberi in der Walachei, nach R in Stoerbet-Greberg (Walachei). Nr. 32, III 4 c, Heinrich, † 1436 in Diez. Nr. 35, III 4 c γ, Heinrich, † 1471 in Frankenberg. Nr. 40, III 4 c γ ג, Johannes, † 1535, nach H Geistlicher. Als sein Sohn ist unter Nr. 41, III 4 c γ ג α, Heinrich, † 1528, in H mit dem Zusatz „Pfarrer in Frankenberg", in R ohne diesen Zusatz verzeichnet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich die Worte „Pfarrer in Frankenberg" auf seinen vorher verzeichneten Vater Johannes beziehen. Nr. 42, III 4 c γ ג ב, Theodor, † 1562. Nr. 47, III 4 c γ ג ב C, David, Rektor. Nr. 49, III 4 c γ ג ב C 𝔅, Johannes, Rektor in Wetter, in R mit dem Zusatz „1638", wobei die Zahl wahrscheinlich das Jahr der Verheiratung bedeutet. Sein Sohn

Johann Moritz Soldan, der Stammvater der jetzigen hessischen Soldane, ist 1639 geboren.

Die weitere Stammfolge in dem ersten Stammbaum (vgl. I. Auflage) ist durch zahlreiche Belege sicher erwiesen. Für die obige Nachprüfung der Familienurkunde sind noch folgende Stammfolgen von Interesse (vgl. zweiten Stammbaum in der I. Auflage):

Nr. 1, I, Eberhard in Brackana. Nr. 2, I 1, Reinhard, † 1347 in Binnika (= Bönnigheim im Zabergau i. Wttbg.). Die Vergleichung der Urkunden H und R macht es wahrscheinlich, daß die Jahreszahl 1347 zu Eberhard gehört, auf den sich in R folgender Zusatz bezieht: Genannt der große Offizier, wohnte in Binnika. Ein Enkel des Johann Soldan hieß also Reinhart, was im Hinblick auf eine noch später zu behandelnde Urkunde von Interesse ist.

Ferner hebe ich im Hinblick auf die Angaben der bei Strieder abgedruckten Urkunde, wonach 1513 der erste Konrad Soldan auf dem St. Johannis-Friedhof begraben ist, aus dem Stammbaum folgende Reihe hervor:

Nr. 5, III, Melchior in Brackana. Nr. 6, III 1, Sigismund, † 1404 in Brackana. Nr. 8, III 1 b, Ezechiel, dessen Sohn Emmerich 1450 in Brackana starb. Nr. 12, III 1 b δ, Friedrich. Nr. 13, III 1 b δ ℵ, Konrad, † 1513 in Brackana, was mit der Striederschen Urkunde stimmt. Auch erklärt sich, weshalb er als erster Konrad Soldan bezeichnet wird, aus folgender weiterer Stammfolge:

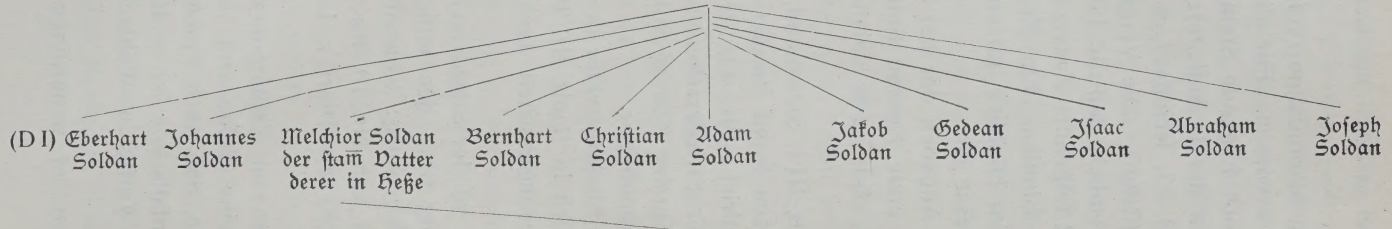
Nr. 17, III 1 b δ ℵ b, Konrad, † 1559 als Stadtinspektor in Neckar-Solms (= Neckar-Sulm). Hieran schließt sich in R als Nr. 19, Konrad, luth. Pastor, der als Verfasser des evangelischen Trostbriefes vom Jahre 1583 literarisch bekannt ist.

Der Stammbaum paßt also vollständig zu der Striederschen Urkunde und zu der literarischen Feststellung über den lutherischen Geistlichen in Schloß Reichenburg bei Würzburg: Konradus Soldanus Brackanahemita. Er war der Bruder von Nr. 18 des zweiten Stammbaumes, III 1 b δ ℵ b A, David, † 1587 als Pfarrer, in R als kalvinistischer Pastor bezeichnet.

Da die Stammfolge von den Soldanen im Zabergau zu dem Johann Soldan, Rektor in Wetter, über eine Reihe von Frankenberger Soldanen führt, ist es von Interesse, daß nach Frankenberg auch eine zweite Soldanlinie führt, die ebenfalls von Nr. 5, III, Melchior ausgeht und auf dem Wege über Werbe in Waldeck nach Frankenberg gelangt.

Dieser frühere Befund von Urkunden ist neuerdings durch

Sadoch Selim Soldan Türkisch geschlechts aus Lech Motis in Asia Bürtig. Komt mit Graf Reinhart von Würtenberg Anno 1304 von Jerusalem ins Würtenbergerland in die Residenz-Stadt Brachana wird in S. Johannis Kirche Anno 1305 getauft und Johannes Soldan genant. Ehlichet sich auf einmahl aus Zulassung des Grafens mit 2 Weibern Anna Delcherin und Rebecca Bergmännin zeuget mit denselben in 20 Jahren Eylf Söhne.



(D I) Sohn des 1. Soldan — Melchior Soldan etiam bigamus ligt begraben in S. Jois Kirche 1350

(D II) — Jacob Soldan hat sich in der Grafschaft Solms zu Witberg nidergelaßen stirbt 1407.

(D III) — Henrich dieser kombt gen Dietz in der Grafschaft Catzenelenbogen stirbt 1446.

(D IV) — Henrich dieser kombt endlich zu wohnen in Frankenberg stirbt 1471.

(D V) — Johannes ist Rentmeister und Schultheis in Frankenberg stirbt 1535.

(D VI) — Theodorius civis Francobergensis stirbt 1562.

(D VII) — Johannes dieser kombt nach Caßell stirbt 1592.

(D VIII) — Johannes Bürger und Hufschmied in Caßell stirbt 1620.

(D IX) Justus Dechant in Caßell stirbt 1677.

(D X) Johannes, wohnet in Ober-Velmar, stirbt celebs. (Von dessen Schwester Maria stammt die Familie Kümmell.)

ein weiteres Dokument vermehrt worden, das mir Herr Realschuldirektor Kümmell in Bitterfeld zugänglich gemacht hat. Zu seinen Vorfahren gehört der bei Strieder als Schriftsteller verzeichnete und genauer behandelte Justus Soldan in Kassel, dessen Stellung in der Soldanfamilie bisher unklar war. Nach der vorliegenden Urkunde ist er ein Enkel des im zweiten Stammbaum unter Nr. 43, III 4 c γ ♃ b A verzeichneten Johannes, Major in Erfurt, dessen Wohnort nach R Kassel war. Diese merkwürdige Urkunde, die in den meisten Punkten mit der Striederschen übereinstimmt, dabei diese in mehreren Beziehungen ergänzt, zeigt im wesentlichen den Deszent von dem Stammvater Johann Soldan in Brackenheim bis zu Justus Soldan in Kassel, enthält jedoch eine Reihe von interessanten neuen Angaben. Sie lautet, wobei ich einerseits die Schreibweise des Originals beibehalte, andererseits die Generationen unter Bezeichnung der Abstammungsreihen mit D I bis X aufstelle, folgendermaßen (s. S. 124).

Aus den weiteren ausführlicheren Reihen ergibt sich folgender Deszent Soldan-Kümmell:

(D X) Maria (Soldan), Johann Jakob Nads, Pfarrer zu Herrenbreitungen, Ehefrau. (D XI) Catharina (Nad), Joh. George Kannengießers zu Mittelhof Ehefrau, starb zu Petersberg. (D XII) Hedwig Sophie (Kannengießer) des gewesenen Pfarrer Bodenstein zu Reichenbach, Ehefrau. (D XIII) Christine Charlotte (Bodenstein), Metropolitains Kümmels Ehefrau zu Vacha. (D XIV) Henrich Kümmell, Insp. zu Schmalkalden.

Auch die Deszendenztafel der Familie Kümmell bis zur Gegenwart ist vorhanden. — Das Verhältnis dieser Soldan-Urkunde zu der bei Strieder abgedruckten werde ich in einer besonderen Schrift behandeln, die auf Kosten der unterdessen entstandenen Soldan-Stiftung gedruckt werden soll. Hier möchte ich nur kurz den Zusammenhang mit dem in der I. Auflage abgedruckten Stammbaum Nr. 2 herstellen. Der Deszent von Sadok Selim Soldan, genannt Johannes Soldan, † 1328 in Brackana, bis zu Johannes Soldan, Schultheiß in Frankenberg, † 1535, stimmt in beiden Urkunden überein. Letzterer ist identisch mit Nr. 40 des 2. Stammbaumes der I. Auflage Johannes, † 1535 in Frankenberg. Auch die weitere Stammfolge: Nr. 42, Theodor, † 1562, Nr. 43, Johannes, Major in Erfurt, Wohnort Cassel, stimmt überein, ebenso der Name von dessen Sohn (Nr. 44) Johannes. Der bei Strieder behandelte Justus Soldan in Cassel ist also ein Sohn des letztgenannten Johannes. Dadurch ist auch die Verwandtschaft mit (Nr. 49) dem Rektor Johannes Soldan, dem Stammvater der ober- und südhessischen Soldane aufgeklärt.

Der Schultheiß, Johannes Soldan, † 1535, ist als AX923 einer der Stammväter Goethes.

Soldan-Werke:

I. Konradus Soldanus Brackanahemita, der Enkel des oben nach dem ersten Stammbaum als III 1 b δ ℵ bezeichneten Konrad Soldan, † 1513 in Brackana. Der Enkel Konrad Soldan bezeichnet sich als Verbannter aus seiner Heimat Brackana. Er war eine Zeitlang Pfarrer in Loor (= Lohr a. M.), nahe Gemünden, später in Schloß Reichenburg bei Würzburg.

Schriften:

1. Tractat. de precibus, armis et lachrymis Ecclesiae, das ist von Beten, Weynen und Waffen der christlichen Kirchen.
2. Evangelischer Trost wider die Verfolgung des Antichrist, gedruckt in Nürnberg durch Valentin Fuhrmann 1588.

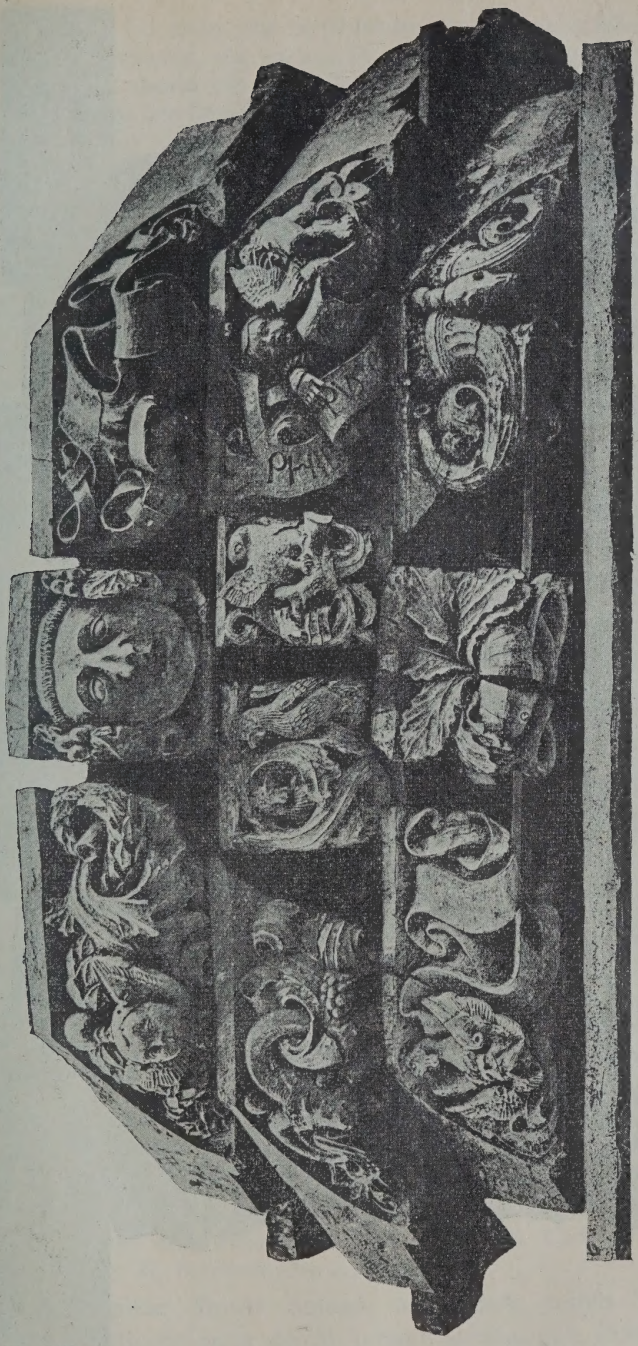
II. Euricius Cordus, der Reformationsdichter aus Frankenberg, bzw. Simtshausen (Simesusius) in Hessen, ist nach der Dissertation von C. Krause 1863 ein Soldan, aus Simtshausen bei Münchhausen, nahe bei Frankenberg.

Schriften:

1. Epigrammata 1500, herausgegeben von Karl Krause, 5. Heft der lateinischen Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, Verlag von Speyer und Peters, Berlin 1892.
2. Klagegedicht auf den Tod des Landgrafen Wilhelm II. von Hessen vom Jahre 1509. 3 Bukolische Gedichte, gedruckt in Erfurt 1513.

III. Philipp Soldan aus Frankenberg, Formenschneider und Bildhauer, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; vgl. L. Bickell, Die Eisenhütten des Klosters Haina und der dafür tätige Formenschneider Philipp Soldan von Frankenberg. Verlag von Elwert, Marburg 1889.

1. Balkenköpfe der Emporen in der Pfarrkirche zu Frankenberg, von denen nach Bickel 33 erhalten sind. Sie befinden sich in einem unbenutzten Teil der Kirche (vgl. Figur 11 und 12).
2. Modelle für Ofenplatten (Verzeichnis nach Bickell, vgl. I. Auflage, Seite 170). In einem Teil der Modelle ist der volle Künstlername ausgeschrieben, in anderen Werken findet sich P. S. angebracht. In einer weiteren Gruppe sind von Bickel unbemerkt die Wappenzeichen der Familie Soldan, Sonne, Mond und Sterne, dekorativ in den Darstellungen verwebt (vgl. Figur 13 und 14). Ferner bezieht Bickel noch andere Bildhauerwerke, z. B. eine schöne große Bank in der Marburger Sammlung, ferner die Hauptreliefs an dem



Figur 11. Balkenköpfe von Philipp Soldan.

Figur 12. Balkenköpfe von Philipp Soldan.

Portal und Erker des Herrenhauses zu Rommershausen bei Treisa a. d. Schwalm, die ein aus P. und S. verschlungenes Monogramm tragen, ebenso die originellen Figuren an dem Frankenberger Rathaus mit der Jahreszahl 1527 auf Philipp Soldan, der als bedeutender Bildhauer und vielfach tätiger kunstgewerblicher Bildner in dem Hessenreiche Philipps des Großmütigen erscheint.

3. Denkmal Philipps des Großmütigen im Kloster Haina vom Jahre 1542 (vgl. Figur 15). Dieses Werk ist (an den Baumästen) mit P. S.

Figur 13. Ofenplatte nach Philipp Soldan.

gezeichnet. (Vgl. Bildnisse Philipps des Großmütigen, Verlag von Elwert in Marburg, herausgegeben zur Philippsfeier 1904.)

4. Entwurf des Grabdenkmals der Landgräfin Christine von Hessen in der St. Martinskirche in Kassel.

IV. Christian Moritz Soldan, nach dem ersten Stammbaum Nr. 1, I, d. h. ältester Sohn des M. Johann Soldan, geb. 1639, gest. 1690,

erhielt am 20. Dezember 1660 in Gießen unter Kaspar Ebel die Magisterwürde. War seit 1663 Pfarrer zu Ober-Widdersheim.

Figur 14. Ofenplatte nach Philipp Soldan.

Schriften:

1. Konfirmandenfragen über den ganzen Katechismus 1682.
2. Funebre encomion Georgii II., H. L. 1661.

Er ist ein Vorfahre der später zu erwähnenden Karl Ludwig Soldan, 1766—1836, zuletzt Pfarrer in Rüsselsheim, und Georg Karl Wilhelm, 1801—1846, zuletzt Seminarlehrer und Schulinspektor in Friedberg, ferner des bekannten Historikers Wilhelm Gottlieb Soldan, geb. 1803, Gymnasialprofessor in Gießen, sowie auch der Schweizer Soldane, die von zwei Brüdern des Wilhelm Gottlieb, nämlich Friedrich Wilhelm Karl und Gustav Florentin Jakob abstammen.

Figur 15. Denkmal Philipp des Großmütigen.

Aus diesem Zweig des Soldangeschlechts sind also zahlreiche Schriftsteller entsprossen.

V. M. Christof Soldan, Bruder des vorigen (1. St.-B., Nr. 24, II), zweiter Sohn des M. Johann Moritz Soldan, geb. 1641, gest. 1700. 1663 in Straßburg Magister. Er disputierte unter Johann Rudolf Salzmann de unguento hopliatrico. Er war seit 1674 Pfarrer und Hofprediger zu Gedern, 1688 Pfarrer zu Ranstadt.

Va. M. Johann Philipp Soldan (1. St.-B., Nr. 28, III), geb. 1643, gest. 1681, seit 1668 Pfarrer zu Dauernheim. Von ihm stammt u. a. ab in vierter Deszendenzreihe Christian Heinrich Christof (1. St.-B.,

Nr. 33, III 1 a α ב), geb. 1775. Dieser wurde 1798 Konrektor zu Nidda, 1799 Diakonus zu Dauernheim, 1880 zu Berstadt, 1808 Pfarrer zu Simmersbach, 1819 Pfarrer und Inspektor zu Obernburg. Christian Heinrich Christof ist als Schriftsteller hervorgetreten (vgl. VIII, S. 134). Einer seiner Söhne war Ernst Ludwig Wilhelm, geb. 1799, gest. 1858, erst Pfarrer zu Kirchlotheim, 1841 zu Burkhards. Dieser war der Vater des Ministerialrates Soldan in Darmstadt (vgl. XIV, S. 139).

Ferner stammt von M. Johann Philipp in zweiter Generation (Nr. 77 des 1. St.-B.) Christian Christof, geb. 1718, gest. 1800, Prediger in Haina. Ein Vetter von diesem (Nr. 81 des 1. St.-B.), Johann Christof, geb. 1727, gest. 1803, wurde 1761 Konrektor zu Erbach, 1777 Rektor und Mitprediger daselbst, 1781 Kaplan zu Reichelsheim. Nach der Angabe von Strieder wurde ihm der Stammbaum mit der Familienurkunde von dem eben genannten Johann Christof Soldan, Dekan in Reichelsheim im Odenwald, zur Verfügung gestellt, der von seinem Vetter Christian Christof Soldan, Prediger in Haina in der Nähe von Frankenberg, im Auftrag von Strieder dazu aufgefordert war. Die Soldanstammbäume befanden sich also hier bei einem Nachkommen des Magisters Johann Philipp Soldan, des dritten Sohnes des M. Johann Moritz Soldan. Von den Nachkommen des M. Johann Philipp Soldan sind mehrere nach Frankfurt a. M. gelangt, nämlich (vgl. 1. St.-B., Nr. 36, III 1 a α ב c) Karl, geb. 1815, Bürger und Mechanikus zu Frankfurt, ferner (vgl. 1. St.-B., Nr. 48, III 2 a) Joseph Christof Georg, Kaufherr in Frankfurt, bei dem im Stammbaum vermerkt ist: „von ihm stammt wahrscheinlich die dortige Soldansche Familie", schließlich (vgl. 1. St.-B., Nr. 82—84, III 4 c α, β, γ) Johann Friedrich Christian, geb. 1762, gest. 1812 kinderlos im Bürgerhospital zu Frankfurt, Wilhelm Christian Moritz, 1764 bis 1827, starb kinderlos in der Bürger-Versorgungsanstalt zu Frankfurt, und Gg. Friedrich Kasimir, geb. 1769, gest. 1837, Bürger und Kaufherr zu Frankfurt, verheiratet mit Christine Wilhelmine Schlemmer, kinderlos. Interessant ist, daß diese drei Brüder, die alle kinderlos gestorben sind, aus einer Verwandtenehe stammen, da ihr Vater Johann Christof, geb. 1727, gest. 1803, zuletzt Pfarrer in Reichelsheim im Odenwald, den wir schon als den Gewährsmann von Strieder kennen, mit einer Blutsverwandten, nämlich Alex. J. Soldan, der Tochter von Johann Moritz Daniel Soldan (vgl. 1. St.-B., Nr. 11, I 2a) verheiratet war. Dessen Vater Heinrich Christian, geb. 1674, gest. 1725, war seit 1695 Diakon und Präzeptor zu Groß-Bieberau, 1701 zu Griesheim, endlich Pfarrer zu Kindernheim in der

Pfalz. Er war der Vorfahre der vorher behandelten Gg. Karl Wilhelm, Karl Ludwig und Wilhelm Gottlieb Soldan.

VI. Johann Hartmann Soldan, im zweiten Stammbaum Nr. 84, IV, geb. 1646, praktizierender Arzt in Lübeck. Er erlangte am 15. X. 1674 unter Geo Franc zu Heidelberg die medizinische Doktorwürde. Seine Dissertation handelt de Soldana und bezieht sich auf die als Soldanella bezeichnete Pflanze, deren Namen J. H. Soldan aus dem Arabischen ableitet.

Johann Hartmann S. bezeichnet sich in seiner Dissertation als vierter von sieben Brüdern, womit der Stammbaum völlig stimmt. Nach diesem hat er noch sechs Brüder, nämlich: Nr. 1—3 die schon genannten 1. M. Christian Moritz Soldan, 2. M. Christof Soldan, 3. M. Johann Philipp, ferner 5. Johann Friedrich, geb. 1653, Pagen- und Prinzenhofmeister zu Darmstadt, gestorben als Begleiter des damaligen Erbprinzen Ernst Ludwig auf der Reise nach Frankfurt, 6. Johann Nikolaus, geb. 1654, Darmstädter Leutnant, soll in Ungarn gestorben sein, 7. Johann Ludwig, geb. 1658, wurde 1681 Pfarrer zu Ostheim, 1683 zu Berstadt; 1692 abgesetzt, ging er in die Pfalz und wurde daselbst katholisch. Es sollen dort noch Abkömmlinge von ihm leben. Als seine Söhne sind vermerkt: Johann Friedrich, geb. 1682, Johann Matern 1683, Johann Anton Berthold 1690.

Die Stammfolge der Söhne 4—7 des M. Johann Moritz Soldan fehlt also in dem Stammbaum fast vollständig. Am genauesten ist die des dritten Sohnes M. Johann Philipp (Nr. 28 III) wiedergegeben, bei dessen Nachkommen sich die von Strieder benutzten Stammbäume gefunden haben. Sodann folgt in bezug auf Genauigkeit die Stammfolge des ersten Sohnes M. Christian Moritz Soldan, während die des zweiten Sohnes M. Christof (Nr. 24, II) wieder sehr unvollständig erscheint. Hier bieten sich noch viele Aufgaben für die weitere Soldanforschung, da höchstwahrscheinlich auch aus den nicht verzeichneten Linien Abkömmlinge mit gleichen oder ähnlichen Namen hervorgegangen sind, wie sie in den bekannten Linien hervortreten.

VII. Johann Soldan (vgl. 1. St.-B., Nr. 79, III 4 a), geb. 1721 in Crainfeld, Amt Nidda. Studierte 1738—1743 Theologie und Philologie, besonders hebräische und griechische Sprachen. 1745 wurde er Konrektor und Musikdirektor in Alsfeld, 1752 wählte ihn der Stadtrat zum Rektor und Mitprediger an der Dreifaltigkeitskirche, 1768 wurde er Prediger zu Altenburg bei Alsfeld.

Schriften:

1. Moralische Gedanken von der Andächtelei nebst einer Vorrede von der Allgemeinheit der wahren Religion, Halle 1757. — Außerdem verschiedene theolog. Aufsätze. — Ausführliche Lebensbeschreibung des Doktor und Prof. theol. Justus Feuerborn.

VIII. Christian Heinrich Christof Soldan (vgl. 1. St.-B., Nr. 33, III 1 a α ב), geb. 18. II. 1775 in Maibach. Er studierte in Gießen, besonders unter Hezel, der ihn zum Doktor promovierte. Nach Strieder ist dessen kürzere griechische Sprachlehre, gedruckt in Weißenfels und Leipzig 1799, eigentlich von Christian Heinrich Christof Soldan. Er wurde 1798 Konrektor zu Nidda, 1799 Diakonus und Schullehrer zu Dauernheim, 1800 zu Berstadt, 1808 Pfarrer zu Simmersbach, 1819 zu Obernburg.

Schriften:

1. Der Lehrer in Bürger- und Landschulen, was er ist und was er leisten soll, Gießen 1800.
2. Neues allgemeines deutsches Lesebuch für Bürger- und Landschulen und für den häuslichen Unterricht, oder Materialien zur Übung des jugendlichen Verstandes und zur Beförderung der Moralität und Religiosität, Weißenfels 1801.
3. Praktische Anweisung für Volksschullehrer, wo ihre Lehrlinge im Rechtschreiben und in der Abfassung der im gemeinen Leben vorkommenden schriftlichen Aufsätze üben sollen, nebst Materialien zum Diktieren, vom Leichten zum Schweren geordnet, Nürnberg 1802.
4. Gedanken über die Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben, in Scherers heil. Reden, II. Bd. 20.
5. Nachrede bei einer Kinderkonfirmation: Die wichtige Pflicht der Kinder des Lichtes, daselbst Nr. 12.

Bei diesem Soldan tritt in seinen literarischen Arbeiten die ausgeprägte pädagogische Neigung und Fähigkeit, die sich bei vielen Mitgliedern dieses Stammes findet, hervor.

IX. Karl Ludwig Soldan (1. St.-B., Nr. 16, I 2 a α ב), geb. 23. Mai 1766 in Wallenrod, gest. 1836. Er bezog 1785 die Universität Halle nach vorherigem Unterricht durch seinen Vater. 1788 kehrte er zurück und gab sich mit Jugendunterricht ab. 1790 wurde er Hofmeister des einzigen Sohnes des Kammergerichtsassessors von Ulmenstein in Wetzlar, den er 1795 auf die Universität Marburg begleitete. Dieser Zögling Soldans ist wahrscheinlich identisch mit dem Freiherrn F. W. von Ulmenstein, der die Geschichte der Stadt Wetzlar geschrieben hat (2. Teil, 1806, Wetzlar, Stockische Druckerei).

Dieses Buch bildet die Quelle für das satyrische Tagebuch über die Belagerung von Wetzlar im Jahre 1702 (Diarium obsidionis Wetzlariensis), dessen Mitverfasser Dr. Cornelius Lindheimer, ein Vorfahre von Goethe, war.

1798 wurde Karl Ludwig Soldan zweiter Pfarrer zu Alsfeld, 1804 zu Billertshausen, 1825 zu Rüsselsheim bei Mainz. Er ist der Vater des bekannten Historikers Wilhelm Gottlieb Soldan, geb. 1803, sowie der beiden Stammväter der Schweizer Soldane Friedrich Wilhelm Karl, geb. 1808, und Gustav Florentin Jakob, geb. 1813.

Schriften:

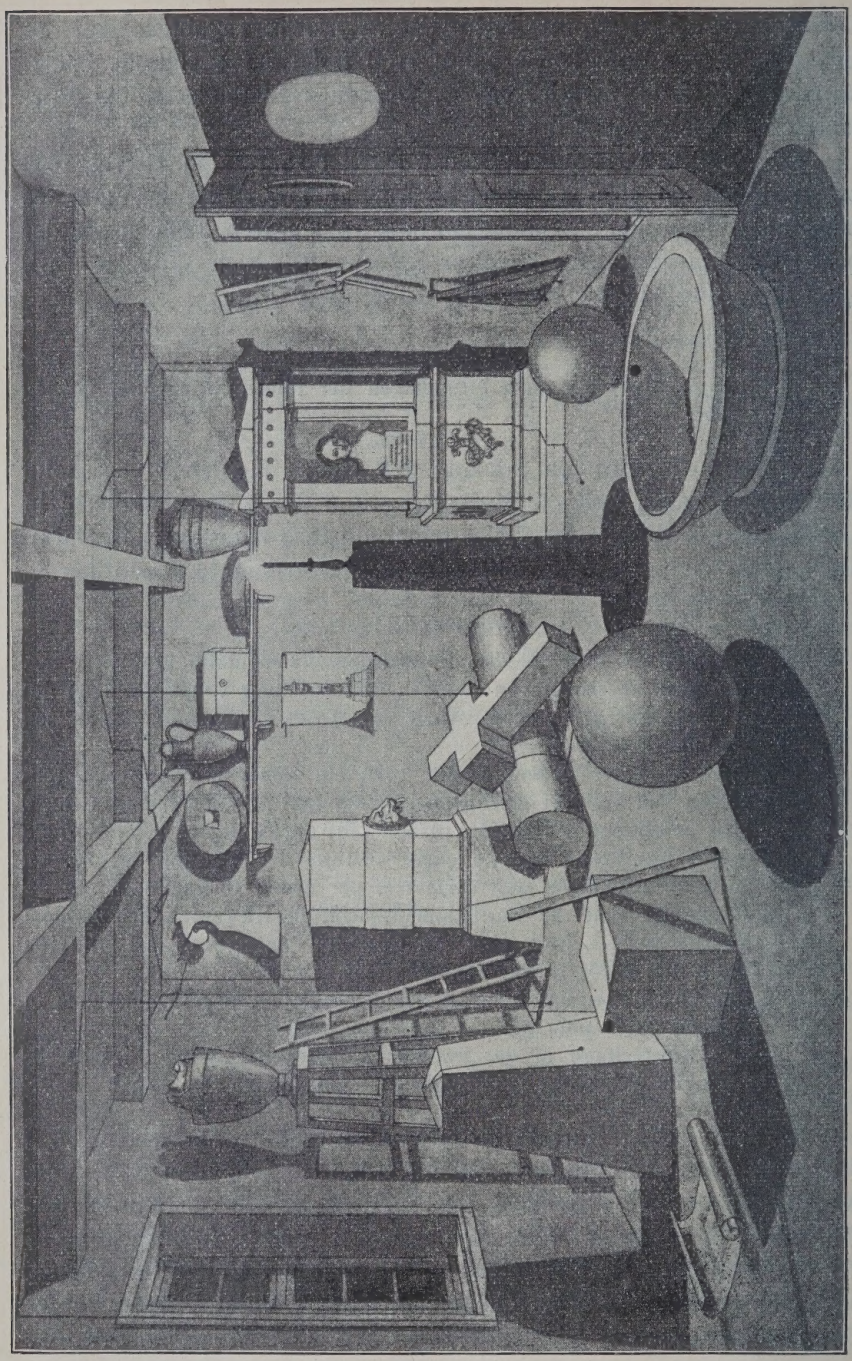
1. Religionsvorträge nach Grundlagen der reinen Sittenlehre, Gießen 1795.

X. Wilhelm Gottlieb Soldan, geb. 1803 in Alsfeld als Sohn des vorigen (nach dem 1. St.-B., Nr. 17, I 2 a α ב α), studierte in Gießen, wurde Doktor der Philosophie und 1823 Hauslehrer in Darmstadt, 1829 Gymnasiallehrer in Gießen, der bekannte Historiker.

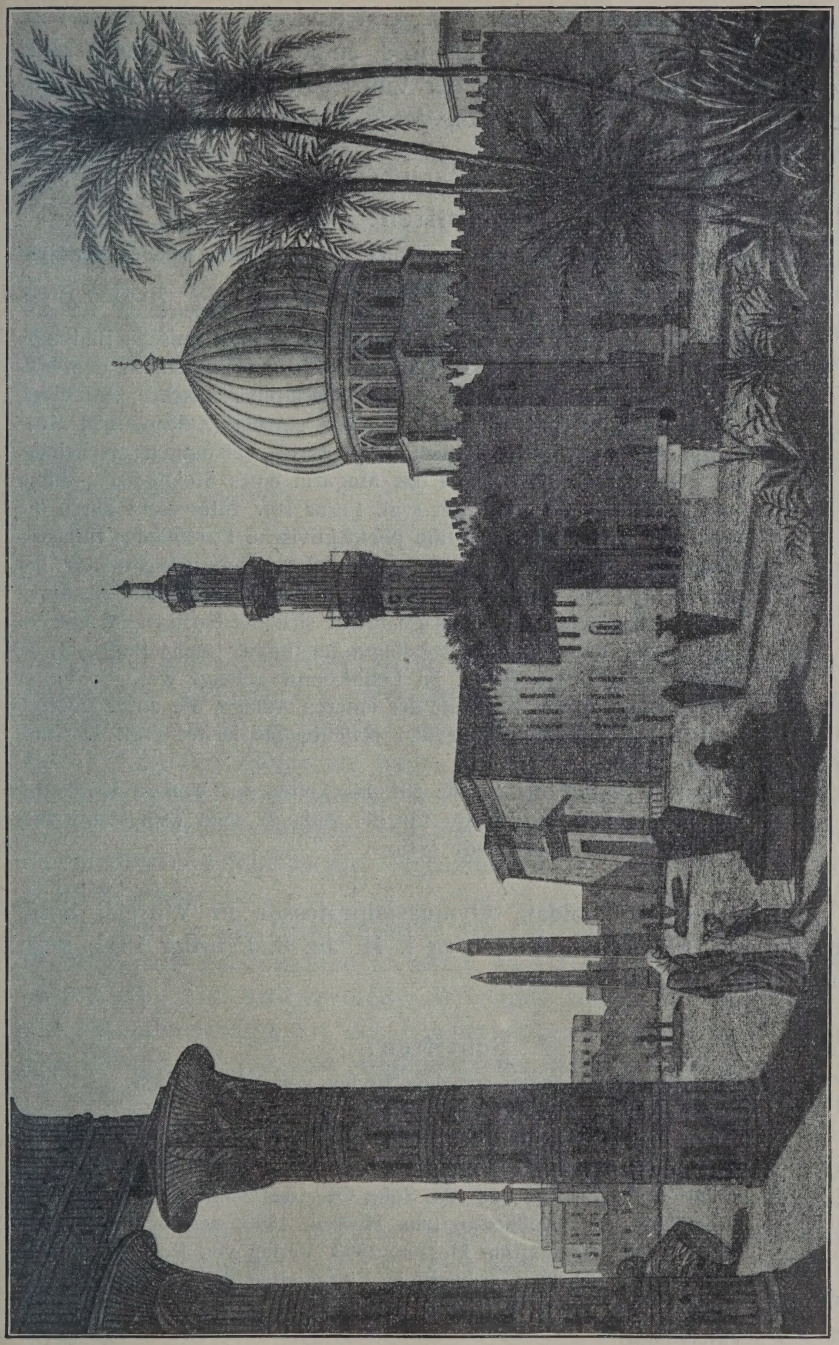
Schriften:

1. Dissertation 1829. Rerum Milesiarium commentatio prima.
2. Wo sind Eberhardt von Franken und Giselbert von Lothringen gefallen? Vortrag im historischen Verein des Großherzogtums Hessen vom 6. Oktober 1845.
3. Geschichte der Hexenprozesse, 1843, ein vom psychologischen, religiösen und kulturgeschichtlichen Standpunkt sehr bedeutendes Buch. Neu bearbeitet von Dr. Heinrich Heppe, Stuttgart 1880, Vorrede von Henriette Heppe, geb. Soldan, der Tochter des W. G. Soldan und Wwe. des Verfassers der neuen Bearbeitung.
4. Frankreich und die Bartholomäusnacht, in Raumers historischem Taschenbuch, Leipzig 1854, Französische Übersetzung von Charles Schmidt, 1885, Verlag von Meyrueis.
5. Zur Geschichte der Stadt Alsfeld. Programm des Gymnasiums in Gießen, 1861 und 1862.
6. Die Klosterfrage in der zweiten Kammer der Stände des Großherzogtums Hessen, Darmstadt 1863 bei Johann Th. Diehl.

XI. Dr. Georg Karl Wilhelm Soldan (vgl. 1. St.-B., Nr. 14, I 2 a α ℵ α), Sohn des Pfarrers Johann Friedrich Christian Soldan zu Angersbach, Kreis Lauterbach, geb. 1801, gest. 1846. Er wurde 1826 Pfarrvikar zu Alsfeld, 1832 Seminarlehrer und Schulinspektor in Friedberg. Georg Karl Wilhelm Soldan war ein Vetter des vorher behandelten Historikers W. G. Soldan, da ihre Väter Brüder waren. Der gemeinsame Großvater ist Georg Christian Soldan (vgl. 1. St.-B.,



Figur 16. Magazin eines Steinmetzen, durch eine Kerzenflamme erleuchtet.



Figur 17. Türkisch-ägyptische Architektur im Mondlicht.

Nr. 12, I 2 a α), geb. 1724, gest. 1802, erst Konrektor, dann Rektor zu Lauterbach, dann Pfarrer zu Wallenrod, endlich 1778 zu Altenschlirf. Georg Karl Wilhelm Soldan ist der Vater von Friedrich Soldan und der Großvater von Hans Soldan, deren Schriften später unter XII. und XIII. erwähnt werden.

Schriften:

1. Über den Zweck und Gebrauch der Vorlegeblätter zum elementaren Unterricht im Zeichnen, Darmstadt 1835.
2. Theoretisch-praktische Anleitung zum Perspektivzeichnen für angehende Künstler, Gymnasien, Realschulen und technische Bildungsanstalten. Darmstadt 1843. Ein ausgezeichnetes Buch, in dem das System der Perspektive auf mathematisch-physikalischer Grundlage aufgebaut wird, mit Kupfertafeln nach eigenen Zeichnungen Soldans, die als wissenschaftlich-künstlerische Leistungen erscheinen. Ich gebe daraus als Beispiel das Magazin eines Steinmetzen, durch eine Kerzenflamme erleuchtet (vgl. Figur 16). Interessant durch die Wahl des Themas ist auch die perspektivische Darstellung türkisch-ägyptischer Bauten (vgl. Figur 17, Ägyptische Architektur im Mondlicht). Die optisch-plastische Vorstellungskraft als Ausdruck einer bestimmten Familienanlage bricht sich bei Soldan im Gegensatz zu den äußeren Lebensbedingungen immer mehr Bahn, als er zu ruhiger geistiger Arbeit im Lehrerberuf gelangt war. So ist er uns ein Beispiel für die Kraft der inneren Anlage, die unter äußeren Schwierigkeiten durchdringt und bedeutendes leistet (vgl. I. Aufl., S. 187—198).
3. Über den Einfluß der Schule auf das Leben des Volkes, Kritik der Gegenwart und Vorschläge für die Zukunft vom protestantischen Standpunkt aus, Darmstadt 1845.

XII. Friedrich Soldan, Gymnasialprofessor in Worms, Sohn des vorigen, geboren in Friedberg i. H. am 8. Februar 1841, gest. am 6. Nov. 1902 in Worms.

Schriften:

1. Deutsche Heldensagen auf dem Boden von Worms 1881.
2. Der Reichstag von Worms 1521, 1883.
3. Sagen und Geschichten der Longobarden, 1888.
4. Zerstörung der Stadt Worms 1889.
5. Heinrich der Eiserne und sein Sohn Otto der Schütz, 1896.
6. Geschichte des Großherzogtums Hessen, 1896, neu bearbeitet von Künzel: Großherzogtum Hessen, 1893, Verlag von Roth in Gießen.

Friedrich S.s Schriften erinnern in Einzelheiten sehr an die Schreibart des Historikers Wilhelm G. Soldan, der ein Vetter seines Vaters war.

XIII. Hans Soldan, geb. am 22. März 1870 als Sohn des vorigen, zur Zeit Rechtsanwalt in Mainz.

Schriften:

Beiträge zur Geschichte der Stadt Worms 1896.
Viele Arbeiten juristischen und sozialökonomischen Inhalts.

XIV. Franz Ludwig Wilhelm Soldan, geb. am 7. Mai 1842 in Burkards, Kreis Schotten, als Sohn des Pfarrers Ernst Ludwig Soldan (vgl. 1. St.-B., Nr. 34, III 1 a α ב α), geb. 1799, gest. 1858, der erst Pfarrer in Kirchlotheim, seit 1841 Pfarrer in Burkhards war. Franz Ludwig Wilhelm Soldan ist der bekannte Prähistoriker. (Analyse seiner Schriften vgl. 1. Auflage, Seite 199.)

XIVa. W. Soldan, Sohn des vorigen, geb. in Darmstadt, Regierungsbaumeister, besonders Wasserbautechniker, an dem Bau der Edertalsperre beteiligt.

Schriften:

Die Waldecker Talsperre. Von W. Soldan und C. Hessler. Verlag von Elwert in Marburg a. L. 1911.

Wenn wir auf die dargestellte Reihe von Männern und geistigen Leistungen zurückblicken und diese Erscheinungen im Sinne der Familienforschung und Vererbungslehre betrachten, so fallen eine Anzahl von Zügen ins Auge, die in den verschiedensten Kombinationen oder auch isoliert bei den Mitgliedern dieser Familie immer wieder hervortreten und aus deren Vereinigung man einen Familientypus ableiten kann. In diesem lassen sich folgende Punkte deutlich erkennen:

1. Eine große Deutlichkeit der optischen Vorstellungen. Diese kommt bei manchen in aktiv künstlerischer Weise durch malerische und bildnerische Betätigung zum Ausdruck. Auch in der besonderen Eigenart der literarischen Darstellung ist dieser Zug bei einer Reihe von Mitgliedern der Familie erkennbar.

Dabei ist es interessant zu sehen, unter welchen Zeitumständen diese optisch-plastische Anlage künstlerische Wendung nimmt. Es geschieht dies besonders am Anfange des 16. Jahrhunderts bei dem Bildhauer Philipp Soldan, in dessen näherer Verwandtschaft nach dem Stammbaum mehrfach künstlerische oder kunstgewerbliche Berufe vorgekommen sind (Goldschmiede, Maler). Aber auch in neuerer Zeit tritt diese Anlage sogar unter ungünstigen äußeren Bedingungen und im Gegensatz zu einem aus äußeren Gründen er-

griffenen Beruf, z. B. bei dem Verfasser des Buches über Perspektive mit der Kraft einer natürlichen Bestimmung hervor.

2. Bei mehreren Abkömmlingen zeigt sich eine ausgeprägt physikalisch-mathematische Begabung, die in Verbindung mit der großen Deutlichkeit der optischen Vorstellungen zu naturwissenschaftlichem Studium disponiert. Dabei laufen die Generationsreihen der Betreffenden so weit rückwärts in der chronologischen Reihe zusammen, daß an eine zufällige Einführung dieses Momentes durch eine einheiratende Frau kaum gedacht werden kann, und dasselbe vielmehr als Teil des Stammcharakters betrachtet werden kann, der durch Rückschlag immer wieder, trotz Hinzutritt neuer weiblicher Elemente, auftaucht.

3. Es ist bei einer relativ großen Zahl von Mitgliedern der Familie eine ausgeprägte Neigung und Anlage zu literarischer Darstellung vorhanden. In dieser zeigen sich bei einer Reihe von Mitgliedern zwei Züge vereinigt, nämlich ein beträchtlicher Reichtum an Worten mit großer Lebhaftigkeit der Vorstellungen, in welcher wir das zuerst behandelte psychologische Moment erkennen. Und zwar kann man die Fähigkeit, alle Einzelheiten sich außerordentlich deutlich vorzustellen, bei vielen literarischen Stichproben aus den behandelten Werken geradezu als Ursache des Wortreichtums betrachten, und das Verhältnis so auffassen, daß letzterer auf der großen Menge von Detailvorstellungen beruht. Stil und Grundanlage hängen hier sehr wahrscheinlich eng zusammen.

4. Während wir mehrere Mitglieder der Familie im 16. Jahrhundert künstlerisch in das Geschehen der Zeit eingreifen sehen, tritt im vergangenen Jahrhundert bis zur Gegenwart die Neigung zur geschichtlichen Betrachtung stark in den Vordergrund, während bei mehreren die bildnerische Anlage immer sich wieder durchzuringen sucht.

Für die Art der geschichtlichen Darstellung gilt dasselbe, was unter 3. über die Art der literarischen Arbeit im allgemeinen gesagt worden ist. Mehrfach tritt in der Behandlung geschichtlicher Aufgaben ein topographisches und naturwissenschaftliches Verständnis ungewöhnlicher Art hervor, welches sich als Ausdruck der unter 2. hervorgehobenen Begabung erklärt. In mehreren der beschriebenen Männer vereinigen sich diese Anlagen in hervorragender Weise und ermöglichen sehr bedeutende wissenschaftliche Leistungen.

Eine besondere Richtung hat die geschichtliche Neigung in bezug

auf die Geschichte der eigenen Familie genommen, mit der sich wiederholt Angehörige derselben eindringlich beschäftigt haben. Die lange Erhaltung der Stammbäume ist sehr wahrscheinlich kein Zufall, sondern eine Folge dieser Eigenart der Anlage und des Interesses.

5. Ein Gegenspiel zu dem geschichtlichen Interesse bildet der bei einer großen Zahl von Mitgliedern der Familie scharf hervortretende Individualismus. Dieser Zug hat die Familie zu der lebhaften Anteilnahme an dem Geschehen im Reformationszeitalter prädisponiert, und auch an der weiteren Entwicklung des Individualismus haben Mitglieder derselben nach Kräften mitgearbeitet. Faßt man kulturgeschichtlich die Leistungen des 18. Jahrhunderts als eine Fortsetzung der Ideen auf, welche die wesentliche Triebkraft in der humanistischen und frühreformatischen Zeit gebildet haben, so wird das Verhältnis der im 16. Jahrhundert für die Reformation kämpfenden Mitglieder der Familie und der im 18. und 19. Jahrhundert für den Individualismus und die persönliche Freiheit eintretenden völlig klar. Die angeborene Anlage bedingt bei einer Reihe von Mitgliedern der Familie in verschiedenen Jahrhunderten eine ganz ähnliche Stellungnahme zu den zeitbewegenden Ideen und Geschehnissen. Es handelt sich hier um einen protestantischen Zug im ursprünglichen lutherischen Sinne, so daß die ausgeprägte Neigung zum Luthertum nicht nur auf einer zufälligen Zugehörigkeit zu dieser Konfession, sondern auf einer ausgeprägten Anlage zu beruhen scheint. Nach der Familienüberlieferung hat der Stammvater der jetzigen hessischen Soldane das früher kurhessische Gebiet deshalb verlassen, weil er sich dem Zwange des Kalvinismus nicht unterwerfen, sondern seinen lutherischen Glauben beibehalten wollte. Betrachtet man die leidenschaftliche Hingabe des Bildhauers Philipp Soldan und des Dichters Euricius Cordus an die Reformationsideen, ferner die charakteristische Persönlichkeit des lutherischen Pastors Conradus Soldanus aus Brackenheim, schließlich in neuerer Zeit die Stellung des Historikers W. G. Soldan zu den Fragen seiner Zeit, so erscheint auch der Inhalt jener Überlieferung als Ausdruck eines bestimmten Charaktertypes, den man individualistisch-protestantisch nennen kann. Der gleiche Typus ist in verfeinerter und gemilderter Form auch bei anderen Mitgliedern, z. B. bei Karl Wilhelm Soldan (Nr. XI) in seiner pädagogischen Schrift zu erkennen.

Sucht man in dieser Weise kulturgeschichtliche Entwicklungen aus bestimmten Naturanlagen abzuleiten, so bekommen

manche Erscheinungen eine psychologische Erklärung, während sie sonst nur als reine Beobachtungen Geltung haben. Die enge Beziehung der Reformationsstimmung, wie man die der kirchlichen Reformation vorausgehende psychische Gesamtlage nennen kann, zu dem individualistischen Geiste des 18. Jahrhunderts wird dabei klar. Sicher ist, daß an der Entwicklung der Reformationsideen in diesem Sinne eine Reihe von Mitgliedern der Familie Soldan tätigen Anteil genommen hatten.

Hier wollen wir die Analyse abbrechen und nur noch klarstellen, in welcher Beziehung dieselbe unvollständig ist. Die beschriebenen 16 Personen, die literarisch und in anderer Weise hervorgetreten sind, bilden nur einen winzigen Teil der Nachkommen des Mannes, der um das Jahr 1300 nach Brackenheim in Württemberg gekommen sein soll. Erblicken kann man bei geschichtlicher Betrachtung zunächst nur die größeren Gipfel, die breite Masse des Gebirges liegt im Nebel der Vergangenheit. Aber schon die Untersuchung dieser einzelnen zeigt, daß innere Zusammenhänge in der Kette vorhanden sind und daß diese eine innere Verwandtschaft der Bestandteile und der Bauart aufweist. Gewisse Grundelemente charakterisieren das Ganze und zeigen sich vereinigt oder getrennt in einer großen Zahl von scheinbar verschiedenen und doch verwandten Formen.

Zu einer vollständigen Erforschung der Familie fehlt die psychologische Untersuchung einer größeren Zahl auch von solchen Mitgliedern, die in keiner Weise in der weiteren Öffentlichkeit hervorgetreten sind, ferner der weiblichen Mitglieder und ihrer Nachkommenschaft. Gerade in letzterer Beziehung habe ich auch ohne systematische Prüfung eine Anzahl von bemerkenswerten Beobachtungen gemacht. Danach scheint gerade durch die weiblichen Nachkommen dieser Familie der optisch-plastische Grundzug und die Fähigkeit zu künstlerischer Betätigung öfter in andere Familien übertragen und in diesen vererbt zu werden. Es bedarf dies jedoch noch weiterer vergleichender Prüfung.

Jedenfalls handelt es sich um eine Familie, in der eine Reihe von bedeutenden geistigen Eigenschaften zum Stammcharakter gehört, der trotz der jahrhundertelangen Reihe immer wieder in einzelnen Mitgliedern ungeschwächt, vielleicht sogar in manchen gesteigert hervortritt.

Denkt man sich die gleiche Art der Untersuchung bei einer größeren Zahl von Familien durchgeführt, womöglich unter gleichzeitiger Berücksichtigung der psychologischen und morpholo-

gischen Verhältnisse im weitesten Sinne, so wird sich daraus ein Beobachtungsmaterial ergeben, auf welchem vielleicht auch im Gebiet der menschlichen Familienforschung und Vererbungslehre die Frage nach Vererbungsgesetzen in Angriff genommen werden kann.

Die in der ersten Auflage dieses Buches gegebene psychologische Analyse der Schriftsteller und Künstler aus der Soldanfamilie hat sich bei den weiteren Studien vollkommen bestätigt. Dabei trat immer mehr zutage, in welcher Weise bei der Kreuzung mit deutschen Familien die optisch-sprachliche Anlage der Soldane in andere Stammlinien übertragen und mit anderen Eigenschaften vergesellschaftet wird. Von großem Interesse war die unterdessen von Knetsch in Marburg gemachte Feststellung, daß ein Frankenberger Soldan neben Lukas Cranach in der Ahnentafel der Mutterlinie von Goethe erscheint, und zwar als Vorfahre der Großmutter mütterlicherseits, geborene Lindheimer aus Wetzlar, deren Vater Dr. Kornelius Lindheimer und deren Mutter eine geborene Seipp war. Über letztere Frau gelangt man in der Ahnentafel Goethes zu einer Reihe von begabten hessischen Familien, zu denen die Soldane in Frankenberg gehören. Es ergibt sich folgender Deszent, wobei ich nach der Darstellung in meinem Buch „Goethe im Lichte der Vererbungslehre“ (Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1908) die einzelnen Personen im Sinne der Ahnenreihe nach der früher dargestellten Bezifferung bezeichne:

A X, 923, Johan Solden in Frankenberg, 1490—1494 Baumeister, 1494—1495 Bürgermeister, 1495—1496 städtischer Baumeister in Frankenberg, dessen Vater Heinrich Soldan war. Nach dem zweiten Stammbaum in der ersten Auflage (vgl. Nr. 35, III 4 c γ) ist ein Heinrich Soldan 1471 in Frankenberg gestorben, dessen dritter Sohn Johann 1535 gestorben ist.

A IX, 462, Anna Solden in Frankenberg, verheiratet mit A IX, 461, Lukenhenn, d. h. Heinrich Lauk in Frankenberg, seit 1496.

A VIII, 231, Johann Lauck der Ältere, Ratsherr und Bürger in Frankenberg, der noch 1578 lebte. Seine Mutter Anna Soldan in Frankenberg war also eine Tochter des Bürgermeisters Johann Soldan in Frankenberg.

A VII, 116, Elisabeth Lauck, geboren in Frankenberg, gestorben in Marburg a. L. etwa 1597, verheiratet mit A VII, 115, Johann Kornmann, geboren und gestorben in Kirchhain in Hessen, seit 1568 Marburger Bürger.

A VI, 58, Katharine Kornmann, geboren in Marburg, gestorben

daselbst 1632, verheiratet mit A VI, 57, David Seip aus Großenlinden bei Gießen, geboren etwa 1558, gestorben 1633 zu Marburg, 1613 bis 1620 Obervogt, dann Rentmeister in Marburg.

A V, 29, Johann Seip, geboren in Marburg 1614, gestorben in Wetzlar 1681, Konsulent und Syndikus der Stadt Wetzlar, verheiratet mit A V, 30, Elisabeth Schröter, gestorben 1680 in Wetzlar.

A IV, 15, Johann David Seip, geb. 1652, gest. 1729 in Wetzlar, J. U. lic. bei dem Hofgericht in Marburg, seit 1679 Syndikus der Stadt Wetzlar, verheiratet mit Elisabeth Katharine Steuber, geboren 1657 in Marburg, gestorben 1724 in Wetzlar.

A III, 8, Katharine Elisabeth Juliane Seip, geboren in Marburg 1688, gestorben 1759, verheiratet mit A II, 7, Kornelius Lindheimer, Advokat und Prokurator am Reichskammergericht in Wetzlar, geboren in Frankfurt 1671, gestorben in Wetzlar 1722.

A II, 4, Anna Margarethe Lindheimer, geboren 1711 in Wetzlar, gestorben in Frankfurt, verheiratet mit A II, 3, Johann Wolfgang Textor, geboren 1693 in Frankfurt, gestorben 1771, seit 1747 Stadtschultheiß in Frankfurt.

A I, 2, Katharine Elisabeth Textor, geb. 1731, gest. 1808 in Frankfurt, verheiratet mit A I, 1, Johann Kaspar Goethe, geb. 1710, gest. 1782, kaiserlicher Rat in Frankfurt a. M.

Der Deszent von dem Baumeister und Bürger Johann Soldan in Frankenberg zu Johann Wolfgang von Goethe geht also durch die Familien Lauck, Kornmann, Seip (4 Generationen), Lindheimer, Textor und Goethe. Faßt man den früher von mir gelieferten Nachweis der starken optischen und sprachlichen Begabung des Soldangeschlechtes ins Auge, sowie das Auftreten dieser Blutlinie in der Ahnentafel der Großmutter Goethes, geborene Lindheimer, auf die man nach meinen Studien über „Goethe im Lichte der Vererbungslehre“ eine Reihe körperlicher und geistiger Eigenschaften Johann Wolfgang von Goethes zu beziehen hat, so erscheint es durchaus glaubhaft, daß die Erbanlage der Soldanfamilie zum Aufbau des künstlerischen Charakters von Goethe neben anderen begabten Familien aus der Ahnentafel der Mutter beigetragen hat. Dadurch hat die früher von mir gegebene Analyse der geistigen Eigenschaften des Soldanstammes eine Bedeutung für die Goetheforschung gewonnen.

Es sind nun weiterhin immer mehr Beweise dafür zutage gekommen, daß die geistigen und körperlichen Eigenschaften des Soldanstammes immer wieder bei Abkömmlingen dieser Familie

durchschlagen, so daß, trotz der großen Streuung in verschiedene Länder, immer wieder Soldane auftauchen, welche den Familiencharakter in deutlicher Weise darstellen. In dieser Beziehung bildet die unterdessen von mir herausgegebene Studie über die Schweizer Soldane, gedruckt auf Kosten der Soldanstiftung 1921 im Verlag von O. Kindt Ww., Gießen, einen neuen Beweis. Die Soldanfamilien in der Schweiz leiten sich danach ab von dem schon früher erwähnten Friedrich Wilhelm Karl Soldan, geb. 1808, und Gustav Florentin Jakob Soldan, geb. 1813, den Brüdern des Gießener Historikers Wilhelm Gottlieb Soldan. Ihr Vater war Karl Ludwig Soldan, zuletzt Pfarrer in Rüsselsheim. Die Flucht dieser beiden Soldane über Frankreich in die Schweiz hängt mit den politischen Studentenverfolgungen zusammen, die sich Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Hessen wie in anderen deutschen Staaten abspielten. Ein Nachkomme von Friedrich Wilhelm Karl ist der ebenfalls schriftstellerisch tätige Karl Soldan-Hartmann in Biel in der Schweiz.

Besonders interessant ist die Übertragung der geschilderten Anlage durch Soldantöchter nach der Einheiratung in andere Familien, wofür ich folgende Beispiele gebe:

Karl Ludwig Noa Bantzer, seit 1896 Professor an der Kunstakademie in Dresden, zur Zeit Galeriedirektor in Kassel, ist zweifellos einer der bedeutendsten hessischen Maler, der besonders das hessische Bauernleben in höchst charakteristischen Formen dargestellt hat. Er wurde am 6. August 1857 in Ziegenhain im Schwalmtal, nahe bei Treysa, Regierungsbezirk Kassel, geboren. Seine Beziehung zur Soldanfamilie ergibt sich aus dem folgenden Deszent bzw. Aszent, wobei ich die betreffenden Zeichen zusetze:

A I, 1, Heinrich Bantzer, Kreistierarzt in Ziegenhain; A I, 2, Auguste, geb. Röhrig; A II, 3, Röhrig, Pfarrer zu Reiskirchen, Wirberg und Hausen in Oberhessen; A II, 4, Katharine Philippine Röhrig, geb. Soldan, 1799—1851; A III, 7, Georg Philipp Soldan, 1796—1880, Pfarrer zu Kirchhain und Münchhausen; A III, 8, Elisabeth, geb. Kratz (Brüder: Johann Georg Soldan, Revierförster, 1794 bis 1879, Großkrotzenburg; Gattin Luise, geb. Wehn; ferner Johann Rudolf Soldan, 1792—1852, Pfarrer zu Elnhausen und Cappel; Gattin Elisabeth, geb. Funk von Wetter; sowie Karl Friedrich Ernst Soldan, 1788—1858 [24. März], Pfarrer zu Winnen; Gattin Maria Anna Soldan, geb. Klingelhöfer); A IV 13, Johann Friedrich Soldan, 1754—1817, Pfarrer zu Winnen; A IV 14, Margarethe Elisabeth, geb. Naumann (vgl. I. Aufl., 1. Stammbaum, Nr. 54).

Bantzer stammt also von dem dritten Sohn M. Johann Philipp des M. Johann Moritz Soldan ab (vgl. 1. St.-B., Nr. 28, III), der auch der Vorfahre des Ministerialrates Soldan in Darmstadt und anderer literarisch bekannter Soldane war. Da in der väterlichen Familie von Bantzer m. W. künstlerische Talente nicht erblich sind, ist es im Zusammenhang mit der Soldanforschung wahrscheinlich, daß bei ihm die optischen Anlagen des Soldangeschlechts zum Durchbruch gekommen sind.

Von den Werken Bantzers möchte ich folgende erwähnen:

1. Wallfahrer am Grab der heiligen Elisabeth, 1889.
2. Hessische Bäuerinnen, 1904, beide in der Dresdener Galerie.
3. Abendmahlsfeier in Hessen, 1907, internationale Galerie.
4. Hessische Bauernbraut, 1909, im Landesmuseum in Darmstadt.

Für eines der interessantesten Werke Bantzers halte ich den Schwälmer Tanz, der eine wunderbare Verbindung von lebhafter Farbe und Bewegung darstellt.

Als ein weiteres Beispiel für den Deszent eines hochbegabten Mannes aus der Soldanfamilie weise ich auf die Abstammung des Professors der englischen Philologie an der Universität Löwen, Max Willy Julius Johann Bang-Kaub, geb. am 9. Aug. 1869 in Wesel, hin. Nach einem verbreiteten Lexikon entstammt er alten hessischen Gelehrtenfamilien. Hierbei steht für uns die Beziehung zur Soldanfamilie im Vordergrund.

Bei Bang tritt die charakteristische sprachliche Begabung der Soldane deutlich hervor. Er wurde nach Studien in Deutschland, Holland, Frankreich, England und Belgien Studiendirektor an der École des langues orientales der Universität Löwen, 1899 ordentlicher Professor der englischen Philologie.

Schriften:

1. Ural-Altaische Forschungen 1890.
2. Die Koektürkische Inschrift auf der Südseite des Kül Taegin-Denkmals 1896.
3. Chronologie der alttürkischen Inschriften (1898) mit Marquart.
4. Mit Weißbach: Altpersische Keilinschriften, 1893.
5. Zur Kritik des Codex cumanicus, 1910.

Er ist der Herausgeber des Materials zur Kunde des älteren englischen Dramas, 1902—1910 (30 Bände).

Es handelt sich um sehr schwierige sprachlich-analytische Arbeiten, die eine außerordentliche Kenntnis verschiedener Sprachen und Schriften voraussetzen. Der Gedanke, diesen Sprachforscher genealogisch gerade mit der Soldanfamilie in Beziehung zu setzen,

erscheint im Hinblick auf die in dieser Familie vorhandene ausgeprägte sprachliche Begabung gerechtfertigt. Immer mehr hat sich die Soldanforschung infolge der großen Streuung der Mitglieder der Familie in verschiedene Länder zu einer internationalen Aufgabe entwickelt, wobei ich bisher eine Reihe von begabten Nachkommen des deutschen Stammes in der Schweiz, den Ostseestaaten und Schweden sowie in Amerika gefunden habe. Auch greift diese Untersuchung in bezug auf die wahrscheinlich verwandte Florentiner Familie Soldani (Soldini, Soldi) = Bonaccorsi nach Italien und Frankreich über.

Es erweist sich als unmöglich, diese umfangreichen Studien im Rahmen des vorliegenden Buches unterzubringen. Aus meiner Darstellung in der 1. Auflage hat sich als neues Problem das einer internationalen Familienforschung ergeben.

Die bisherigen Untersuchungen haben in übereinstimmender Weise folgendes ergeben:

Der Familiencharakter ist in geistiger und körperlicher Beziehung, besonders was die Form des Gesichts betrifft, ein außerordentlich konstanter und schlägt immer wieder durch. Dabei zeigt das Soldangeschlecht eine außerordentlich starke Streuung und Ausbreitung in verschiedene Länder, was mit seinem geistigen Charakter zusammenhängt. Auch losgelöst von den Stammfamilien und ohne weiteren Einfluß von diesen, zeigen diese überallhin verstreuten Soldane immer wieder ihren ausgeprägten Familientyp. Im gleichen Sinne ist eine ungewöhnliche Durchschlagskraft bei der Einheiratung von Soldantöchtern in andere Familien vorhanden.

Dabei läßt sich in der langen Ahnenreihe seit dem 14. und ganz sicher seit dem 17. Jahrhundert Inzucht in der ausgedehnten Familie nicht finden. Andererseits kann man diese außerordentliche Konstanz biologisch nur so erklären, daß vor Beginn der Kreuzung mit deutschen Familien in dem Soldangeschlecht ursprünglich eine außerordentlich starke Befestigung des Familiencharakters durch Inzucht stattgefunden hat. Der Tatbestand wäre alsdann so zu deuten, daß, nach dieser ursprünglichen Befestigung des Stammcharakters durch Inzucht, dieser trotz völligen Mangels an weiterer Inzucht andauernd seit dem 14. Jahrhundert sich konstant erhalten hat, was vom Standpunkt der Vererbungslehre außerordentlich wichtig erscheint. Bemerkenswert ist, daß in dem einzigen Fall von Blutsverwandtenehe, der in dem ersten Stammbaum hervortritt (vgl.

Nr. 81), trotz Vorhandenseins von drei Söhnen dieser Seitenzweig mit diesen ausstirbt.

Nimmt man die Erklärung an, daß vor der Kreuzung mit deutschen Familien, d. h. vor Anfang des 14. Jahrhunderts, im Soldangeschlecht eine starke Inzucht geherrscht hat, so muß die Familientradition einer türkischen Abkunft aus Elmuchtara in Asia major (Syrien) von neuem in Betracht gezogen werden. Es ist bekannt, daß in dem ganzen Gebiet von Syrien, Arabien und Palästina bis zur Gegenwart eine ausgesprochene Bildung von Sippen und Familienstämmen vorhanden ist, so daß sich hier ursprüngliche Formen der Bildung von Blutsverwandtengruppen erhalten haben. Es erscheint daher gerade im Hinblick auf die ungewöhnliche Konstanz der Vererbung in diesem Geschlecht die Familienüberlieferung, von der sich bei der Nachprüfung der bei Strieder abgedruckten Urkunde schon so vieles als richtig erwiesen hat, auch in bezug auf die türkische Abkunft aus Syrien durchaus glaubhaft.

---

14. Kapitel.

Psychopathische Belastung und Degeneration.

Der psychiatrische Begriff der hereditären Belastung beruht auf der Beobachtung, daß sich öfter mehrfaches Ausbrechen von Geistesstörungen in einer Blutsverwandtschaft zeigt. Dabei kommt es nicht nur auf die Ahnenreihe an, sondern auf die Gesamtheit der Blutsverwandtschaft in aufsteigender und absteigender Linie. Es könnte also in diesem Sinne z. B. jemand als erblich belastet gelten, weil bei den Kindern von zwei Brüdern Geisteskrankheit ausgebrochen ist. Jedoch führt diese bloße statistische Auffassung mehrfacher Störungen zu groben Irrtümern. Untersucht man den Begriff genauer, so zeigt sich, daß eigentlich eine Kausalitätsvorstellung dahinter steckt, indem für das mehrfache Auftreten von Geistesstörung in einer Verwandtschaft ein Grund in der Anlage des ganzen Stammes gesucht wird. Es erscheinen daher von diesem Gesichtspunkt aus alle Psychosen innerhalb einer Blutsverwandtschaft, bei denen eine solche innere kausale Beziehung nicht vorliegt, im Grunde nicht als hereditär belastend. Daher kommen für die Frage der hereditären Belastung zunächst nur solche Psychosen in

Betracht, die eine endogene Ursache haben, d. h. aus innerer Anlage ausbrechen. Bei allen Geistesstörungen, die aus äußeren Ursachen entstehen, besonders durch Einwirkung von Alkohol, Morphium, Kokain, Blei, sowie von im Körper selbst gebildeten Giften, z. B. bei Nieren- und Zuckerkrankheit, ferner bei den durch Syphilis entstehenden Gehirnkrankheiten bleibt die Frage, wieweit innere Momente der Anlage mitwirken, zunächst offen.

Wir werden hierauf noch eingehen, wollen jedoch vorher namhaft machen, welche Arten von Psychosen besonders als Ausdruck innerer Anlage aufgefaßt werden können. Es sind dies vor allem die Zustände von angeborenem Schwachsinn, soweit dieser nicht bei einer normalen Keimanlage später durch anderweitig bedingte Gehirnkrankheiten verursacht ist, die oft erst in den ersten Lebensjahren normal geborene Kinder befallen (z. B. Hirnhöhlenwassersucht u. a.). Neben den endogenen Formen des angeborenen Schwachsinnes kommt der später aus inneren Ursachen ausbrechende Schwachsinn in Betracht, der im Gegensatz zu der früheren Theorie einer sekundären Entstehung nach Affektpsychosen als primär in dem Sinne bezeichnet worden ist, daß die Symptome des Schwachsinnes unter der Hülle einer Reihe von anderen Symptomen (Erregungszustände, Depression usw.) schon von vornherein vorhanden sind. Dieselben sind auch, sprachlich mißverständlich, mit dem Namen Dementia praecox („frühreife Demenz") bezeichnet worden. Die in der Zeit der Geschlechtsreife ausbrechenden Krankheiten dieser Art werden mit dem Namen Hebephrenie (Jugendirresein) benannt. Auf dieser Grundlage hat Bleuler das Krankheitsbild der Schizophrenie mit dem Grundsymptom der Spaltung der Persönlichkeit entwickelt.

Es hat sich nun immer mehr herausgestellt, daß diese wesentlich aus inneren Ursachen nach anfänglicher normaler Entwicklung schwachsinnig Gewordenen das Gros der in den Irrenanstalten Verpflegten darstellen, und daß ihre Zahl mit der Zeit in jeder großen Anstalt fortschreitend steigt, weil viele Patienten mit vorübergehenden Psychosen zur Entlassung kommen, andererseits die mit organischen Hirnkrankheiten behafteten größtenteils im Laufe einiger Jahre sterben, während die an primärem Schwachsinn leidenden übrig bleiben und daher prozentuarisch im Bestand immer mehr überwiegen. Die endogen ausbrechenden Schwachsinnsformen sind also einer der wesentlichen Gründe für die zunehmende Überfüllung der Irrenanstalten.

Neben diesen inneren Ursachen der Keimanlage kommen hierbei allerdings noch andere in Betracht, nämlich:

1. Die fortschreitende Zunahme der städtischen Bevölkerung, die bei ihrem gedrängten Zusammenleben und lebhaftem Verkehr viel weniger die Möglichkeit gibt, Geisteskranke und Geistesschwache ohne Anstaltsbehandlung zwischen sich zu lassen.

2. Die Verbesserung der Verkehrswege, wodurch die Zuführung zu den Anstalten erleichtert wird. So kann es kommen, daß nach Eröffnung einer Eisenbahn aus einem Territorium, das vorher auffallend wenig Geisteskranke in Anstalten gehabt hat, in kurzer Zeit viel mehr zur Aufnahme kommen.

3. Die Verbesserung der Hygiene an den Anstalten, wodurch weniger Geisteskranke sterben als früher. Die Wirkung dieses Momentes ist in bezug auf die gutartigen Anfälle von Geistesstörung weniger deutlich, weil nach solchen die Betreffenden geheilt die Anstalt verlassen, der sie dann oft das Leben verdanken, während die unheilbaren Kranken in der Anstalt bleiben und die Zahl des Bestandes vermehren.

Neben diesen äußeren Momenten ist jedoch der wesentliche Grund für die fortschreitende Vermehrung der Anstaltsinsassen und Anstalten die Tatsache der aus inneren Ursachen ausbrechenden Schwachsinnsformen. Diese bilden die Degenerationserscheinungen im eigentlichen Sinne des Wortes, da sie als krankhafte Auswüchse am Stammbaume, als endogene Variationen pathologischer Art erscheinen. Diese Anhäufung von Schwachsinnigen ist durch die Verhältnisse des Krieges vorübergehend unterbrochen worden, so daß zur Zeit viele Anstalten große Lücken des Bestandes aufweisen.

Allerdings ist auch bei den scheinbar rein durch äußere (exogene) Ursachen bedingten Störungen, besonders bei den alkoholischen, ein endogenes Moment oft deutlich erkennbar. Eine große Menge von Alkoholisten ist mit psychopathischen und nervösen Störungen behaftet, die zwar durch den Alkohol gesteigert, aber im Grunde die eigentliche Ursache des Alkoholismus sind. Am ehesten ist dieses Verhältnis in bezug auf die periodischen Trinker erkannt worden, als deren Grundleiden eine mehr oder weniger deutliche epileptische Verstimmung von intermittierendem Verlauf erscheint. Aber auch in sonstigen Formen des Alkoholismus läßt sich die von vornherein vorhandene psychopathische Beschaffenheit oft deutlich erkennen. Meist sind es nervöse Grundleiden, die unter

dem Einfluß eines alkoholfreundlichen Milieus zum Mißbrauch alkoholischer Getränke führen. Ferner zeigt sich bei vielen Alkoholisten ein angeborener Zustand von Willensschwäche, der diese Leute auch nach langer und ohne Schwierigkeit in der Anstalt durchgeführten Abstinenz nach der Entlassung sofort wieder rückfällig macht. Gerade bei diesen Fällen, die eine Abart des angeborenen Schwachsinnes darstellen, ist die Aussicht auf Besserung eine sehr geringe, solange in der menschlichen Gesellschaft die Trinksitten zwingend auf dieselben wirken.

Jedenfalls ist ersichtlich, daß im Gebiet des Alkoholismus neben den äußeren Momenten der Volksgewohnheit, des Trinkzwanges usw. sehr wesentlich die inneren Momente der ererbten Anlage bedeutend mitwirken. Beide Ursachen steigern sich gegenseitig in der Richtung der Degeneration. Der Kampf gegen den Alkoholismus ist demnach zwar ein sehr wichtiges, aber durchaus nicht das einzige Mittel der Regeneration neben denjenigen, welche auf die Verbesserung der endogenen Variation gerichtet sind.

Vielleicht spielt das Moment der ererbten Anlage auch bei anderen Krankheiten, die scheinbar lediglich durch äußere Ursachen bedingt sind, eine größere Rolle, als man zunächst denken sollte, z. B. bei den paralytischen Hirnkrankheiten, deren ursächliche Beziehung zur syphilitischen Infektion nicht bezweifelt werden kann. Es erkranken nämlich nicht alle syphilitisch Gewordenen an Paralyse. Es ist also denkbar, daß zum Ausbruch dieser nach einer solchen Infektion noch eine besondere Anlage gehört, die im nervenpathologischen Sinne eine Abart hereditärer Belastung darstellt. Hierdurch würde sich die Tatsache erklären, daß in der Blutsverwandtschaft von Paralytischen sich öfter Fälle von sogenannter funktioneller Geistesstörung finden.

Alkoholismus und Syphilis sind in diesem Sinne Gifte, die besonders auf der Grundlage der hereditären Belastung des Nervensystems degenerative Störungen erzeugen und zugleich durch Vergiftung der Keime die endogene Variation nach der pathologischen Seite lenken. Ihre Bekämpfung erscheint als wichtige Aufgabe der sozialen Hygiene und Prophylaxe.

Abgesehen von den ausgeprägten Formen der Geistesstörung und den psychisch-nervösen Abnormitäten, die häufig dem chronischen Alkoholismus und anderen Suchten zugrunde liegen, kommen für die Frage der hereditären Degenerationserscheinungen noch die Fälle in Betracht, in denen moralische Abnormitäten in sehr

frühem Lebensalter auftreten und sehr bald zu kriminellen Handlungen und strafrechtlichen Verwicklungen führen. Dabei können wir die Frage der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit oder Geisteskrankheit im gesetzlichen Sinne hier ganz ausschalten[1]). Jedenfalls muß vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre das jugendliche Verbrechertum unter voller Anerkennung der äußeren Momente, welche diese Erscheinungen begünstigen, als Degenerationserscheinung aufgefaßt werden.

Schließlich kommt noch das Auftreten von Selbstmord für die Frage der psychischen Abnormität angeborener Art sehr in Betracht. Zwar taucht immer wieder die Lehre auf, daß der Selbstmord unter manchen Umständen der logisch richtige Abschluß einer Abwägung zwischen Lust und Unlust am Leben sei, wodurch eine Art theoretische Rechtfertigung gegeben wird. Untersucht man jedoch die Einzelfälle genauer, so stellt sich heraus, 1. daß der Selbstmord öfter Symptom einer beginnenden Geistesstörung ist, 2. daß sehr häufig mindestens eine nervöse Anlage von psychischer Erregtheit und Neigung zu Gemütsverstimmungen vorliegt, 3. daß die Neigung zum Selbstmord nicht prozentuarisch gleichmäßig bei der großen Menge einer Bevölkerung hervortritt, sondern in einzelnen Territorien häufiger ist, ja sogar in manchen Familien bei der auffallend großen Zahl der Fälle aus erblicher Anlage hervorzugehen scheint. Allerdings ist hierbei die beeinflussende Wirkung eines solchen Vorfalles auf den Gemütszustand der Umgebung nicht zu unterschätzen.

Wir wollen nun die Erscheinungen der erblichen Belastung an einer Reihe von Tatsachen erläutern und dabei versuchen, die einzelnen Erscheinungen vom Standpunkt der Vererbungslehre hervorzuheben. Ich stelle hierbei eine Anzahl von Erfahrungssätzen in den Vordergrund, die teils die Beziehung der erblichen Geistesstörung zu den Generationsreihen, teils die Art der vererbten Zustände betreffen, soweit diese für die Frage der degenerativen und regenerativen Erscheinungen von Bedeutung ist.

I. Eltern, die bis in hohes Alter geistig normal bleiben, können Kinder haben, bei denen angeborene oder später ausgebrochene Geistesstörungen, die bei Mangel äußerer Ursachen der Störung deut-

---

[1]) Vgl. Sommer, Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage; Kapitel: Kriminelle Anlagen, Der geborene Verbrecher (S. 306).

lich als endogen (durch die Beschaffenheit der Keimelemente bedingt) erscheinen, vorhanden sind.

II. In diesem Falle erscheinen die Eltern im psychiatrischen Sinne durch die Psychose der Kinder hereditär belastet.

III. Wenn von einem Elternpaar Vater oder Mutter geisteskrank ist oder war, so sind die Kinder scheinbar in direkter Linie hereditär belastet. Es zeigt sich jedoch, daß von mehreren Kindern solcher Eltern häufig nur eines oder gar keines geisteskrank wird. Die Geisteskrankheit der Eltern bedingt also nicht notwendig Geistesstörung der Kinder.

IV. Falls nach geistiger Erkrankung eines der Eltern ein Kind geisteskrank wird, so haben öfter die beiden Psychosen Ähnlichkeit in den Symptomen und der Verlaufsart miteinander. Besonders ist dies bei Störungen auf nervöser Grundlage (Epilepsie und psychogene Neurose) der Fall.

V. Manchmal bricht, während bei einem der Eltern nur ein Anfall von Geistesstörung vorhanden, bei einem Abkömmling unheilbare Geistesstörung aus, oder umgekehrt. Es gibt also in der Generationsreihe eine graduelle Verschiedenheit in bezug auf die Schwere der Störung im Sinne der Verschlechterung oder Verbesserung. Hierin ist im gewissen Sinne eine degenerative oder regenerative Entwicklungsrichtung zu erkennen, wenn auch als Resultat im zweiten Falle ebenfalls noch eine Geistesstörung entsteht.

VI. Untersucht man einfache Ahnenreihen auf das Vorhandensein von Geistesstörungen, so stellt sich heraus, daß öfter eine Generation ausgelassen wird, so daß also z. B. bei Großeltern und Enkeln Störungen auftreten, während die mittlere Generation übergangen wird. Es kann also jemand von Geistesstörung freibleiben, während er die Tendenz zur pathologischen Variation von seinen Eltern auf seine Kinder vererbt. Insofern hier ein Individuum Träger einer Belastung ist, die sich in seinem persönlichen Leben nicht äußert, kann er als potentiell belastet bezeichnet werden.

VII. Bricht ohne genügende äußere Ursache eine Geisteskrankheit bei einem Menschen aus, dessen direkte Ahnenreihe durch mehrere Generationen frei von Geisteskrankheit gewesen ist, so zeigt die Untersuchung der Blutsverwandtschaft oft, daß in Seitenlinien schon derartige Störungen vorhanden waren (kollaterale Belastung).

VIII. Verfolgt man in solchen Fällen die Ahnenreihe weit genug zurück, so ergibt sich manchmal, daß für die scheinbar unzusammen-

hängenden Fälle ein gemeinsamer Ahne vorhanden gewesen ist, von dem man die erbliche Belastung trotz Auslassung mehrerer Glieder ableiten kann.

Auf die rein psychiatrischen Fragen über die Art der Psychosen bei Blutsverwandten gehe ich hier nicht ein, da es sich für uns nur um den wesentlichen Punkt der Degeneration und Regeneration handelt. Dagegen muß das Verhältnis von individueller Anlage und Geisteskrankheit[1]) genauer behandelt werden.

Die Beziehungen von individueller Anlage und Geisteskrankheit sind seit langer Zeit immer wieder als Problem in das wissenschaftliche Bewußtsein getreten. Die inneren Gründe hierzu werden ersichtlich, wenn man die Geschichte der empirischen Psychologie betrachtet. Das Streben nach innerer Erfahrung, das schon im kartesianischen System eine wesentliche Bedeutung hatte und dann von Locke grundsätzlich durchgeführt wurde, führte zur Feststellung einer Anzahl von subjektiven Vorgängen, die zum Teil in die Psychopathologie, zum Teil in die Normalpsychologie hineingehören. Hauptsächlich hat die Hervorhebung des Gefühls als eines besonderen Seelenvermögens neben oder zwischen den schon früher behandelten Fähigkeiten des Verstandes und Willens dazu geführt, daß die Berührungspunkte zwischen Normalpsychologie und Psychopathologie immer zahlreicher werden. Besonders geschah dies, als in Deutschland in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu der bloßen theoretischen Hervorhebung des Gefühls eine wirkliche Betätigung des Gefühlslebens trat, so daß nun für die innere Beobachtung ein reiches subjektives Beobachtungsmaterial gegeben wurde. Die empirische Psychologie begann sich damals zu einer Individualpsychologie zu verdichten, welche die Beschaffenheit des einzelnen Menschen in bezug auf die besondere Zusammenordnung der einzelnen Seelenvermögen untersuchte und dabei naturgemäß sehr oft auf Momente traf, welche eigentlich in die Psychopathologie gehören. In der Entstehung unserer klassischen Literatur spielt diese enge Berührung des individualistischen mit dem pathologischen Moment, wie sie sehr deutlich in Werthers Leiden hervortritt, eine ganz wesentliche Rolle. Die Strömung, aus welcher jenes Kunstwerk aufgetaucht ist, führt in gleicher Richtung weiter zu der Beschreibung einer großen Menge von inneren Erfahrungen

---

[1]) Vgl. das Referat in dem Bericht über den II. Kongreß für experimentelle Psychologie 1906. Verlag von J. A. Barth, Leipzig.

über Affektzustände, sonderbare Stimmungen und Anlagen, Ahnungen, Träume, wie dies besonders in dem Magazin für Erfahrungsseelenlehre, herausgegeben von Moritz seit 1781, hervortritt. Dabei bewirkt das Zusammentreffen dieser empirisch-psychologischen Interessen mit der in Wolffs System folgerichtig durchgeführten Verbesserungsidee, daß die ersten Anfänge einer zunächst mehr theoretischen als praktischen Psychiatrie entstehen, indem der Gedanke auftaucht, diese pathologischen Zustände zu verbessern, d. h. zu heilen.

Dieser Übergang läßt sich im Laufe der Entwicklung des Magazins deutlich erkennen, da Moritz selbst darauf aufmerksam macht, daß sich viele Zuschriften auf die Seelenkrankheitslehre beziehen, während die Seelenheilkunde zu kurz kommt. Allerdings sind diese Anfänge der wissenschaftlichen Psychiatrie sehr mit psychologischer Theorie verflochten, da die Grundbegriffe mit der Leibnizschen Monadenlehre zusammenhängen. Ebenso wie diese in dem erklärenden Teile der empirischen Psychologie hervorragte, waren auch die psychopathologischen Vorstellungen von ihr bestimmt. Alles läuft auf den einen Grundsatz hinaus: Geistesstörungen sind Abarten in der Tätigkeit der Seelenmonaden. Dementsprechend sind die therapeutischen Vorschläge völlig von Theorien bestimmt[1]).

Man mag diese Anfänge der deutschen Psychiatrie für wertlos halten, darf aber nicht vergessen, daß die grundlegenden Reilschen Pläne unmittelbar darauf folgen und deutliche Fühlung damit haben. Jedenfalls ist klar, daß schon im 18. Jahrhundert Individualpsychologie und Psychiatrie eng zusammenhängen. Das gleiche gilt für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, wobei allerdings eine gewisse Erstarrung des Ideeninhaltes der ersten Schaffensperiode eintritt. Die Beziehungen zwischen den beiden Gebieten werden einseitig und dogmatisch aufgefaßt, es schiebt sich der Begriff der abnormen Willensrichtung in den Vordergrund, der zum Teil unter dem religiösen Gesichtspunkt der Sündhaftigkeit betrachtet wird. Aus dem reichen Gedankenleben des 18. Jahrhunderts bleibt nichts als eine dogmatische Formulierung, während das eigentlich Lebenskräftige der empirischen Psychologie, nämlich die methodische Sammlung wirklicher Tatsachen im Gebiet der psychischen Vorgänge in den

---

[1]) Vgl. Sommer, Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik. Verlag von J. A. Barth, Leipzig, S. 322.

Hintergrund tritt. Einen bedeutsamen Ausläufer der naturphilosophischen Richtung, welche die Fortsetzung der empirisch-psychologischen nach Bereicherung durch die neuen naturwissenschaftlichen Tatsachen darstellte, bildet in der Psychiatrie das Buch von v. Ritgen in Gießen „Über die Persönlichkeitskrankheiten", in dem sich die engste Verbindung von Individualpsychologie und Psychiatrie zeigt.

Die Gegenbewegung gegen die dogmatisch gewordene psychologische Richtung geschah nach mehreren Vorläufern, welche die gehirnphysiologischen Tatsachen in den Vordergrund gerückt hatten, besonders durch Griesinger, welcher den Satz in den Vordergrund rückte, daß Geistesstörung auf Gehirnkrankheit beruhe. An Stelle der in Hypothesen verfallenen psychologischen Richtung wurde damit scheinbar ein festes materielles Fundament geschaffen, auf dem sich eine anatomisch begreifbare Psychiatrie aufbauen sollte. Damit wurden die Beziehungen zur Individualpsychologie im wesentlichen aufgegeben, lassen sich aber trotzdem auch bei Griesinger in manchen seiner Anschauungen nachweisen, die als entwicklungsgeschichtliche Reste der alten Ideen erscheinen, wie z. B. die Lehre von den primären Affektpsychosen und sekundären Schwächezuständen, die bis in die neuere Zeit nachwirkt. Wenige Jahrzehnte haben genügt, um die übertriebenen Hoffnungen der anatomischen Schule, die sich, abgesehen von den wirklichen Ausfallerscheinungen und lokalen Störungen, in einer Fülle von unhaltbaren Lokalisationsvorstellungen entladen haben, zu zerstören. Die neuere Literatur über den Gegenstand besteht im wesentlichen in einer einseitigen Parteinahme für und wider, wobei das von dem einzelnen verwendete Material zwar an sich richtig, aber zur Beurteilung der Sachlage unzureichend ist.

Somit ist es Zeit, bei der Behandlung des Themas wieder an die empirische Psychologie, nunmehr aber mit den Hilfsmitteln der unterdessen entwickelten psychiatrischen Diagnostik und Methodenlehre anzuknüpfen und unbefangen zu untersuchen, ob und welche Beziehungen zwischen Individualpsychologie und Psychiatrie bestehen. Dabei genügt es nicht mehr, im allgemeinen Stellung zu nehmen, sondern die einzelnen Krankheitsformen müssen daraufhin untersucht werden, inwieweit sich in ihnen ein individuelles Moment bemerklich macht. Das Thema löst sich bei genauer Betrachtung in folgende Teile und Fragen auf:

I. Vergleichende Symptomatologie der psychologischen Vorgänge im normalen und pathologischen Gebiet.

II. Inwieweit lassen sich in den Symptomen einer bestimmten Psychose die früheren Züge des normalen Charakters erkennen?

III. Inwieweit sind individuelle Eigenschaften sogenannter Normaler im Grunde pathologisch?

Von diesen drei eng miteinander verbundenen Aufgaben ist die erste im wesentlichen erst auf dem Boden der beobachtenden und experimentellen Psychologie möglich geworden, indem bestimmte Funktionen bei Normalen und Geisteskranken vergleichend untersucht und gemessen werden. Obgleich diese Untersuchung eigentlich erst die wissenschaftliche Grundlage zu den folgenden schafft, gehört ihre Behandlung im Hinblick auf die Entwicklungsperiode an den Schluß. Wir gehen also von den unter 2 und 3 genannten klinisch-psychologischen Punkten aus und untersuchen zunächst eine Anzahl von Krankheitsformen auf ihre individual-psychologischen Beziehungen.

I. Progressive Paralyse. Man beobachtete zuerst im Beginn des 19. Jahrhunderts, daß eine Reihe von Geistesstörungen sich allmählich mit körperlichen Lähmungserscheinungen verbanden, und sprach von Psychosis complicata cum Paralysi. Dabei konnten psychologisch alle möglichen Krankheitsformen vorkommen. Später wurde hauptsächlich der exaltierte Größenwahn als Symptom dieser Krankheit hervorgehoben, während in neuerer Zeit wieder die große Vielgestaltigkeit der Paralyse ins Bewußtsein getreten ist. Von den verschiedenen Symptomenbildern, welche dabei auftreten können, hebe ich hier zum Zweck der Untersuchung vom individual-psychologischen Standpunkt nur hervor:

a) die expansive manieähnliche Form mit Euphorie und Größenideen;
b) die einfach demente Form mit stark hervortretender Gedächtnis- und Verstandesstörung;
c) die neurasthenisch-depressive Form.

Häufig bilden diese Formen nur Stadien im Ablauf einer Paralyse. Untersucht man dieselben unter Vergleichung mit dem vor dem Ausbruch der Paralyse bestehenden normalen Charakter, so zeigt sich, daß a) und b) gar keine Beziehung zu diesem aufweisen, während c) öfter als Steigerung eines schon vorher vorhandenen Affekttypus erscheint. Die unter a) und b) genannten Symptome zeigen sich oft bei Paralytikern, die in ihrem früheren Leben ganz ruhige, geordnete Menschen mit gutem Gedächtnis und Urteilskraft gewesen sind. Ja, man hat gerade die Charakterveränderung als

ein sehr wesentliches Zeichen der ausbrechenden Paralyse bezeichnet. Andererseits habe ich eine Reihe von Beobachtungen gemacht, in denen der neurasthenisch-depressiven Form der Paralyse schon lange derartige Züge vorausgegangen sind, die, wenn sich Syphilis in der Anamnese nachweisen ließ, schon längst vor dieser vorhanden waren. Es ist also hier ein individual-psychologisches oder genauer konstitutionell-neuropathisches Moment nachzuweisen, was bei der ausbrechenden Paralyse ganz in den Vordergrund tritt und die psychologische Form der Erkrankung bestimmt. Die Auffassung, als ob diese weit zurückgehenden Züge schon den Beginn der Paralyse im Sinne einer endogenen fortschreitenden Entartung darstellten, wie dies in ähnlicher Weise neuerdings manchmal angenommen wird, erscheint mir sehr zweifelhaft. Ich möchte den Tatbestand so ausdrücken, daß ein vorher schon bestehendes hypochondrisch-depressives Moment bei ausbrechender Paralyse ungehemmt nun in den Vordergrund tritt.

Wir sehen somit in bezug auf die verschiedenen Symptomenbilder bei der gleichen Krankheitsart ein ganz verschiedenes Verhältnis von individueller Anlage und Krankheitsform und erkennen daraus, wie wenig man diese Beziehungen auf eine bestimmte Formel bringen kann.

Im wesentlichen erscheint die progressive Paralyse als eine Summierung von Herdsymptomen, wobei es sich wesentlich darum handelt, in welchen Teilen sich der Prozeß mehr oder weniger intensiv abspielt. Die klinischen Formen der Paralyse müssen also im Grunde davon abhängen, welche Teile des Gehirns hauptsächlich oder zuerst ergriffen werden. Allerdings kann man die Frage aufwerfen, weshalb bei einem bestimmten Individium gerade diese oder jene Partien des Gehirns besonders leiden. Es führt dies auf den Begriff der individuellen Neurotektur, wenn diese Wortbildung erlaubt ist, um die besondere Eigenart der Gehirnkonstruktion und Disposition auszudrücken, vermöge deren der paralytische Prozeß gerade an bestimmten Stellen zuerst und vorwiegend angreift. Daß eine partielle Widerstandsunfähigkeit angenommen werden muß, um z. B. den besonderen Verlauf einer Bleivergiftung im einzelnen Falle, ja sogar die typische Form dieser, naturwissenschaftlich zu erklären, ist sehr wahrscheinlich. Ähnlich kann man als Ursache der hereditären Ataxie eine besonders große Erschöpfbarkeit gewisser Nervenbahnen annehmen. Man wird aber kaum geneigt sein, die individuelle Neurotektur des Gehirns mit dem individuellen

Charakter in psychologischer Beziehung ohne weiteres in Beziehung zu bringen, wenn es sich darum handelt, die verschiedenen psychologischen Symptomenkomplexe bei der Paralyse zu erklären. Wenn man jedoch die Beziehungen von psychischer Funktion und Neurotektur genauer betrachtet, so könnte man doch einen solchen Zusammenhang in höherem Grade vermuten, als er oben aus der bloßen Vergleichung des normalen Charakters mit den Krankheitsformen ersichtlich wurde.

Wenn man nämlich beobachtet, daß Personen mit besonderer, z. B. intellektueller Begabung im Beginn der Paralyse gerade in dieser Beziehung unfähig werden, so ist allerdings, wenn man lediglich das Verschwinden der Funktion hervorhebt, eine Beziehung des normalen Zustandes zu der psychologischen Form der Krankheit nicht gegeben, anders aber liegt die Sache, wenn man sich mit der Lebhaftigkeit der Funktionen, die in besonderen Fähigkeiten zum Ausdruck kommt, gerade eine erhöhte Verwundbarkeit der betreffenden Nervenpartien verbunden denkt, so daß das paralysebewirkende Agens, z. B. das für die meisten Fälle als Ursache angenommene syphilitische Gift, gerade diese Teile am ehesten und stärksten trifft. Manche Beobachtungen können derartig gedeutet werden.

Es ist jedoch besser, dieses Gebiet ohne hypothetische Grenzerweiterungen zu bearbeiten und weitere Beobachtungen zu sammeln. Vorläufig sind jedenfalls die Zusammenhänge von individueller Neurotektur, psychologischem Individualcharakter und Krankheitsform noch sehr wenig ermittelt.

Betrachten wir nach dieser Behandlung der Paralyse die Psychosen bei Tumor cerebri. Ganz abgesehen von den reinen Herdsymptomen, hebe ich für unsere Betrachtung folgende Symptomgruppen hervor:

1. die epileptischen Symptome;
2. Verwirrtheitszustände;
3. Depressionszustände.

Die ersteren hängen offenbar in erster Linie von dem Sitz der Geschwulst besonders im Mittelhirn ab, ebenso die unter 2. genannten, die oft Teilerscheinung der epileptischen Störung sind. Manchmal ist diese eine Folge der zur Hirngeschwulst hinzutretenden Hirnhöhlenwassersucht, die viel öfter, manchmal nur auf einer Seite, vorhanden ist, als im allgemeinen bekannt und hervorgehoben ist. Auch für die unter 3. genannten Erscheinungen kann ich aus meinen Er-

fahrungen eine Beziehung der Tumorsymptome zu dem früheren Gefühlscharakter nicht ableiten. Es überwiegt also in diesem Gebiet der Krankheitstypus völlig über den Einfluß des normalen Charakters, und auch der Begriff der individuellen Neurotektur ist hierbei kaum verwertbar. — Betrachten wir nun:

II. Die Intoxikationskrankheiten, wobei wir den Alkoholismus hervorheben. Hier tritt hervor, daß bei einer großen Zahl von Alkoholisten nach Ablauf der akuten Störungen eine bestimmte Grundkrankheit zutage kommt, als deren Symptom jener im Grunde erscheint, indem dabei z. B. epileptische und psychogene Störungen oder leichtere Grade von angeborenem Schwachsinn mit Defekten im Willensgebiet hervortreten. Dabei wirkt der Alkoholismus, abgesehen von seinen speziellen Symptomen, steigernd auf den schon vorher vorhandenen Charakter. Allerdings kann dieser im Sinne der unter c) angedeuteten Gruppe schon als leichter Grad von Krankheit aufgefaßt werden.

Interessant ist es, die verschiedenen Formen des Delirium tremens von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Das Symptom der Tiervisionen scheint zunächst ganz aus der Betrachtung herauszufallen. Es ist jedoch zu bemerken, daß verschiedene Menschen, auch wenn man ungefähr gleiche Grade der Intoxikation und gleiche sonstige, besonders Ernährungsverhältnisse annimmt, verschieden leicht in Delirium tremens verfallen, daß also ein persönliches Moment der Widerstandsfähigkeit gewiß eine Rolle spielt. Außerdem ist zu beachten, daß die Neigung zu illusionärer Verkennung von optischen Eindrücken etwas individuell verschiedenes ist. In dem Lehrbuch der psychopathologischen Methoden bin ich auf die Frage der experimental-psychologischen Untersuchung dieser Aufgaben näher eingegangen.

Daß das bei dem Delirium tremens häufige Beschäftigungsdelir inhaltlich eine Beziehung zu den früheren Lebensgewohnheiten hat, liegt schon im Namen. Es fehlt aber bisher an Beobachtungen, daß die Fälle, in denen es auftritt, irgend eine psychologische Besonderheit schon vorher gezeigt hätten. Man könnte diese in einer Neigung zu automatischen Handlungen finden, als welche die Beschäftigungsdelirien bei gleichzeitiger Trübung des Bewußtseins und illusionärer Verkennung der Umgebung erscheinen. Bemerkenswert ist das Moment der Amnesie bei Delirium tremens. Ist dieses in ausgeprägtem Maße vorhanden, so ist in der Regel eine epileptoide oder ausgeprägt epileptische Grundlage des Alkoholismus vor-

handen. Es verrät sich also in der besonderen Färbung des Deliriums ein Zug, der schon vorher in der ganzen Persönlichkeit in anderen Erscheinungen ausgedrückt ist.

Bermerkenswert ist unter den atypischen Formen des Delirium tremens der akute Verfolgungswahn. Zeigt sich dieser bei Vagabunden im Untersuchungsgefängnis mit anderen Symptomen von Delirium tremens, so könnte man bei diesen Menschen, in deren Denken die Furcht vor Verhaftung öfter eine sehr wesentliche Rolle spielt, an eine dem Beschäftigungsdelir verwandte Erscheinung denken, indem nämlich häufig bestimmte Ketten von Gedanken und Handlungen im Delirium sich automatisch wiederholen. Jedoch läßt sich hieraus eine allgemeine Erklärung des Symptoms keinesfalls ableiten, weil die Erscheinung auch bei Deliranten auftritt, welche durchaus nicht mit den Vagabunden auf der Landstraße gelebt haben und tatsächlich von Verfolgungen aller Art freigewesen sind. Ob diese ängstlich-paranoischen Formen der akuten alkoholischen Störung mit bestimmten Zügen des vorher bestehenden normalen oder vielleicht psychopathischen Charakters Beziehung haben, ist ein Gegenstand weiterer Prüfung. Sicher ist, daß die meisten chronischen Alkoholisten bei genauerer klinischer und psychophysischer Untersuchung den pathologischen Grundcharakter epileptoider, psychogener, neurasthenischer Art oder eine Abart des angeborenen Schwachsinnes erkennen lassen, wobei allerdings zuzugeben ist, daß dieser durch den Alkohol gesteigert, in bestimmter Weise modifiziert und durch die speziellen Alkoholsymptome zum Teil überdeckt worden ist. — Ähnliche Betrachtungen lassen sich auch über andere Intoxikationen, z. B. den Morphinismus, anstellen.

III. Idiotieformen. Bei den durch organische Hirnkrankheiten hervorgerufenen Zuständen von Idiotie (durch Hydrocephalie, Porencephalie und andere Formen von zerebraler Kinderlähmung, Sklerosen usw.) verwischt der Krankheitstypus die normale Anlage, abgesehen von Talentresten, völlig. Ähnlich steht es mit den toxischen Formen, besonders dem Kretinismus, der sich durch Myxödem, Stillstand des Knochenwachstums und Hemmung der geistigen Entwicklung auszeichnet. Man kann höchstens sagen, daß die Krankheit öfter ererbte Talente zum Teil unberührt läßt, nicht aber, daß Abarten der normalen Beanlagung das Krankhafte an sich ausmachen.

Ganz anders ist die Sache bei dem angeborenen Schwachsinn auf hereditärer Grundlage, bei dem im Grunde Abarten der Keiment-

wicklung oder, anders ausgedrückt, Ausläufer vom Stammbaum vorliegen. Hier treten sehr oft Züge, die in der Familie auch sonst in normalen Grenzen vorkommen, in krankhaft verzerrter Weise hervor. Der normale Familientypus stellt sich dabei in sozusagen karikierter Form dar. Hier ist zwar nicht innerhalb des Lebens des einzelnen eine Beziehung zwischen individueller Anlage und krankhafter Entartung gegeben, wohl aber beim Vergleich einer Reihe von Individuen des gleichen Stammbaumes.

Wir treffen hier auf das sehr wichtige Problem, die psychischen Krankheitsformen vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre zu untersuchen[1]).

Vorläufig stellen wir nur fest, daß innerhalb der Idiotiegruppe die verschiedenen Formen sich von unserem Gesichtspunkt ganz verschieden verhalten, so daß eine verallgemeinernde Betrachtungsweise ausgeschlossen ist.

IV. Neurosen. Der allgemeine Begriff der funktionellen Nervenkrankheit hat sich in eine Reihe von Typen aufgelöst, von denen ich hier a) den psychogenen, b) epileptischen, c) neurasthenischen und d) depressiven hervorhebe. Bei allen handelt es sich sehr oft um ein konstitutionelles Moment, und die Krankheit erscheint als gesteigerte Form eines das ganze Leben beherrschenden Grundtypus. Von dessen noch deutlich krankhaften Graden zieht sich eine Reihe von Übergangserscheinungen bis zu den scheinbar ganz normalen Charakteren, die aber doch bei genauer Vergleichung einen bestimmten Typus vom Charakter einer der genannten pathologischen Formen aufweisen.

Die psychogene Art zeichnet sich durch starke Beeinflußbarkeit, leichte Ausschaltbarkeit, starke Affekte mit partieller Anästhesie, völliges Aufgehen in den durch äußere Umstände bedingten Momenten aus. Dabei ist das Gedächtnis meist einseitig nach der Richtung des Interesses entwickelt, zeigt oft Ausschaltungserscheinungen und Fehlerinnerungen. Der Intellekt kann dabei hoch entwickelt sein, ist jedoch in seiner Leistung oft durch affektive Voreingenommenheit gehemmt.

Der epileptische Typus zeigt Impulsivität, periodische Schwankungen der Stimmung und Leistungsfähigkeit, leichte Erregbarkeit besonders zum Zorn, Züge von Stereotypie in den Gewohnheiten

[1]) Vgl. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten, Heft 1. Sommer, Psychiatrische Untersuchung eines Falles von Mord und Selbstmord mit Studien über Familiengeschichte und Erblichkeit.

und Gesten sowie im sprachlichen Ausdruck, zeitweilige Unsicherheit des Gedächtnisses. Die neurasthenische Anlage äußert sich in reiner Form durch abnorme Ermüdbarkeit, aus der oft deprimierte Stimmung mit Neigung zum Grübeln hervorgeht. Verwandt damit ist die depressive Anlage, die aber auch bei guter Leistungsfähigkeit als selbständiges Moment vorhanden sein kann und sich alsdann in Verlegenheit, Schüchternheit, übertriebener Gewissenhaftigkeit und ängstlicher Pedanterie äußert. Hier ist sowohl im persönlichen Leben des einzelnen, als auch im Zusammenhange der Generationsreihen, die Beziehung des normalen Charakters zu pathologischen Anfällen und Steigerungen meist vorübergehender Art, bei denen äußere Bedingungen als Veranlassung wirken, sehr oft leicht erkennbar.

Die Zahl dieser Gruppen läßt sich bei vergleichender Beobachtung leicht vermehren. Es schließen sich daran die konstitutionellen Sonderbarkeiten, welche das ganze Leben bestimmter Menschen beherrschen. So gibt es euphorische, indifferente, mißtrauische Charaktere, die wie abgeblaßte Schemen von bestimmten Formen psychischer Krankheit (Manie, Schwachsinn, Paranoia) erscheinen. Für einige dieser Typen kann man bei Betrachtung der Generationsreihen manchmal ausgeprägte Formen von Störung entsprechender Art entdecken, z. B. Paranoia bei einem familiär aufgetretenen Zuge des Mißtrauens. — Eine besondere Behandlung verdienen von unserem Standpunkt

V. die Formen des primären Schwachsinnes. Es handelt sich um endogen ausbrechende psychische Schwächezustände, um eine Art Verschiebung des ganzen geistigen Niveaus nach schon mehr oder weniger vollständig vollzogener geistiger Entwicklung; also nicht um angeborene Störungen im strengen Sinne, sondern um einen späteren Ausbruch einer Geistesstörung aus endogener Ursache. Man ist zu diesem Begriff auf Grund der Erfahrung gekommen, daß sich für diese Störungen äußere Ursachen in der Regel nicht finden lassen. Der Ausdruck Dementia praecox, der auf Morels Hervorhebung der précocité de l'intelligence (der Frühreife des Verstandes) als Zeichen einer bestimmten Art von angeborenem Schwachsinn zurückgeht, ist mißverständlich und zu eng, um die große Zahl der einzelnen Formen dieser Gruppe hervorzuheben. Die Anschauung, daß es sich dabei um toxische Einflüsse von der Genitalsphäre aus handelt, ist nichts als eine dem Zeitgeschmack entsprechende Hypothese, die folgerichtig zu der Forderung pro-

phylaktischer und therapeutischer Kastration geführt hat. Es ist gerade zur Kritik solcher Theorien, welche in bezug auf den zerebralen Mechanismus ein exogenes, wenn auch aus dem Körper stammendes Gift annehmen, von Wichtigkeit, zu prüfen, wie weit die besondere Form des primären Schwachsinnes im einzelnen Falle und im allgemeinen Beziehung zu dem vor Ausbruch der Krankheit bestehenden Charakter hat. Am einfachsten liegen die Fälle, in denen vor Ausbruch der Störung eine völlige Normalität nicht vorhanden war, so daß jene als Steigerung einer schon vorher beobachteten Imbezillität erscheint. Alsdann decken sich die Symptomgruppen abgesehen von der graduellen Verschiedenheit oft durchaus. Hierher gehören auch viele Fälle des eigentlichen Jugendirreseins (Hebephrenie), das in der Pubertätszeit ausbricht. Das kindische, läppische, spielerische Wesen, welches diese Formen charakterisiert, ist oft in geringerem Grade schon vorher vorhanden gewesen und erscheint bei Ausbruch der Krankheit als ein residuäres Element, als bleibender Infantilismus psychischer Art.

Viel schwieriger liegt die Frage, wenn tatsächlich vor dem Ausbruch des primären Schwachsinnes die geistige Entwicklung gut von statten gegangen ist und dann endogener Schwachsinn ausbricht. Die ersten Erscheinungen sind oft sehr stürmisch und haben eine große Ähnlichkeit mit anfallsartigen Störungen, mit denen sie leicht verwechselt werden können. (Manie- und Melancholie-ähnliche Affektzustände, Epilepsie-ähnliche Erregungen.) Hierbei ist es nach meinen Beobachtungen zur Zeit in sehr vielen Fällen nicht möglich, die Symptome der Psychose mit früheren Charakterzügen in Verbindung zu bringen. Andererseits zeigt die Untersuchung einen Formenreichtum, der über die schematischen Einteilungen völlig hinausgeht und durchaus den Eindruck von gruppenweise zusammengehörigen Individualitäten macht.

Nimmt man zu den genannten Abarten noch die paranoiaähnlichen und die katatonischen Demenzformen und beachtet die vielen Zwischenformen und wechselnden Stadien, bei denen schwachsinnige, paranoische, katatonische, manische und depressive Züge sich in kaleidoskopischen Bildern zu besonderen Formen zusammenfinden, so erscheint die ganze psychiatrische Formenlehre in diesem ausgedehnten Gebiet nur als eine vorläufige Hervorhebung der symptomatischen Haupttypen, um die Auffassung des Ganzen zu erleichtern und fachliche Ausdrücke zu schaffen, während die Zahl der sogenannten Übergangsfälle in der Natur überwiegt. Schon dieser

Mangel an festgeschlossenen Formen oder wenigstens typischen Grundsymptomen, wie wir sie in anderen Teilen der Psychiatrie, Paralyse, Kretinismus, Alkoholismus, wenigstens teilweise finden, weist auf die Bedeutung der individuellen Anlage in diesem Gebiet hin, wenn es auch zur Zeit noch nicht möglich ist, die Symptome der Krankheit im einzelnen Falle mit den vorher bestandenen angeborenen Momenten in Beziehung zu bringen.

Der Fortschritt in dieser Richtung hängt davon ab, daß nicht nur der Krankheitszustand und die Anamnese des einzelnen Falles, sondern auch der psychische Zustand der Angehörigen nach Möglichkeit erforscht wird, um aus der Vergleichung einen Einblick in die Bedeutung der besonderen Form des primären Schwachsinnes innerhalb der Gruppierung von Anlagen in der Familie (d. h. Blutsverwandtschaft) zu bekommen. Ich habe eine ganze Anzahl von klinischen Beobachtungen gemacht, in welchen die besondere Art einer degenerativen Psychose durch die psychische Beschaffenheit der Angehörigen ihre Erklärung vom Standpunkt der Vererbungs- und Variationslehre erhält. — Ein Teilgebiet, in welchem die Beziehungen des Krankheitstypus zu dem früheren individuellen Charakter öfter deutlich zutage treten, bildet die Katatonie. Hier gehen in manchen Fällen Züge von Eigensinn, Widerspenstigkeit, automatischer Wiederholung der gleichen Handlungen weit zurück und erscheinen als die individuellen Momente, welche dem ausbrechenden Schwachsinn seine besondere Färbung geben, so daß daraus bei Häufung ähnlicher Fälle eine Krankheitsgruppe wird.

Allerdings ist festzuhalten, daß in vielen anderen Fällen bei ausgeprägter Katatonie ein solcher Zusammenhang nicht oder zur Zeit noch nicht ersichtlich ist, wobei natürlich die Schwierigkeit genauer Vorgeschichte sehr in Betracht kommt. Es können somit anscheinend bei derartigen Gruppen auch Symptome auftreten, welche vorher im normalen Charakter nicht vorgebildet waren. Wenn es richtig ist, daß dieselben endogener Natur sind, so muß man annehmen, daß latente Anlagen durch die Krankheit hervorgeholt werden. Hierfür spricht, daß man in der Blutsverwandtschaft von Katatonikern öfter Fälle vorfinden kann, die ebenfalls manchmal erst im Alter katatonische Störungen geboten haben.

Ähnlich liegt es bei den paranoiaähnlichen Formen des primären Schwachsinnes (Dementia paranoides), bei denen eine Periode von wenig zusammenhängender Wahnbildung den Schwachsinn einleitet.

Auch hier ergibt die Anamnese öfter, daß schon früher sonderbare, verschrobene Ideen vorgelegen haben, so daß klinische Übergänge nach der originären Paranoia vorhanden sind. In anderen Fällen kann man etwas derartiges ebensowenig nachweisen wie bei der zuletzt genannten Gruppe von Katatonischen. Allerdings lassen sich auch hier manchmal in der Blutsverwandtschaft Züge erkennen, die zu dem Typus der Demenz im einzelnen Falle gut passen. Das gleiche gilt für die reine Paranoia, die durch außerordentlich viele Übergangsfälle mit der Dementia paranoides verbunden ist.

Es zeigt sich also bei den endogenen Schwachsinnsformen in bezug auf das Verhältnis von individuellem Charakter und Krankheitsform scheinbar eine völlige Regellosigkeit; während immerhin in einer Reihe von Fällen schon jetzt, wo das ganze Gebiet erst anfängt von diesem Gesichtspunkt methodisch betrachtet zu werden, die vorher vorhandenen Charakterzüge sowie familiäre Eigentümlichkeiten deutliche Beziehungen zu dem ausgeprägten Bilde der Psychose aufweisen. Andererseits können im Laufe der endogenen Störung Momente hervortreten, die vorher nicht vorhanden waren und doch, wenn sie wirklich endogen sind, in Form einer latenten Anlage schon vorhanden gewesen sein müssen.

Es ergibt sich daraus die Aufgabe, nicht nur die manifesten, sondern auch die latenten Eigenschaften des einzelnen Individuums durch geeignete psychophysische Untersuchungen herauszustellen. Wir sind bei der Entwicklung der neueren Methodik mehrfach schon zu Resultaten in dieser Richtung gelangt. Als Beispiel hierfür gebe ich hier nur folgendes: Mittels des Alkoholexperimentes kann man unter Anwendung motorischer Methoden bei Prüfung der Haltung und der Reflexe genau dieselben Kurvenformen erhalten, die auch ohne Alkohol bei Epileptikern zustande kommen. Man kann also hier ein epileptisches Moment experimentell in greifbarer Form herausstellen. Ebenso lassen sich bei Untersuchung von Haltungen durch Ermüdung Zittererscheinungen erhalten, wie sie sonst bei Neurosen vorkommen, und zwar bei verschiedenen Individuen in sehr verschieden hohem Grade.

Zugleich kommt man bei diesen Untersuchungen auf das Problem, den Einzelcharakter im Zusammenhange seiner Familienanlage zu betrachten. Jeder Mensch ist Träger von Vererbungstendenzen, die in seinem individuellen Leben zum Teil nicht zum Ausdruck kommen, aber sich bei den Nachkommen entfalten können. Völlige Klarheit läßt sich nur gewinnen durch eine metho-

dische Psychophysiologie und Psychopathologie, die außer den deutlichen Eigenschaften die verborgenen und nur unter besonderen Bedingungen ersichtlichen Anlagen zu objektivieren sucht.

Vor allem ist eine vergleichende Symptomatologie der normalen und pathologischen Zustände nötig, indem man mit den gleichen Methoden bestimmte Funktionen an einer großen Zahl von verschiedenen Personen, normalen, ausgeprägt psycho-pathologischen und Übergangsfällen, die unter den Begriff der Nervösen und Psychisch-Nervösen fallen, prüft. Diese Untersuchungsart habe ich seit vielen Jahren systematisch durchzuführen gesucht, so daß nunmehr eine Reihe von vergleichenden Tabellen, z. B. über bestimmte Reaktionen bei den verschiedenen Kategorien von Schwachsinnigen und Normalen, vorliegen, ebenso wie es allmählich möglich geworden ist, Haltungen und Bewegungen vergleichend zu erforschen. Dabei ist besonderer Wert auf die vergleichende Untersuchung von Mitgliedern der gleichen Familie (Blutsverwandtschaft) zu legen, eine Aufgabe, die erst ganz im Beginne der Behandlung steht.

Nur wenn klinische Beobachtung und experimentelle Untersuchung zusammen arbeiten, kann es nach den schon jetzt vorliegenden Anfängen gelingen, die Zusammenhänge zwischen individueller Beschaffenheit und Psychopathologie in größerem Umfange klarzustellen. Eine medizinische Psychologie, die sich konsequent auf dem Boden der experimentellen Psychologie aufbaut und allmählich Maße gewinnt für bestimmte Funktionen bei Normalen und Pathologischen, ferner am selben Individuum zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Bedingungen, kann durch lange Arbeit das Problem lösen, in welchem Verhältnis die Individualpsychologie zur Psychiatrie, die normale Anlage zur pathologischen im einzelnen Falle steht.

---

15. Kapitel.

Kriminalität und Vererbung.

Während die Vererbung im psychiatrischen Gebiet unter dem Begriff der hereditären Belastung anerkannt wird und auch die Erblichkeit von normalen Fähigkeiten und Talenten für eine Reihe von ausgeprägten Beispielen zugestanden wird, sträubt sich das Gefühl des Kulturmenschen noch lebhaft dagegen, auch für die Kriminalität das Moment der Erblichkeit als wirksam zu betrachten. Es erscheint

auch sehr leicht, das Gegenteil dieser Annahme zu beweisen, indem man auf folgende Tatsachen hinweist:

1. Die Eltern und Geschwister von Personen, die mit dem Strafgesetz in Konflikt kommen, sind sehr häufig durchaus ehrenhafte Leute.

2. Zum Verbrechen wirken oft übermächtige äußere Umstände mit, die auch andere unter gleichen Umständen zu einer straffälligen Handlung hätten bringen können;

3. Das in der Statistik der Straftaten zu bemerkende Anschwellen und Abschwellen gewisser Delikte (z. B. der mit Vagabundage meist einhergehenden) hängt öfter nachweislich mit bestimmten wirtschaftlichen Krisen oder sozialen Veränderungen zusammen. Zu diesen Beobachtungen kommt ein sehr wesentlicher aus der Theorie des Strafrechts hergeleiteter Grund, um die Erblichkeit der Kriminalität von vornherein abzulehnen, nämlich die Annahme der freien Willensbestimmung als Voraussetzung der Strafbarkeit. Im Sinne letzterer Lehre kann und darf es keine Erblichkeit in diesem Gebiete geben, weil durch diese deterministische Auffassung die Grundlage des ganzen Begriffsgebäudes ins Wanken kommen würde. Aus dem gleichen Grunde hat sich die alte Schule des Strafrechts gegen die Anerkennung des geborenen Verbrechers nach Möglichkeit gesträubt. Der Streit gegen die Vertreter der letzteren Auffassung wurde dadurch sehr erleichtert, daß diese mit einer Menge von Nebenhypothesen über den morphologischen Ausdruck und anatomische Kriterien des angeborenen Verbrechertums in Gestalt von Degenerationszeichen verknüpft war. Unter Ausschaltung dieser Streitpunkte kommt man jedoch bei unbefangener psychologischer Beobachtung, trotz Anerkennung der oben unter 1 bis 3 genannten Momente, zweifellos zu der Auffassung, daß 1. einzelne Menschen zu bestimmten Arten von kriminellen Handlungen mehr disponiert sind als andere, d. h. also bei entsprechenden äußeren Umständen leichter kriminell werden als jene, und zwar in einer ihrer besonderen Organisation entsprechenden Weise, 2. daß auf dem Boden angeborener moralischer Defekte ausgeprägte Neigungen zu verbrecherischen Handlungen bei einer Gruppe von Menschen vorhanden sind, die man in diesem Sinne geborene Verbrecher nennen kann, 3. daß diese Gruppe von angeborenerweise moralisch abnormen Menschen eine dem psychiatrischen Gebiete des angeborenen Schwachsinnes benachbarte Stellung einnimmt und sich von letzterem wesentlich nur dadurch unterscheidet, daß bei dem angeborenen Verbrechertum im engeren Sinne der Verstand und andere geistige Fähigkeiten

so weit erhalten sind, um im Dienste einer egoistischen Grundanlage gegen das Wohl der menschlichen Gesellschaft verwendet zu werden, während die psychopathischen Zustände im allgemeinen das Kriterium der Selbstschädlichkeit zeigen. — Die Anerkennung dieser einfachen Tatsachen wird dadurch noch verzögert, daß auch abgesehen von der Theorie der freien Willensbestimmung, diese Auffassung eine Strafe auszuschließen scheint. Wenn man diese jedoch nicht vom Gesichtspunkt der Sühne und Rache, sondern von dem der Individual- und Sozialpädagogik auffaßt, läßt sich auf dem Boden des Determinismus die Grenze der Strafbarkeit ohne zu große Schwierigkeiten im einzelnen Falle bestimmen. Dabei ist zu bemerken, daß aus der Anerkennung angeborener Antriebe zu kriminellen Handlungen keineswegs ihre prinzipielle Unbeeinflußbarkeit durch ein geeignetes Strafmittel in jedem Falle folgt. Diese schwierigen Punkte habe ich in dem Buch über Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie ausführlich behandelt. In den vielfachen Besprechungen, welche dasselbe erfahren hat, war mir eine besonders interessant, da sie auf die von mir schon dort ausgesprochene Annahme der Heredität im Gebiet der Kriminalität genauer einging. Während der sehr sorgfältige und erfahrene Referent im übrigen die Auffassung des Buches anerkannte, erhob er gegen die Behauptung der Heredität entschiedenen Einspruch, was ich als offene Meinungsäußerung durchaus anerkenne. Ich habe auch gerade auf diese kritische und ernst zu nehmende Einrede hin meine Gründe nochmals genau geprüft, bin jedoch zu der Überzeugung gekommen, daß meine kurze Darstellung im Grunde richtig war. Allerdings erfordert diese Auffassung offenbar eine genauere Darstellung, als ich sie in jenem Zusammenhang gegeben habe. Um keine Mißverständnisse zu erregen, will ich zunächst die Ausnahmefälle namhaft machen, in denen ein hereditäres Moment der Kriminalität überhaupt oder fast nicht in Betracht kommt.

Zunächst nenne ich die oben unter 2 und 3 erwähnte Übermacht äußerer Umstände, die unter gleichen Bedingungen auch andere in der Regel zu den entsprechenden Handlungen bringen würde, ferner den Selbsterhaltungstrieb, der z. B. im Falle der Notwehr auch in den bestehenden Gesetzen als Strafausschließungsgrund anerkannt wird. Besonders die Wahrsprüche von Geschworenen beruhen anscheinend öfter auf dem psychologischen Grunde, daß die Volksrichter fühlen, sie würden unter gleichen Umständen zu derselben Handlung gekommen sein, die zur Beurteilung steht.

Aber auch bei den Berufsrichtern scheint dieser Gedanke öfter die Entscheidung wesentlich zu bestimmen, was durchaus zu billigen ist. Alle diese Arten von Handlungen, zu denen die verschiedensten Fälle der Gerichtspraxis gehören, fallen aus der Behandlung des Hereditätsproblems heraus. Es ist jedoch schon in den genannten Gruppen, bei denen eine bestimmte Art von Kriminalität dem Gange von sozialen Verhältnissen und Erschütterungen in ihrer Häufigkeit folgt, bei genauerem Zusehen ersichtlich, daß bei den Personen, die zu der betreffenden Handlung kommen, ein inneres Moment als wesentlich mitwirkend angenommen werden muß. Während z. B. ein Mensch auch bei starker, durch äußere Verhältnisse bedingter Notlage, z. B. nach einer wirtschaftlichen Krise, sich trotz der Verarmung ehrlich hält und sich unter den größten Schwierigkeiten durcharbeitet, verfällt ein anderer bei einer finanziellen Schwierigkeit gleicher Art dem Diebstahl und der Unterschlagung. Trotz des Zusammenhanges von Eigentumsdelikten mit wirtschaftlicher Not im allgemeinen ist bei dem einzelnen Menschen eine gesetzmäßige Beziehung zwischen diesen Momenten nicht vorhanden. Die äußeren Momente bedeuten nur den Reiz, dem die einzelnen je nach ihrer psychophysischen Organisation mehr oder minder leicht unterliegen. Der Zuwachs von Kriminalität bei wirtschaftlichen Krisen berührt also nicht prozentuarisch alle Gruppen der betreffenden Bevölkerung, sondern innerhalb dieser verfallen diejenigen der Kriminalität, die aus inneren Ursachen mehr dazu disponiert sind. Allerdings kann der Mangel an Widerstandsfähigkeit wieder indirekte Wirkung von besonderen äußeren Umständen sein, z. B. wenn Krankheiten, die durch schlechte Wohnungsverhältnisse bedingt sind, dieselbe herabgesetzt haben. Der kriminalpsychologische Vorgang ist also keineswegs so einfach, wie er im Hinblick auf den Parallelismus von bestimmten Delikten mit wirtschaftlichen Krisen aussieht. Jedenfalls trifft man auch hier, wie im ganzen Gebiet der analytischen Individualpsychologie, neben den äußeren Momenten auf die inneren der Disposition, und erst aus dem Zusammentreffen dieser beiden Momente entsteht die Handlung. Daraus geht hervor, daß die angeborene Anlage, die aus entwicklungsgeschichtlicher Quelle stammt, eine sehr wesentliche Bedeutung in dem bezeichneten Gebiete hat. Geht man dem inneren Moment der Kriminalität genauer nach, so stellt sich heraus, daß es in seiner besonderen Art im einzelnen Falle oft deutlich eine Beziehung aufweist:

1. zu dem Familiencharakter im allgemeinen,

2. zu den pathologischen Zügen in diesem, und der Natur eventuell vorgekommener Geistesstörungen, soweit letztere nicht lediglich durch äußere Momente ausgelöst sind (wie z. B. Gehirnerweichung durch syphilitische Infektion).

Zu 1. Es zeigt sich öfter, daß ein Zug, der sich deutlich bei mehreren Blutsverwandten als Teil des Familiencharakters nachweisen läßt, z. B. Egoismus, Habsucht, Eitelkeit, Ehrgeiz, Willenlosigkeit, Beeinflußbarkeit, Zerstreutheit, Mitleidslosigkeit, Härte u. a. bei der strafbaren Handlung eines Familienmitgliedes den eigentlichen psychologischen Kern bildet, ohne den die Handlung nicht zu verstehen ist. Es handelt sich um das Aktivwerden einer mehrfach in der Familie zu beobachtenden Anlage unter besonders begünstigenden äußeren Umständen, oder in manchen Fällen um eine außergewöhnliche Stärke des einen Zuges bei einem individuellen Ausläufer des Stammbaumes. Dabei braucht der Familiencharakter durchaus nicht im allgemeinen ein ausgeprägt krimineller im Sinne des angeborenen Verbrechertumes zu sein. Es handelt sich um Variationen der Familienanlage von dem Grundtypus aus mit einseitiger Ausbildung eines bestimmten Zuges.

Man muß sich hierbei auch klar werden, daß das Kriminellwerden einer geistigen Eigenschaft im rechtlichen Sinne erst durch die bestimmte Fassung des Strafgesetzbuches der einzelnen Länder geschieht, daß also unter gleichen inneren und äußeren Bedingungen die Kriminalität etwas relatives ist. — Das beweist aber nichts gegen die obige Auffassung, da es sich hier lediglich um die psychologische Analyse der Tat und um die Frage des hereditären Momentes bei derselben handelt. Dieses ist in vielen Fällen unverkennbar, mag die resultierende Handlung verboten sein oder nicht.

Zu 2. Um die behauptete Beziehung zwischen der besonderen Art von kriminellen Zügen in einer Familie zu den pathologischen Momenten in derselben richtig zu verstehen, muß man entsprechend dem eingeschlagenen Verfahren alle durch äußere Momente entstandenen Erkrankungen prinzipiell ausschließen. Wenn z. B. jemand durch einen Sturz vom Pferde eine schwere Gehirnerschütterung bekommt, im Anschluß daran stark reizbar und widerstandslos wird, dann strafbare Handlungen z. B. sexueller Art begeht, bis er schließlich die Erscheinungen einer schweren Hirnerkrankung bietet, so wird es naturgemäß niemandem einfallen, in seinen Handlungen eine Beziehung zum Familiencharakter zu suchen. Das gleiche gilt für den Fall, daß jemand (durch einen Zufall) Syphilis bekommt,

später allmählich intellektuell und moralisch degeneriert und in diesem Zustande kriminelle Handlungen begeht, die sich schließlich als Symptome von Hirnparalyse herausstellen. Auch hier handelt es sich um Wirkung exogener Momente, die mit der Frage des Familiencharakters nichts zu tun haben. Sehr wichtig ist es auch, daß viele Fälle von scheinbarem angeborenem Schwachsinn bei genauer Untersuchung völlig auszuschalten sind, da es sich um Gehirnkrankheiten handelt, die ein von Geburt normales Kind befallen haben, wie z. B. Hirnhöhlenwassersucht. Ähnliche Beispiele lassen sich leicht noch weiter bilden. Andererseits ist unverkennbar, daß sehr häufig strafbare Handlungen eines Familienmitgliedes eine innere Beziehung zu dem Grundzug einer darin vorhandenen psychopathischen Belastung haben, die bei dem Betreffenden zwar nicht in Form einer ausgeprägten Geisteskrankheit hervortritt, aber doch deutlich die Grundlage der besonderen Form von Kriminalität bzw. einer einzelnen kriminellen Handlung bildet.

Ich gehe hier über die allgemeine Idee der hereditären Belastung als eines mitwirkenden Momentes der Kriminalität hinaus und gehe auf den Nachweis bestimmter Typen und Grundzüge aus, die einerseits in der Art der psychopathischen Belastung, andererseits in einzelnen kriminellen Handlungen innerhalb einer Blutsverwandtschaft zum Vorschein kommen. Es bedarf allerdings einer sehr sorgfältigen Prüfung von einzelnen Fällen, um allmählich Regeln über diese merkwürdigen Zusammenhänge von Familiencharakter, Psychopathologie und Kriminalität aufzustellen. Immerhin kann ich aus den mir zugänglichen Beobachtungen mindestens folgende Typen deutlich herausstellen:

1. Das Moment der starken psychischen Beeinflußbarkeit bildet in manchen Familien einen hervorstehenden Charakterzug. Dieses zeigt nun einerseits eine pathologische Abart in der nach diesem Symptom benannten psychogenen Neurose, bei welcher es sich um abnorm starke Wirkung von Vorstellungen auf das Nervensystem handelt. Andererseits ist bei Angehörigen von solchen Familien in manchen Handlungen, die das Strafrechtsgebiet berühren, der Grundzug der großen Beeinflußbarkeit durch äußere Momente deutlich zu erkennen. Dabei braucht es sich nicht um stärkere Verstöße gegen das Gesetzbuch zu handeln, sondern z. B. auch um das Verhalten in der Schule und in der Familie. Solche beeinflußbare Kinder neigen z. B. unter dem Einfluß bestimmter Lektüre sehr zu romantischen und exzentrischen Dingen, wodurch

sie gelegentlich in starke Konflikte mit der Disziplin der Schule usw. geraten. Wenn man gröbere Vorfälle solcher Art in Schulen, wie sie gelegentlich vorkommen, mit Bezug auf die Herkunft und Beanlagung der beteiligten Kinder betrachtet, so stellt sich heraus, daß das Moment der Beeinflußbarkeit mit vorübergehender Ausschaltung der Vorstellungen, die ihre Angehörigen, die Schule usw. betreffen, dabei eine große Bedeutung hat. Ist das Moment der starken Beeinflußbarkeit im übrigen mit guten geistigen und Gemütseigenschaften verknüpft, so können aus dieser Kombination Leistungen hervorgehen, die den Durchschnitt des Menschlichen weit übersteigen und von großer sozialer Bedeutung werden. Es liegt hier das Gegenstück der Kriminalität vor, nämlich die außergewöhnlich starke Tätigkeit im sozialen Interesse auf dieser Grundlage.

2. In manchen Familien steckt ein Zug von starker motorischer Erreglichkeit, dem im pathologischen Gebiet oft ein epileptisches Grundmoment entspricht, während im kriminalpsychologischen Gebiet ihm der Jähzorn entspricht, der den Hauptgrund für die große Zahl von Körperverletzungen in der Kriminalstatistik darstellt. Bei der Fassung unserer Strafgesetze können nicht alle Epileptischen eo ipso straffrei gelassen werden; es ist aber unverkennbar, daß bei einer großen Zahl derselben die starke motorische Erreglichkeit den Kern ihrer Straftaten bildet, wenn auch Verwirrtheit nicht dabei vorhanden war. Im Grundtypus stimmen die zur Zeit bestraften und die wegen Geistesstörung straffrei gelassenen Handlungen von Epileptischen im wesentlichen überein, während man sich meist begnügt, von Affekthandlungen der Epileptischen zu reden, ohne sie deshalb zu entschuldigen.

Dieses Moment der erhöhten motorischen Erreglichkeit spielt nun zweifellos auch bei vielen genialen Leistungen eine große Rolle, wenn es sich mit geistigen Interessen und reflektierender Besonnenheit verbindet.

3. In manchen Familien ist ein ängstlich nachgiebiger Zug vorhanden, der in einer Reihe von Eigentümlichkeiten bei verschiedenen Mitgliedern zur Erscheinung kommt. Dabei wird derselbe je nach der Stellung der einzelnen zur Umgebung und der Bedeutung für berufliche und sonstige Leistungen verschieden bewertet und bezeichnet. Man redet dann je nach diesen besonderen Beziehungen, dem Grade der Anlage und den Nebeneigenschaften, von Nachgiebigkeit, Höflichkeit, Unterwürfigkeit, Folgsamkeit, Ängstlichkeit, Peinlichkeit, Ent-

schlußlosigkeit, Charakterschwäche usw., während es sich um Spielarten einer familiären Grundlage handelt.

Diese variiert nach der pathologischen Seite in Form einer konstitutionell depressiven Beschaffenheit mit Neigung zu Gemütsverstimmungen und hypochondrischen Ideen. Eine große Zahl der als Neurasthenie bezeichneten Fälle gehören hierher. Auch kann die ängstliche Gemütsanlage periodisch aus äußeren oder inneren Ursachen stärker in Form von melancholischen Anfällen hervortreten. Dabei ergibt jedoch die genauere Untersuchung, daß auch in den Zwischenzeiten stets der ängstliche Zug als Ausdruck einer bleibenden Anlage vorhanden ist.

4. Ein weiterer Typus des Familiencharakters ist der, mit dem vorstehenden verwandte, der pedantischen Genauigkeit. Dieser enthält einerseits häufig ein dem genannten verwandtes Stimmungselement, außerdem aber einen intellektuellen Zug kleinlicher Genauigkeit. In der besten Bedeutung gehört hierher die außerordentliche Sorgfalt in allen Dingen, die zu vielen wissenschaftlichen Untersuchungen unbedingt nötig ist, manchmal mit einer Wendung zu der Buchstabengenauigkeit, die den Sinn der Sache vergißt. In der Ehe kann sich dieser Zug dadurch äußern, daß sich z. B. der Mann um jede Kleinigkeit kümmert, und dadurch den Haushalt mehr stört als fördert, bei der Frau z. B. in der sogenannten Putzwut, die in manchen Fällen graduell in das Gebiet der Zwangstriebe überleitet. In diesen liegt die pathologische Variation der eben erwähnten Eigenschaft vor. Es handelt sich um eine fortwährende ängstliche Grübelei über eine Sache mit entsprechenden Handlungen, die vielen der damit Behafteten gar nicht als Zwang zum Bewußtsein kommen. Dieser Zug kann nun auch Varianten zeigen, die zwar an sich nicht aktiv kriminell sind, aber doch zu einer starken Störung mancher Kreise der menschlichen Gesellschaft führen können, besonders wenn der damit Behaftete eine verantwortliche Stellung einnimmt. Für die Leitung eines großen Betriebes und andere verantwortlichen Stellungen sind solche Personen trotz im übrigen guter intellektueller Fähigkeiten in der Regel unbrauchbar, da sie durch ihre Pedanterie nur hemmen und Verwirrung stiften, indem sie ihren Untergebenen alle Lust an der Arbeit vergällen. Sie sind zwar nicht gemeingefährlich wie die eigentlichen Kriminellen, immerhin aber unter bestimmten Umständen gemeinschädlich.

5. Ein anderer oft familiär auftretender Zug ist ein mißtrauisches, hinterhaltiges Wesen. Dieses tritt in gemilderter Form als Vorsicht

und berechnende Klugheit auf, die im Leben sehr schätzenswerte Eigenschaften sind und den Träger vor vielen Gefährnissen bewahren können. Bei anderen Mitgliedern der Familie variiert der Zug nach der Richtung des Mißtrauens, besonders wenn eine depressive Gemütsanlage zugleich vorhanden ist. Dieses Moment hat sein pathologisches Gegenstück in den Grundsymptomen des Verfolgungswahnes, dem öfter eine Zeit mißtrauischer Eigenbeziehung vorausgeht. — Vermutlich wird sich die Zahl dieser Typen bei weiterer Untersuchung leicht vermehren lassen. Dabei muß man im Auge behalten, daß durchaus nicht alle Mitglieder einer Familie einen gleichbleibenden Grundzug aufweisen, da eben von den Kindern in einer Familie einige mehr nach der väterlichen, andere mehr nach der mütterlichen Seite schlagen und somit entweder mehr das Grundelement dieser oder jener aufweisen können. Jedenfalls kann man den gleichen Grundzug oft in einer Reihe von Mitgliedern einer Blutsverwandtschaft deutlich erkennen, wenn er dabei auch in bezug auf Stärke und Nebenzüge sehr wechselt.

---

16. Kapitel.

Abstammungs- und Vererbungsideen in der Literatur.

Neben den Darstellungen der Genealogie und Heraldik, Familienforschung und Vererbungslehre in Aufsätzen und Büchern ist das Auftreten von Abstammungs- und Vererbungsideen in der allgemeinen Literatur zu beachten. Diese bildet einen Spiegel der in der Zeit vorhandenen Kenntnisse, Anschauungen und Vermutungen über die Vererbung in den menschlichen Familien. In diesem Zusammenhang ist die Tatsache von größtem Interesse, daß schon in der Bibel Abstammungs- und Vererbungsideen sehr stark hervortreten: sie bilden einen Beweis dafür, daß bei dem alten jüdischen Volke die Wichtigkeit der Familienzusammenhänge erkannt und in religiösen Zusammenhängen betont worden ist. Ich muß ausdrücklich bemerken, daß ich diese Dinge hier nicht vom konfessionellen Standpunkt behandele, sondern lediglich die wissenschaftliche Frage im Auge habe, wie weit sich familiengeschichtliche Ideen und Einsichten in der Literatur zurückverfolgen lassen.

Als Beispiel greife ich aus dem I. Buch Mose das 10. Kapitel, Geschlecht und Nachkommen der Söhne Noahs, heraus: „Dies ist das Geschlecht der Kinder Noahs: Sem, Ham, Japheth. Und sie zeugten Kinder nach der Sündfluth." Es folgt nun die lange Aufzählung der Abstammungsreihen, die in dieser Form schwer verständlich sind und scheinbar nur eine mythologische Anhäufung von Namen enthalten. Schreibt und bezeichnet man jedoch diese nach der Art der früher behandelten Deszendenztafel, so treten daraus eine Anzahl von Vorstellungen aus der ältesten Geschichte gruppenweise hervor. Z. B. ist unter den Nachkommen von Ham: Chus und Nimrod genannt. „Und der Anfang seines Reiches war Babel, Erech, Akad und Chalne, im Lande Sinear. Von dem Lande ist danach gekommen Assur und baute Ninive und Rehoboth, Ir und Calah, dazu Ressen zwischen Ninive und Calah. Dies ist eine große Stadt." Hier werden also in die Aufzählung der Namen frühgeschichtliche Vorgänge verwebt. Bemerkenswert ist dabei, daß Assur, der hier nebenbei erwähnt ist, später unter den Nachkommen von Sem genannt wird. Ferner ist als Nachkomme Hams genannt: Canaan mit den Söhnen Sidon, Heth, Jebusi, Emori, Girgosi usw. bis Hamathi. Hier treten Beziehungen zu Orten und Stämmen im Norden von Palästina hervor. Ebenso liegen der Aufzählung der Nachkommen von Sem offenbar stammesgeschichtliche Vorstellungen zugrunde. Die Deszendenztafel von Sem ist die ausführlichste, sie umfaßt 6 Generationen, ihre Fortsetzung zu und von Abram findet sich im 11. Kapitel. Dann folgt in der Länge die von Ham mit 4 Generationen, die kürzeste und mit Bezug auf die Deutung der einzelnen Namen die unklarste ist die von Japheth mit 3 Generationen. Diese Tafel hat eine auffallende Ähnlichkeit mit den Stammbäumen einzelner Personen, in denen die Stammfolge der eigenen Familie ausführlich, die der Blutsverwandten aus zurückliegenden Generationen mangelhaft wiedergegeben ist.

Diese ausführlichen genealogischen Darstellungen in der Bibel haben trotz der mythischen Beschaffenheit vieler einzelner der genannten Personen und Stämme doch für die Psychologie des Judentums eine große Bedeutung. Sie sind einerseits der Ausdruck, andererseits mit eine fördernde Ursache für das ausgeprägte Familien-, Stamm- und Rassenbewußtsein, das sich bei dem jüdischen Volk durch Jahrtausende gehalten hat und das ein Hauptgrund für die Erhaltung und das Gedeihen der Art, trotz vielfacher Durchsetzung mit psychopathischen Degenerationserscheinungen, ist. Man muß auch die Einteilung der jüdischen Stämme in der Bibel und deren Wohnorte (im Buch Josua, 13. Kap. u. f.) durchaus geschichtlich in dem Sinne auffassen, daß es sich dabei um durch Inzucht und Blutsverwandtschaft gefestigte Familiengruppen gehandelt hat, deren besonderer Charakter im Sinne der Vererbungslehre eine starke Durchschlagskraft hat.

Auch inhaltlich enthält die Bibel vom Standpunkt der Vererbungslehre viel Bemerkenswertes, z. B. hat der Ausspruch im

V. Buch Mose, 5. Kapitel, daß die Missetat der Väter heimgesucht wird an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, wenn man das moralisch-theologische Moment völlig abstreift, deutliche Beziehungen zu den erblichen Degenerationserscheinungen, die wir in den menschlichen Familien, z. B. nach der Infektion mit Syphilis, vielfach auftreten sehen. Es ist sicher anzunehmen, daß dem genannten moralpädagogischen Satz bestimmte Beobachtungen über Vererbung in den Familien zugrunde liegen.

Auch im übrigen sind in der Bibel vielfache genealogische Darstellungen enthalten und sind naturgemäß auch mit in das Christentum übergegangen. Ich möchte als Beispiel ein Wandgemälde aus dem Limburger Dom, den Stammbaum der Maria, hervorheben. Dieser bezieht sich auf die Abstammung der Maria aus der Wurzel Jesse und ihre Verwandtschaft mit dem König David.

Es ist unmöglich, hier die familiengeschichtlichen Vorstellungen in der gesamten Literatur darzulegen. Ich möchte nur aus der neueren Literatur einige Beispiele herausgreifen. In der I. Auflage dieses Buches habe ich einen Stammbaum wiedergegeben, der sich auf die Hauptpersonen von Zolas Romanserie über die Rougon-Macquarts bezieht.

Nach dem Stammbaum gruppieren sich die Personen von Zolas Romanserie in folgender Weise:

Die Stammutter Adelaide Fouqué, genannt Tante Dide, geb. 1768, verheiratet sich 1786 mit dem Gärtner Rougon, der als lourd et placide bezeichnet wird. Als Sohn dieser Eltern wird D I 1 (R) Pierre Rougon 1787 geboren. Adelaide verliert 1788 ihren Gatten, nimmt 1789 einen Liebhaber Macquart (déséquilibré et ivrogne, contrebandier). Als uneheliche Kinder dieser Eltern sind geboren ein Sohn Antoine Macquart (M D I 1) und eine Tochter Ursule Macquart (M D I 2). Adelaide wird geisteskrank und kommt 1851 in das l'Asile d'Aliénés de Tulette, wo sie im Jahre 1873 im Alter von 105 Jahren an einem Schlaganfall stirbt (Névrose originelle).

In der Romanserie von Zola wird die Nachkommenschaft dieser ehelichen und unehelichen Kinder der Adelaide dargestellt, wobei Verflechtungen der beiden Stämme vorkommen. Francois Mouret (M D II 1a), der Sohn von Ursule Macquart und ihrem Gatten Mouret (im Stammbaum Nr. 16, M D II 2a), geb. 1817, heiratet 1840 seine Kusine Marthe Rougon, welche in moralischer und physischer Beziehung ihrer Großmutter Adelaide Fouqué gleicht. Sie wird als hysterisch bezeichnet, wobei es sich um eine Heredität, die eine Generation, nämlich die des Vaters Pierre Rougon, übersprungen hat, handelt, bzw. von diesem übertragen ist. Die beiden Ehegatten Marthe und Francois, beide Enkelkinder von Adelaide Fouqué, die Frau aus dem Stamme Rougon, der Mann aus dem Stamme Maquart, ähneln sich einander. Bei Francois ist die hereditäre Belastung von seiten der Adelaide F. durch

den Stammvater Macquart gesteigert. Francois wird 1864 geisteskrank und stirbt bei einem von ihm selbst angesteckten Brand.

Zola hat seine Romanserie als „Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire" bezeichnet und hat darin die Degenerationserscheinungen seiner Zeit vom familiengeschichtlichen und psychologischen Standpunkt ausgezeichnet dargestellt. (Genaueres vgl. I. Auflage, S. 207—210 nebst Verzeichnis der einzelnen Romane, S. 232.)

Es war mir zeitlich unmöglich, alle Angaben des erwähnten Stammbaumes mit der Darstellung in Zolas Romanserie zu vergleichen. Die mir bekannten Teile aus derselben scheinen dazu im wesentlichen zu stimmen. Der Plan, das Schicksal einer Familie in dieser Weise zu verfolgen und literarisch darzustellen, ist jedenfalls ein außerordentlich großzügiger. Es ist ersichtlich, daß Zolas Werk, sowohl was das Thema der Degeneration, als was die realistische Art der Darstellung betrifft, von der weitgehendsten literarischen Wirkung gewesen ist, und daß sich dieser Einfluß auch auf Schriftsteller erstreckt, die eine Abhängigkeit von Zola vermutlich weit von sich weisen würden. Sicher hat die außerordentlich starke Beschäftigung mit dem Degenerationsproblem in der allgemeinen Literatur ihrerseits wieder dazu beigetragen, daß die Wissenschaft dieses Thema bis in die Einzelheiten verfolgte und ausbaute.

Ein hervorragendes Gegenstück zu Zolas Behandlung moderner Degeneration bilden in der deutschen Literatur die „Ahnen" von Gustav Freytag, in denen die Lebensschicksale einer Familie in verschiedenen Jahrhunderten dargestellt sind. Im Gegensatz zu der Degenerationsidee bleibt hier der Grundcharakter im wesentlichen unverändert, und es wird gezeigt, wie sich die Familienanlage in den veränderten Stadien der Kulturgeschichte wesentlich in der gleichen Weise äußert, wenn auch die Lebensereignisse entsprechend den äußeren Umständen des Zeitalters außerordentlich verschieden sind. Man kann daher die Ahnen als den Familienroman der Tüchtigen bezeichnen in dem Sinne, daß sich eine kraftvolle Familienanlage im Wechsel der Zeiten unberührt erhalten kann. Es ist ersichtlich, daß hier im Gegensatz zur Degenerationsidee die Überzeugung von der Vererbung guter Eigenschaften zugrunde liegt, die sich in vielen Fällen als naturwissenschaftliche Tatsache zeigt.

So folgt der Familienroman in seiner besonderen Wendung dem Gange der wissenschaftlichen Entwicklung, und es ist vorauszusagen,

daß er nach der einseitigen Betonung der Degeneration im Anschluß an die in der Entstehung begriffene Lehre von der Regeneration immer mehr auch letzteres Thema in Behandlung nehmen wird. Zur Zeit sind wir allerdings im wesentlichen noch in dem Stadium, in dem die psychiatrischen Tatsachen der Degeneration im künstlerischen Bewußtsein der Schriftsteller verarbeitet werden.

Aus der deutschen Literatur hebe ich als weiteres Beispiel den interessanten Roman „Die Buddenbrooks“ von Thomas Mann hervor, der sich durch psychologisch feine Charakteristik sowie naturwissenschaftlich richtige Beschreibungen auszeichnet und das Degenerationsproblem im Sinne der Vererbung mit großer Klarheit darstellt. Mann läßt hier in zwei Generationen eine Blutmischung eintreten, wodurch die seit langer Zeit gezüchteten lebenskräftigen Eigenschaften der Buddenbrooks in einer Weise geändert werden, die zum Niedergang der Familie führte. Dabei stellt Mann in überzeugender Weise den äußeren finanziellen und sozialen Zusammenbruch als Folge von bestimmten angeborenen Eigenschaften, zum Teil krankhafter Art, dar.

Der Stammbaum, den ich mir bei dem Durchlesen des Romans aufgezeichnet habe, ergibt folgendes Bild:

Stammvater Buddenbrook in Parchim, Ende des 16. Jahrhunderts.
Die Generationsreihe der in dem Roman behandelten Personen ist folgende:

A VI. Buddenbrook, Ratsherr in Graben.

A V. B., Gewandschneider in Rostok.

A IV. 1. Joh. B., Kaufmann in Rostok. 5. Duchamps, französischer Schweizer.

A III. 1. B., Getreidehändler. 3. Duchamps, Kaufmann.

A II. 1. Joh. B. 2. Antoinette Duchamps. 3. Leberecht Kroeger.
(Tochter von A III 3.)

A I. 1. Joh. B., Konsul. 2. Elisabeth Kroeger.
(Tochter von A II 3.)

Thomas. Christian. Toni. Clara.

Zu A I 2: Bruder Justus, K. Frau geb. Oberdieck.

Jakob. Jürgen.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Schilderungen des Verfassers, in denen die Vererbungslehre deutlich hervortritt, wiederzugeben.

Außer den Buddenbrooks hebe ich noch „Die Sebalds“ von Jordan hervor, in denen sich ebenfalls eine Reihe von ausgezeichneten Beobachtungen über Vererbung zeigt.

In der neueren Literatur tritt die Erzählung von Alfred Bock „Der Kuppelhof“ durch klare Erfassung und Darstellung von Vererbungstatsachen hervor. Hier werden zwei eigenartige Paare, einerseits der Bauer Dotzheimer und seine Tochter Marianne, andererseits der Halbvagabund Pokorny, genannt Kalmuk, und sein Sohn Fried einander gegenübergestellt. Letzterer ist ein fleißiger Schneider geworden, trägt aber das geistige Erbteil seines Vaters in der verfeinerten Form einer ausschweifenden Phantasie in sich. Die Liebesgeschichte zwischen Marianne und Fried bekommt dadurch ein Interesse für unsere Betrachtung, daß bei diesen, troz ihrer Zuneigung zueinander, in den entscheidenden Augenblicken die angeborene Eigenart hemmend eingreift, so daß sie nicht dazu kommen, sich unter Bruch jedes äußeren Zwanges lediglich auf sich selbst gegenseitig zu verlassen.

Überhaupt ist die Darstellung bestimmter charakteristischer Anlagen unter dem Einfluß und in Wechselwirkung mit der in der Zeitgeschichte vorhandenen Umgebung ein Hauptthema aller modernen sozialpsychologischen Schilderungen.

In reichster Form sind fast alle Vorstellungsgruppen aus dem Gebiet der Familienforschung, Vererbungs- und Rassenlehre in den Nibelungen von Jordan zusammengefaßt, dessen Darstellung einen Gipfelpunkt in der allgemeinen literarischen Verwendung von familiengeschichtlichen Ideen ist. Ich möchte als Beispiel folgende Stelle hervorheben:

(Jordans Nibelungen, I. Teil, Siegfriedssage, S. 61.)
Die besondere Satzung der Söhne Dankrats
bestimmt auch die Stärke, das Maß der Gestaltung
der künftigen Mütter königlicher Männer.
Ein zierlich geputztes zaghaftes Püppchen
mit sanftem Gesicht und schwächlichen Sehnen
ist mir verboten als Bettgenossin.
Denn Zuwachs durch Zuchtwahl für alle Zeiten
lautet die Losung, nach der wir leben. —

Dankrat ist ein Wälsung. Die tragische Verknüpfung entsteht dadurch, daß sein Sohn Gibich sich mit Gutta aus dem Nibelungengeschlecht verbindet.

Die Deszendenzreihen sind folgende: I. Wälsungengeschlecht. Stammvater Wotan, die Symbolisierung des Lichtes D I Wälse. D II Siegmund I und Signi in Geschwisterehe. D III Sinfioetli, D IV Hamund, D V Dankrat, auf den sich die obigen Worte beziehen. D VI Siegmund II, aus der Ehe mit Joerdis, der Enkelin von Wittekind. D VII Siegfried.

II. Nibelungengeschlecht: Stammvater Volant, die Symbolisierung der Finsternis, D I Nibel, D II Nibelung und Guntwurm.

D III Goetlind, Verwandtenehe mit Guntwurm, ihrem Vatersbruder. D IV Gutta, Hagen, Dankwart und Magela.

Gibich aus dem Wälsungengeschlecht ehelicht Gutta aus dem Nibelungengeschlecht. Deren Tochter ist Kriemhild, die also durch die Mutter von den Nibelungen stammt. Daneben läuft eine zweite Deszendenzreihe aus dem Wälsungengeschlecht. DII Sigmund I. + Borghild, DIII Helgi, aus der Ehe mit Sigrun, DIV Brunhild, die mit Gunther, dem Bruder der Kriemhild, vermählt ist. Gunther stammt ebenso wie Kriemhild durch die Mutter Gutta von den Nibelungen, Brunhild durch den Vater von den Wälsungen. Siegfried und Brunhild haben kein Nibelungenblut in sich. So stehen die Paare Siegfried und Kriemhild, Brunhild und Gunther mit eigenartigen Naturanlagen, in denen die Wurzeln der Tragödie liegen, nebeneinander.

Auch andere Hauptpersonen des Nibelungenliedes werden von Jordan in einen genealogischen Zusammenhang gebracht. Hamunds Tochter Meergart hat aus der Ehe mit Wülfing den Sohn Hildebrand, der mit Frau Ute den Sohn Hadubrand zeugte. Hildebrand und Hadubrand stammen also von den Wälsungen. So werden die Charaktere und Ereignisse des Nibelungenliedes im Sinne der Vererbungslehre dargestellt. Jedenfalls bilden Jordans Nibelungen einen der stärksten Ausdrücke der Abstammungslehre in der allgemeinen Literatur.

---

17. Kapitel.

Familienbewußtsein und Chroniken.

Dem Generationszusammenhang, der tatsächlich gegeben ist, entspricht als subjektives Element das Familienbewußtsein, ohne daß ein gesetzmäßiges Verhältnis zwischen beiden vorhanden wäre. Das Familienbewußtsein betrifft meist nur einen sehr kleinen Teil der wirklichen Blutsverwandtschaft und schränkt sich in der

Regel auf die Beziehungen von Großeltern, Eltern und Kindern, sowie von Geschwistern und Geschwisterkindern ein. Und zwar gilt dies mit geringen graduellen Schwankungen von dem weit überwiegenden Teil des Volkes. Je ungebildeter und dabei freizügiger eine Volksgruppe ist, wie dies besonders für einen Teil der industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiterbevölkerung zutrifft, desto geringer ist auch das Familienbewußtsein, und desto schwieriger wird bei dem jetzigen Mangel an Methoden der Ermittlung das Studium der Abstammungs- und Vererbungsverhältnisse. Am geringsten ist dasselbe naturgemäß bei unehelich Geborenen, bei denen das Familienbewußtsein sich oft nur auf die Kenntnis der Mutter einschränkt und dabei mit dem Gefühl der Abneigung verknüpft ist.

Aber auch die in der Regel vorhandenen Beziehungen von drei Generationen erscheinen im Verhältnis zu den wirklichen Tatsachen der Blutsverwandtschaft und Vererbung als ein außerordentlich kleiner Ausschnitt der Wirklichkeit.

Je seßhafter eine Familie in einem bestimmten Orte ist, wie dies z. B. für die Besitzer von Stammgütern in ritterlichen und bäuerlichen Kreisen, sowie die alten Patrizierfamilien der Hansastädte, ferner mittelstaatliche Beamtenfamilien gilt, desto leichter entsteht ein Familienbewußtsein. Dieses wird befördert durch schriftliche oder gedruckte Bewahrung der Familienüberlieferungen in Form von Chroniken, durch Zusammenkünfte der Mitglieder einer Blutsverwandtschaft, sowie bestimmte Zeichen einer Familie (Wappen), ferner durch gemeinsamen Besitz in Form von Stiftungen u. a.

Am meisten ausgebildet sind diese Einrichtungen bei dem früher als adlig bezeichneten Teile der Bevölkerung. Es ist unverkennbar, daß diese Stärkung des Familienbewußtseins, wie es zur Zeit unter Bewahrung und Nachbildung feudaler Formen vielfach gepflegt wird, in der Regel ein die soziale Stellung und Geltung einer Familie beförderndes Moment darstellt, demgegenüber der oft ohne Familienzusammenhang tätige Individualist vielfach sich unterlegen zeigt.

Andererseits ist zu beachten, daß das im Sinne des Familienegoismus entartete Familienbewußtsein sehr oft sozial außerordentlich schädlich gewirkt hat, indem Begünstigung der Blutsverwandtschaft, auch bei minderwertigen und mehr oder weniger degenerierten Mitgliedern derselben, zu einer Hemmung des aufstrebenden natürlichen Adels geführt hat. Bis in die Gegenwart reichen die Ausläufer des privilegierten Nepotismus,

und zwar sind seine Spuren für den tiefer Blickenden in den verschiedensten Lebens- und Berufskreisen zu finden. Dementsprechend haben manche der an sich nützlichen Familieneinrichtungen eine lediglich exklusive und die persönliche Eitelkeit fördernde Wendung genommen.

Diese Form des Familienbewußtseins muß vom naturwissenschaftlichen Standpunkt als eine Verkehrung des eigentlichen Sinnes und der wesentlichen Aufgabe bezeichnet werden, da letztere nur auf die Verbesserung der Rasse durch Beförderung der geistigen und körperlichen Gesundheit und der sozial nützlichen Tätigkeit innerhalb der einzelnen Familien gerichtet sein kann. Ein Hauptzweck der vorliegenden Schrift besteht darin, das Familienbewußtsein im Hinblick auf soziale Förderung der natürlichen Aristokratie zu stärken und die feudalen Formen des Familienzusammenhanges in naturwissenschaftlich richtiger Weise weiterzuentwickeln.

Diese Aufgabe erscheint um so mehr als dringende Notwendigkeit, als mit der Entwicklung des freizügigen Erwerbs und der Verkehrsverhältnisse die Bewahrung der Familienzusammenhänge immer schwieriger wird, so daß gewissermaßen eine fortschreitende Zersplitterung des Stammbaumes, im Sinne des bewußten Familienzusammenhanges, eintritt. Die neue Zeit, die sich nicht mehr im Sinne eines bodenständigen Feudalismus zurückbilden läßt, verlangt einerseits neue Mittel, um trotz der räumlichen Trennung der Personen die Familienbeziehungen im Bewußtsein zu bewahren und klarzustellen, andererseits auch inhaltlich ein der naturwissenschaftlichen Erkenntnis gemäß weiter entwickeltes Programm.

Dieses muß aus dem Studium der Vererbung und der Einsicht in die Bedingungen der Degeneration und Regeneration abgeleitet werden. Allerdings ist es zu diesem Zwecke nötig, das Familienbewußtsein in immer weiteren Kreisen zu stärken und zu beleben, und die Einrichtungen dieser Art, die auf der feudalen Grundlage auch in bürgerlichen Kreisen vielfach Eingang gefunden haben, sachgemäß weiterzuentwickeln.

Dementsprechend sind Bestrebungen, wie sie durch die Vereinigungen für Familienforschung gepflegt werden, sehr zu begrüßen. Falls diese mit naturwissenschaftlicher Methode an die Vererbungserscheinungen in den einzelnen Familien herangehen und das Ziel der Regeneration und natürlichen Aristokratie fest im Auge behalten, werden sie eine wichtige Aufgabe in der Kulturbewegung

unserer Zeit erfüllen. Ein Mittel hierzu ist die Förderung des Familienbewußtseins, wenn es sich mit der Betonung des natürlichen Adels verbindet.

Ahnenkult und Totemismus.

Wir können das Familienbewußtsein, das in Westeuropa im Laufe der Geschichte wesentlich feudale Formen angenommen hat, im Rahmen dieses Buches auch vom psychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt betrachten. Dabei treten zwei Formen hervor, die beide eine religiöse Färbung haben, nämlich Ahnenkult und Totemismus. Letzterer bedeutet eine ursprüngliche Art des Abstammungsglaubens und muß vom Standpunkt der Religionen der Kulturvölker als Aberglauben angesehen werden, gehört aber vom psychologischen Standpunkt durchaus mit dem Ahnenkultus — wenn auch nur als niedrige Entwicklungsform — zusammen. Der Ahnenkultus ist besonders bei asiatischen Völkern ausgebildet und hat im häuslichen Leben bei diesen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Eine Parallelerscheinung ist die bei den indogermanischen Völkern öfter auftretende Verehrung eines heldenhaften Stammvaters oder eines Nationalheros. Aber diese Vorstellung geht zu sehr in die allgemeine Heldensage über, ohne ein eigentliches Familienbewußtsein zu erzeugen. Dagegen ist z. B. bei den Chinesen der Ahnenkultus im streng familiären Sinne religiös organisiert.

Auf niedrigen Stufen der Religion findet sich als Kultform der Totemismus. In Wundts Völkerpsychologie, II. Bd., II. Teil, S. 241 heißt es darüber:

„Die Eigenschaften der Totems, denen diese ihre kultische Bedeutung verdanken, sind nun wesentlich von doppelter Art. Erstens sind die Totemtiere die Ahnen oder, wie sie meist genannt werden, die Väter der Menschen. Diese Eigenschaft ist vor allem für den Totemismus kennzeichnend. Wo sie fehlt, da kann möglicherweise eine aus dem letzteren hervorgegangene, es kann aber auch ebensogut eine ganz andere, dem Gebiet des Dämonenglaubens oder des Fetischismus angehörende Erscheinung vorliegen. Diese genealogische Wertung seiner Objekte macht den Totemismus zugleich von vornherein zu einer mit den Verhältnissen der Gesellschaft eng verflochtenen Erscheinung."

Wundt erörtert dann die Beziehung der Stämme und Sippen zu bestimmten Totemtieren und geht auf die Darstellung von solchem Abstammungsglauben in Form von Tätowierungen sowie besonders von Totemsäulen ein. Das Totemtier ist einerseits zum Stammvater, andererseits zum Stammzeichen geworden.

„Die Spitze einer solchen Totemsäule wird gekrönt mit dem Totemtier. Unter ihm bemerkt man in lineärer Reihenfolge die Gesichter menschlicher Ahnen. Die Totemsäule ist also gewissermaßen ein umgekehrter Stammbaum."

Diese völker- und religionspsychologischen Betrachtungen[1]) bekommen ihre eigentliche Bedeutung erst dann, wenn man sie mit den in Westeuropa gebräuchlichen Formen des Familienbewußtseins vergleicht. Es ist notwendig, dieses von den geschichtlich bedingten feudalen Formen völlig zu befreien und es auf psychologischer Grundlage von neuem zu entwickeln.

Familienchroniken.

Ein sehr wesentliches Mittel zur Erhaltung und Stärkung des Familienbewußtseins sind die Familienchroniken. Faßt man diese als eine Form der Geschichtsschreibung auf und untersucht sie nach den allgemeinen Gesichtspunkten letzterer in methodischer Beziehung, so stellt sich heraus, daß in den Familienchroniken vielfach noch ein Zustand bewahrt wird, den die allgemeine Geschichtsschreibung längst überwunden hat: nämlich den einer einfachen Aufzählung von Ereignissen, die manchmal noch von sagenhaften Elementen durchsetzt ist. Damit ist diese Art der Familiengeschichtsschreibung durchaus nicht entwertet, da eine solche Darstellung einerseits für die betreffende Familie einen Erinnerungswert besitzt und zur Stärkung des gemeinsamen Bewußtseins beiträgt, andererseits solche einfache Überlieferungen von Tatsachen für die politische, soziale und Geistesgeschichte eines Volkes, und somit in manchen Fällen für die Weltgeschichte von großer Bedeutung sein können. Auch läßt sich von unserem Standpunkt in den einfachen Familienchroniken öfters brauchbares Material für die Beurteilung des Familiencharakters und der Vererbungserscheinungen finden.

Immerhin erscheint es in dieser Beziehung wünschenswert, daß die einfache Beschreibung der äußeren Lebensereignisse im Sinn einer möglichst genauen körperlichen und geistigen Charakteristik der einzelnen Personen weiterentwickelt wird. Es handelt sich in diesem Gebiete darum, die Ansätze zur naturwissenschaftlichen Betrachtung der einzelnen Organisationen innerhalb einer Blutsverwandtschaft methodisch auszugestalten.

Bei der jetzigen Art der Darstellung treten naturgemäß diejenigen Ereignisse in den Familienchroniken zu sehr in den Vorder-

[1]) Bei der Korrektur erhalte ich die Schrift von R. Thurnwald: „Die Psychologie des Totemismus", Anthropos, Bd. XIV—XV.

grund, welche mit dem Beruf der einzelnen Personen zusammenhängen, während dieser in vielen Fällen rein äußerlich durch irgend eine Verknüpfung von Umständen ergriffen worden ist. Von unserem Standpunkt erscheint es daher vor allem nötig, neben diesen beruflichen Ereignissen die angeborenen Neigungen, die sich häufig in irgend welchen Neben- und Lieblingsbeschäftigungen äußern, zu berücksichtigen und festzuhalten. Die wirklichen Produkte dieser (Zeichnungen, Niederschriften u. a.) gehen erfahrungsgemäß innerhalb weniger Generationen verloren, so daß ein Vorhandensein solcher Neigungen und Anlagen später nicht mehr festgestellt werden kann. Sehr häufig äußern sich diese nur in der Kindheit, während sie von den Anforderungen des zufällig ergriffenen Berufes später völlig überdeckt und unkenntlich gemacht werden. Es muß daher das Auftreten von solchen bestimmten Beschäftigungstrieben in der Kindheit beachtet und vermerkt werden. Geschähe dies in sorgfältiger Weise, so würde vielleicht später mancher Mißgriff bei der Berufswahl vermieden.

Auch in anderer Beziehung ist die Beachtung der kindlichen Eigenschaften für das spätere Leben von größter Bedeutung und sollte in methodischer Weise durch die Familienchronik geschehen. Dies bezieht sich nicht nur auf die psychischen, sondern auch auf die körperlichen Eigenschaften, bei deren Feststellung der Hausarzt in geeigneter Weise mitwirken könnte. Es ergibt sich die Aufgabe, die Methoden der psychophysiologischen Untersuchung in geeigneter Weise in die Familienforschung zu übertragen und die Form der Familienchronik weiterzubilden. Ich denke mir die Art der Behandlung so, daß zu der systematischen Darstellung der Generationsreihen für jedes einzelne der darin erwähnten Mitglieder ein Merkblatt kommt, in welchem nach einem bestimmten Schema eine Reihe von Tatsachen festgelegt wird. — Wird dieses Verfahren durch mehrere Generationen fortgesetzt, so kann sich daraus ein ausgezeichneter Einblick in das Schicksal der Familien, nicht nur im äußerlichen Sinne, sondern auch in dem inneren der psychophysiologischen Organisation und der Vererbungserscheinungen, ergeben. Ich stelle daher im folgenden ein solches Schema zu einem Merkblatt für Familienchroniken vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt zusammen.

I. Lebenslauf.

1. Zeugung. Ungefähre Angabe der Zeit der Zeugung, bestimmt nach dem Ausbleiben der menstruellen Blutung und der Zeit der Niederkunft. Besondere Umstände der Zeugung, z. B. ruhiges Leben in der Heimat oder Reisen der Eltern, deren Befinden, z. B. infolge von freudigen Eindrücken oder von Aufregungen, Schrecken, Anstrengungen usw. Ungewöhnliche politische und soziale Verhältnisse.

2. Schwangerschaft. Besondere Ereignisse während derselben, ruhiges Leben oder Überarbeitung, Sorgen, Verletzungen, Erkrankungen usw.

3. Geburt. Zeit, äußere Umstände, leichte oder schwierige Niederkunft, Kunsthilfe. Gewicht und Länge des Kindes. Bauart, besonders Schädelform, Augen, Behaarung. Erste Lebensäußerungen.

4. Entwicklung bis zum Eintritt in die Schule. Zahnung, Krankheiten, besonders Krämpfe. Wachstum des Kopfes. Affekte, Willensäußerungen, Gemütseigenschaften, Entwicklung der Sprache und des Verstandes. Verhalten zu bestimmten äußeren Reizen z. B. auf musikalische Eindrücke. Besondere Art der Spieltriebe. Phantasie.

5. Schulzeit. Angabe der Schulen. Leistungen in den einzelnen Fächern. Nebenbeschäftigungen, besondere Neigungen und Fähigkeiten, Charaktereigenschaften. Krankheiten. Beachtung etwaiger Veränderungen in der Zeit der Geschlechtsreife: Phantastische Züge, Hemmung der geistigen Entwicklung.

6. Spätere Ausbildung: Fachschule, Hochschule. Körperlicher und geistiger Zustand um das 20. Jahr.

7. Beruf. Wahl des Berufes aus Zufall oder mit Rücksicht auf früher hervorgetretene Eigenschaften. Leistungen im Beruf.

8. Privatleben: Nebenbeschäftigungen, ausgeprägte Interessen. Besondere Ereignisse und Lebensschicksale.

9. Ehe und Familienleben. Wahl des Ehegatten, Heirat. Kinder. Freudige und traurige Ereignisse. Beschäftigung im Familienkreis.

10. Werke. Sozial nützliche Arbeiten, Stiftungen, schriftstellerische und künstlerische Leistungen usw.

11. Körperlicher und geistiger Zustand im 30., 40., 50., 60. und 70. Jahre.

12. Krankheit und Tod.

II. Genauere Beschreibung.

1. Körperlicher Befund: a) Größe mit Angabe der Zeit der Messung; b) allgemeiner Knochenbau; c) Hautbeschaffenheit mit Beachtung des Farbstoffes in der Haut und den Haaren; d) Augen, dabei Farbe der Regenbogenhaut, Größe und Lage der Augen in der Augenhöhle, Schielstellungen, Sehschärfe und Bauart des Auges mit Kurzsichtigkeit oder Weitsichtigkeit u. a.; e) Schädel und Gesicht, Bauart des Gesichts, besonders Asymmetrien, Form der Nase, des Kinnes, der Backenknochen, der Stirn; f) Muskulatur; g) Herz- und Blutgefäßsystem; h) Nervensystem.

2. Geistiger Befund: a) Aufmerksamkeit; b) Gedächtnis; c) Verstand; d) assoziative Fähigkeiten; e) Handfertigkeiten; f) sprachliche Fähigkeiten; g) sonstiges Ausdrucksvermögen; h) Ordnungssinn; i) Erfindungsgabe; k) Willenscharakter, Ausdauer oder Nachlässigkeit; l) Gefühlscharakter; m) Beeinflußbarkeit und Nachgiebigkeit. —

Es ist im Vorstehenden der Versuch gemacht worden, eine Anzahl von wesentlichen Punkten aus dem Ablauf eines Lebens hervorzuheben und in Form eines Schemas zusammenzustellen. Die Ausfüllung eines solchen könnte sich auf zwei oder drei Generationen verteilen, da in der Regel die Abteilungen von I 1—5 und II den Eltern, I 6—11 deren Kindern, 12 den Enkeln der ersteren oder anderen Verwandten zufallen würden. Geschähe dies in einer großen Zahl von Familien in übereinstimmender Weise, so ließe sich in wenigen Generationen ein Material erhalten, das an naturwissenschaftlichem Wert die jetzt in Ausnahmefällen vorhandenen Familienchroniken außerordentlich übersteigen würde. Dieser Gedanke scheint ausführbar, wenn sich eine große Zahl von Familien, oder von Vertretern solcher, in der Überzeugung zusammentun, daß diese Art der Feststellung nicht nur das Familienbewußtsein heben, sondern auch für die Familienforschung im allgemeinen von großer Bedeutung sein kann. Falls die schon bestehenden Organisationen für Familienforschung diese naturwissenschaftliche Methode aufnehmen und fördern, wird ein rascher Fortschritt in diesem Gebiet die Folge sein.

Diese Merkblätter müssen in der Familienchronik mit der Ahnen-, Abstammungs- und Sippschaftstafel in der früher dargestellten Weise, nach Bedarf auch mit dem Deszent von besonders hervortretenden Ahnen, verknüpft werden. Man erhält somit folgenden Entwurf eines

Familien- und Ehebuches[1]): Auf dem Umschlag: Name und Familienzeichen (Wappen im bisherigen Sinne oder sonstiges optisches Kennzeichen der beiden durch die Ehe zusammenkommenden Familien).

1. Seite oben links AI1 (nach dem Ahnenschema): Name und alle Vornamen des Ehegatten, Geburtstag und Geburtsort. Oben rechts als AI2 Name und alle Vornamen der Gattin, Geburtstag und Geburtsort. Darunter Vordruck: Kinder Nr. 1 bis beispielsweise 6 mit Vordruck betr. Geschlecht, Name, Geburtstag. Die Ahnenbezifferung der Eltern bezieht sich auf die aus der Ehe eventuell hervorgehenden Kinder. Unter der Übersicht der Kinder sind auch Fehlgeburten zu vermerken mit Angabe des Monats der Schwangerschaft. Die Todestage müssen bei den einzelnen Personen nachgetragen werden.

2. Seite. Ahnentafel des Gatten, dessen Name, Geburtstag und Geburtsort (wie auf Seite 1) mit der Bezeichnung AI 1 unten hin zu drucken ist. Es folgt darüber Vordruck für AII 1—2, AIII 1—4, AIV 1—8, AV 1—16. Die Bezeichnung der Ahnenreihen bezieht sich auf die Kinder des Ehepaares.

3. Seite. Ahnentafel der Gattin, deren Name, Geburtstag und Geburtsort (wie auf Seite 1) mit der Bezeichnung AI 2 ebenfalls unten hin zu drucken ist. Es folgt darüber Vordruck für AII 3—4, AIII 5—8, AIV 9—16, AV 17—32. Legt man Seite 2 und 3 nebeneinander, so erhält man die vollständige Ahnentafel der Kinder des Ehepaares bis zur Reihe AV mit 32 Ahnen.

4.—9. Seite. Sippschaftstafel der Ehegatten und deren Eltern, die in der Ahnentafel auf Seite 2 und 3 verzeichnet sind. Vorgesetzt wird das Zeichen, welches die betreffende Person in der Ahnentafel auf Seite 1 und 2 hat. Der Vordruck für jede Person befindet sich oben links. Es enthält Seite 4 oben den Vermerk: Sippschaftstafel des Vaters AI 1 (folgt Name, Geburtstag, Geburtsort). Es folgen die Namen der Geschwister des Vaters und unter diesen die Namen von deren Kindern sowie deren eventuell vorhandenen Ehegatten. Die weitere Deszendenztafel kann auf dieser Seite mindestens bis zur nächsten Generation weitergeführt werden. Dementsprechend enthält Seite 5 die Sippschaft der Gattin AI 2, Seite 6 die Sippschaft von AII 1, Seite 7 die von AII 2, Seite 8 die von AII 3, Seite 9 die von AII 4. Außerdem können für weitere Feststellungen Blätter für AIII 1—8 usw. angelegt werden, wodurch das Familien-

[1]) Die Schemata können vom Verfasser bezogen werden.

buch im Zusammenhang mit den Merkblättern immer mehr in das Studium der Heredität in körperlicher und geistiger Beziehung übergeht.

10.—15. Seite. Fortsetzung der Deszendenztafel von Seite 1. Jedes Kind erhält eine Seite, die den gleichen Vordruck hat wie Seite 1, so daß Verheiratung und Nachkommenschaft ersichtlich wird.

Für jede der auf Seite 1—15 genannten Personen wird nun ein Merkblatt nach obigem Schema angelegt und fortschreitend ergänzt. Diese Merkblätter werden fortlaufend numeriert. Um den Zusammenhang mit den Einträgen Seite 1—15 herzustellen, erhält jede Person auf diesen Seiten den Hinweis M.-B. Nr. ...

Jeder männliche oder weibliche Nachkomme aus der Ehe erhält eine Abschrift des Familienbuches. Geht er bzw. sie eine Ehe ein, so wird unter Benutzung des Überkommenen ein neues Ehebuch angelegt. Und zwar kann infolge der Form des erstgenannten dieses ohne weiteres verwendet werden, so daß viel Arbeit erspart wird. Es bleiben nämlich auf Seite 1—3 des überkommenen Buches die Nummern innerhalb der Ahnenreihen unverändert, während nur die Zahl der Ahnenreihe um 1 vermehrt zu werden braucht, um für die neue Generation die richtige Bezeichnung zu bilden. Bringen beide Gatten solche ausgeführte Ehebücher ihrer Eltern in die Ehe mit, so ist die Fortsetzung der Familienüberlieferung sehr erleichtert. Auf diesem Wege kann sich in wenigen Generationen ein ausgeprägtes Familienbewußtsein bilden.

---

18. Kapitel.

Regeneration und Adel.

In der ersten Auflage dieses Buches habe ich 1907 über Regeneration und Adel folgendes ausgeführt:

Aus der bisherigen Darstellung ist ersichtlich, daß das Menschengeschlecht eine Zahl von Degenerationserscheinungen unzweifelhaft aufweist. Diese betreffen das körperliche und psychische Gebiet in gleicher Weise, wobei die eine oder die andere Seite des psychophysischen Organismus mehr betroffen sein kann. Im psychischen Gebiet ist einerseits die Zunahme der Geistesstörungen, andererseits die relativ häufige Erscheinung von angeborenen moralischen Defekten, die zur Kriminalität hohen Grades

führen, unter dem Begriff der Degeneration zusammenzufassen. Da die Ursachen hiervon entweder äußere oder innere sind, so muß sich der Versuch einer Regeneration in beiden Richtungen bewegen. Die äußeren Ursachen der Degeneration sind folgende:

1. Ungünstige Lebensbedingungen, besonders ungenügende Ernährung, Unreinlichkeit, Mangel an Wärme, Licht und Luft, die zur guten Entwicklung der menschlichen Lebewesen nötig sind. Wo diese Bedingungen fehlen, entstehen Krankheiten, indem besonders die Wirksamkeit von parasitären Organismen im menschlichen Körper begünstigt wird. Die Verbesserung der sozialen Lebensbedingungen ist daher ein notwendiger Bestandteil der auf Regeneration des Menschengeschlechtes gerichteten Bestrebungen.

2. Gifte, die von außen in den Körper eindringen, z. B. als Genußmittel in denselben aufgenommen werden. Hierher gehören außer dem Alkohol alle die verschiedenen Arten von Vergiftung mit narkotischen Mitteln, speziell der Morphinismus, dessen eine Art das Haschischrauchen ist, ferner die Syphilis, die den Körper und besonders das Nervensystem mit giftigen Stoffen überschwemmt und unter anderem häufig zu Rückenmarkschwindsucht und fortschreitender Hirnlähmung führt. Der Kampf gegen die Syphilis ist eine der vornehmsten Aufgaben sozial-medizinischer Prophylaxe gegen physische und psychische Degeneration.

Neben diesen äußeren Ursachen haben wir die inneren der hereditären Belastung als ein sehr wichtiges Moment der Degeneration kennen gelernt. Es fragt sich nun, wie diesem prophylaktisch Rechnung getragen werden soll. Hierbei gibt es zwei ganz verschiedene Wege, entweder den des Zwanges, oder den der freiwilligen Entschließung einer größeren Zahl von Menschen, auf Grund der gewonnenen Einsicht über die inneren Ursachen der Degeneration an der Wiedergeburt des Menschengeschlechtes mit zu helfen. Zwang wird in dem Sinne von manchen empfohlen, daß die Ehen von erblich Belasteten, speziell schon geisteskrank gewesenen, verboten werden sollen. Das gleiche könnte man auf die mit Syphilis Erkrankten, ferner auf die Tuberkulösen und andere Arten von Kranken ausdehnen.

Diese Maßregel würde einen außerordentlich starken Eingriff in die persönliche Freiheit bedeuten, ohne daß außereheliche Zeugung von seiten Belasteter und Kranker ausgeschlossen wäre. Ebenso ist ein Verbot von Verwandtenehen in viel umfassenderem Maße, als es jetzt besteht, als prophylaktisches Mittel gegen Degene-

ration vorgeschlagen worden, während es sich hier nicht um mehr als ganz sporadische Fälle handelte, die in der Masse der Degenerationserscheinungen prozentuarisch verschwinden.

Als radikalstes Mittel zur Vorbeugung von Vererbung psychischer Abnormitäten ist die Kastration erörtert worden. Mit dieser Idee sind gewaltsame Naturen sehr leicht bei der Hand, besonders im Gebiet der Kriminalität, und betrachten dieses Verfahren als ein Mittel der Kriminalpolitik ebenso wie die Todesstrafe, die zur Zeit noch an vielen von Geburt an mit moralischen Defekten Behafteten vollzogen wird. Ferner sind vielfach Vorschläge gemacht worden, die Degenerationserscheinungen durch Vernichtung erblich belasteter Früchte zu bekämpfen. Die Idee, einer Degeneration durch eine brutale Zerstörung schwacher Lebewesen vorzubeugen, ist kulturell nichts anderes als ein Ausdruck dieser Degeneration und erscheint geschichtlich, z. B. durch das Schicksal der Spartaner, widerlegt. Die Tötung von Lebewesen, die nach Meinung bestimmter Menschen in irgend einer Beziehung schädlich waren, hat noch nie geholfen, um das, was getroffen werden sollte, aus der Welt zu schaffen. Die lange Reihe politischer Morde, die Christenverfolgungen, die Ketzerprozesse und die Revolutionen der letzten Jahrhunderte bilden ein schlagendes Beweismaterial dafür, wie wenig die blutigen Mittel imstande sind, von innen kommende Entwicklungen, mögen diese nun degenerativ oder regenerativ sein, zu hemmen. Hoffen wir, daß das Menschengeschlecht vor solchen Versuchen, seine Degeneration aufzuhalten, verschont bleiben möge, und daß in ihm noch Kraft zu einem freiwilligen Aufschwung vorhanden ist, aus welchem eine Wiedergeburt der Rasse als notwendige Folge von selbst entstehen kann. Diese kann nicht durch Gewaltmittel, besonders nicht solche blutiger Art, von außen erzwungen werden, sondern kann nur von innen kommen, indem der Gedanke des natürlichen Adels in allen Besonnenen zur Herrschaft kommt und eine rasseverbessernde Wirkung hat. Die Degeneration aus inneren Ursachen kann im letzten Grunde nur verhindert werden, wenn ein inneres Moment zur Geltung kommt, aus welchem ohne äußeren Zwang eine Verbesserung der Rasse entsteht.

Vor allem ist es die Auslese bei der Eheschließung, von der die Art der Deszendenz, abgesehen von zufälligen äußeren Schädigungen, mit Notwendigkeit bedingt ist. Betrachtet man die Gründe, die zur Wahl der Gattin oder des Gatten führen, so liegen

sie vielfach in einem Egoismus, der mit einem großen Mangel an Einsicht verknüpft ist, da er von einer völligen Überschätzung der äußeren Momente für das Gedeihen der Familie ausgeht. Man sucht durch die Heirat Geld und Besitz, Stand und Titel, Einfluß und Ehre zu erringen. In dem Annoncenteil vieler Zeitungen treten diese Bestrebungen, die sonst oft von schönen Redensarten verdeckt sind, mit verblüffender Offenheit hervor. Dabei ist häufig nicht nur rein persönlicher Egoismus, sondern eine durchaus verkehrte Anschauung über den Wert dieser Dinge für die Familie und die Nachkommenschaft ersichtlich.

Das Wohl der letzteren hängt jedoch im wesentlichen nicht von solchen Äußerlichkeiten, sondern von der Beschaffenheit der Keimelemente ab, in denen die ganze Anlage der Erzeuger verborgen liegt. Trotz der günstigsten äußeren Bedingungen sehen wir in vielen Ehen bei den Kindern die schwersten Degenerationserscheinungen aus endogener Ursache hervorgehen, während aus sehr bescheidenen Verhältnissen bei körperlicher und geistiger Rüstigkeit der Ehegatten hervorragende Persönlichkeiten entstehen.

Allerdings darf man die äußeren Bedingungen für die Entwicklung der Anlagen nicht unterschätzen. Jene beruhen aber vielmehr in der allgemeinen Organisation der menschlichen Gesellschaft, als in den mehr oder minder günstigen Verhältnissen der einzelnen Familie. Die endogene Beschaffenheit des Keimes ist das wesentliche.

Wenn die Menschen das Ideal der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit mit aller Kraft ergreifen und auch bei der Gattenwahl durch Liebesheirat betätigen, so ist dies ein viel besseres Mittel gegen die Degeneration der Nachkommen als die äußeren Güter, auf deren Erlangung so viele bei dem Abschluß der Ehe bedacht sind.

Wer die Ideale der Menschheit veredelt und steigert, so daß sie bei der gegenseitigen Auslese für die Ehe wirksam werden, hilft mit an dem Werke der Regeneration der Menschheit. Nicht durch die zweifelhaften Zwangsmittel, wie z. B. das Verbot der Ehen bestimmter Arten von Kranken, sondern hauptsächlich durch eine allgemeine Durchdringung des Volkes mit dem Ideal des natürlichen Adels kann die Gesundung geschehen.

Die Degeneration, die sich in der Zunahme der Geisteskrankheiten und in der Kriminalität äußert, hat ihren wesentlichen Grund darin, daß seit vielen Jahrhunderten den Völkern ein rasse-

veredelndes Adelsprinzip im naturwissenschaftlichen Sinne fehlt. Die Kreise, die bisher im Sprachgebrauch als adlig bezeichnet wurden, haben nicht einmal in sich der Degeneration vieler Familien vorzubeugen gewußt, noch viel weniger ein für die Entwicklung ihres Volkes brauchbares Adelsprinzip aus dem Gebiete des Standesadels herauszugestalten verstanden.

Rettung kann nur aus der Naturwissenschaft entspringen, indem diese das Prinzip des natürlichen Adels feststellt und ins Volksbewußtsein bringt, so daß durch eine freiwillige Auswahl der Tüchtigen und Gesunden eine Regeneration herbeigeführt wird.

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, eine geschichtliche Darstellung der Adelsverhältnisse zu geben, sondern ich beschränke mich darauf, die Punkte klarzustellen, die in bezug auf die Vererbungslehre und die Verbesserung des Menschengeschlechtes dabei von Bedeutung sind. Zunächst ist klar, daß das Wort adlig in der Sprache die Beziehung auf eine bestimmte Kaste der Gesellschaft durchaus nicht hat, sondern im allgemeinen edel bedeutet. Die Einschränkung des Wortes auf eine bevorzugte Gruppe von Menschen ist das Resultat der geschichtlichen Entwicklung von Machtverhältnissen, die zu einer Umformung des ursprünglichen Begriffes in dem Sinne eines Standes geführt haben. Die Verkehrung des Begriffes ist dabei so weit gegangen, daß man zur Zeit noch den Adligen die Bürger, Bauern und Arbeiter als nicht adlig entgegenstellt. Diese Entartung des Adelsbegriffes, der im Grunde ein allgemein menschlicher ist und als Maßstab auf alle Individuen angewendet werden muß, welcher gesellschaftlichen Schicht sie auch angehören, ist ein wesentlicher Grund für die fortschreitende Degeneration. Diese Auffassung wendet sich in gleicher Weise gegen die Karikaturen des Adelsbegriffes, wie sie in der häufigen Form des Ahnenstolzes und der ebenso häufigen Form des Geldprotzentums zur Erscheinung kommen, das gesellschaftlich und in den Besitzverhältnissen immer mehr die ritterliche Macht übernommen hat. Der natürliche Adel ist vom Adelsprädikat „von“ und vom Besitz völlig unabhängig.

Untersucht man, von diesem Grundsatze ausgehend, die Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft, so findet man diesen natürlichen Adel in allen Ständen ziemlich gleichmäßig, und zwar in der Minderzahl vertreten. Geht man von dem Vergleich der Kinder und Erwachsenen aus, so ist unverkennbar, daß bei jenen

die Erscheinung des natürlichen Adels verhältnismäßig viel häufiger ist, als bei letzteren, daß also bei der weiteren Entwicklung der Menschen, die der persönlichen Eitelkeit meist als eine höhere Ausbildung und Lebensklugheit erscheint, in Wirklichkeit oft eine Entartung des natürlichen Adels erfolgt.

Die Gründe dieser Erscheinungen liegen sehr oft in den äußeren Verhältnissen und Lebensbedingungen, in die ein Mensch hineingeboren wird, besonders wenn ein schwerer Kampf um die Existenz die Menschen hart, mißtrauisch und egoistisch macht. Es ist also klar, daß zur Entwicklung des natürlichen Adels auch äußere Bedingungen mitwirken.

Andererseits scheint die eigentümliche Abstumpfung, die manche Menschen später zeigen, während sie in der Jugend von geistigen Interessen ergriffen gewesen sind, oft endogen, d. h. aus Gründen der angeborenen Entwicklungstendenz aufzutreten. Ebenso wie die psychopathischen Degenerationserscheinungen in allen Ständen zu beobachten sind, so ist auch der natürliche Adel nicht ein Prärogativ eines Standes, sondern ein genetisches Phänomen, das in allen Ständen zur Beobachtung kommt. Dabei ist aber offenbar eine prozentuarisch gleichmäßige Verteilung auf alle Familien nicht vorhanden, so daß die Idee der prinzipiellen Gleichheit aller Individuen, vom Gesichtspunkt des natürlichen Adels als eines erblichen Phänomens, nicht haltbar ist.

Ich weiß, daß diese Auffassung weder den Anforderungen des sozial bisher in vielen Punkten herrschenden Standesadels, noch denen einer sozialistischen Demokratie entspricht, so daß sie zur Zeit wenig Aussicht hat, von diesen gesellschaftlichen Interessengruppen aufgenommen und gefördert zu werden. Aber wenn sie naturwissenschaftlich richtig ist, wird sie sich auf die Dauer behaupten und zur Grundlage werden, auf welcher die Verbesserung der menschlichen Rasse geschehen kann.

Dabei ist erkennbar, daß in beiden genannten Gruppen sich schon jetzt langsam eine Annäherung an den dargelegten Standpunkt vollzieht. Was die Stellung des Standesadels betrifft, so möchte ich hier ein Mitglied einer alten Familie zu Wort kommen lassen. In der Familienchronik des adligen und freiherrlichen Geschlechtes von K. (Leipzig, Teubner 1870) sagt H. R. von K. in dem Vorwort, Seite VIII, folgendes:

> Wie achtunggebietend treten uns doch die wahren Aristokraten entgegen, welche, unbeirrt von der von Tag zu Tag sich breiter machenden

Despotie glanzvoller Üppigkeit, schlicht und recht nach der Väter Weise ein eigenartiges segensreiches Leben sich zu gestalten wissen!

Faßt der Adel auf diese Weise die ihm gestellte Aufgabe auf, so wird er sich sicher auf dem alten Ehrenplatze behaupten. Die eigentliche Quelle der Gesinnung aber, welche zur Erreichung dieses Zweckes notwendigerweise in jedem einzelnen leben muß, ist, wie schon oben angedeutet, das richtige Standesgefühl, nicht leerer Stolz auf Geburt und Standesvorurteile — über diese hat die Zeit schon längst den Stab gebrochen — sondern das Bewußtsein, daß der Träger eines edeln Namens auch die Verpflichtung habe, Edeles zu leisten. Mit diesem Standesgefühl Hand in Hand geht der echte wahre Familiensinn, dieser zweite mächtige Sporn zu Gutem und Großem. Er wurzelt in dem Gefühl, daß alle Glieder einem gemeinschaftlichen Stamm entsprossen und durch eine gemeinsame Familiengeschichte verbunden sind.

Dies ist ein Standpunkt, der sich dem naturwissenschaftlich-psychologischen sehr annähert. Allerdings muß bemerkt werden, daß diese Worte am 14. September 1870 im Aufschwunge der nationalen Begeisterung geschrieben sind. Als diese verrauscht war, ist manches gekommen, was sich die Schwärmer für das Deutsche Reich, die Existenz und Leben für diese Idee eingesetzt haben, nicht haben träumen lassen, vor allem ein eher verschärftes Hervortreten alter sozialer Machtverhältnisse, wenn auch unter Wahrung der äußeren Formen des Verfassungsstaates, speziell ein Wiederaufleben der Militäraristokratie, wie sie seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges nicht mehr dagewesen ist. So erscheinen denn die obigen Worte leider nur als Mahnruf eines einzelnen, während die große Zahl der Mitglieder des Standesadels noch an einer rein feudalen Auffassung festhält. Immerhin sind auch vereinzelte Stimmen dieser Art bemerkenswert als ein Zeichen der allmählichen Änderung des Adelsbegriffes.

Dementsprechend zeigen sich auch in den Reihen der unitarischen Demokratie, die prinzipiell von der Gleichheit aller Individuen ausgeht, Zeichen von Einsicht in die außerordentliche Bedeutung der verschiedenen Anlage der einzelnen Individuen, sowie des Familiencharakters, der Vererbungs- und Stammesverhältnisse. Eine Reihe von Vorgängen in der Entwicklung der Sozialdemokratie lassen sich als Opposition gegen die Hypothese der natürlichen Gleichheit der Individuen auffassen, so daß innerhalb der Sozialdemokratie die sozialaristokratische Richtung sich immer klarer von der dogmatisch-unitarischen sondert, wenn sie auch zur Zeit noch in vielen Punkten zusammengehen. Unabhängig von den angedeuteten Extremen ist es notwendig, die Lehre vom natür-

lichen Adel unter Studium der verschiedenen Generationsreihen naturwissenschaftlich auszubilden. — Im Folgenden versuche ich auf Grund der früheren Ausführungen diesem in manchem Punkte bisher noch unbestimmten Begriff einen klaren Inhalt zu geben.

Das Wesen des Edlen besteht im Grunde darin, daß auf dem Boden geistiger und körperlicher Gesundheit die menschlichen Fähigkeiten von der Fessel des persönlichen Egoismus befreit und zu einer Quelle des Segens für die Mitmenschen werden. Edel ist ein geistig und körperlich rüstiges Geschlecht, aus dem in mehreren Generationen Menschen hervorgegangen sind, welche Leistungen im Interesse der menschlichen Gesellschaft hervorgebracht haben. Nicht Stand oder Reichtum, in den ein Mensch hineingeboren wird, sondern seine soziale Leistung ist das Kriterium, mit welchem sein Adel gemessen werden soll. Zeigen sich solche Eigenschaften durch Generationen, so mag man das Geschlecht ein edles nennen, solange es derartige Individuen hervorbringt.

Wenn aber seine Anlagen degenerieren und in einer Weise ausarten, daß die Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft geschädigt oder gehemmt wird, dann hat es keinen Anspruch mehr auf diesen Namen, wenn auch der einzelne noch das Adelsprädikat trägt oder Millionen geerbt hat. Ein Adel im obigen Sinne kann nur auf dem Boden der geistigen Gesundheit gedeihen. Will man daher die feudale Auffassung der Adels- und Standesverhältnisse im Sinne der Naturwissenschaft umwandeln, so wird man darauf bedacht sein müssen, der psychopathischen Degeneration, die an der Menschheit zehrt, nach Kräften Einhalt zu tun. Andererseits erscheint es als ein Haupterfordernis zur Regeneration der Menschheit, den natürlichen Adel in jeder Weise zu fördern und ihn zur Quelle für die weitere Entwicklung des Menschengeschlechts und der Kultur zu machen. —

Seitdem die vorstehenden Ausführungen über den natürlichen Adel im Jahre 1907 gedruckt worden sind, habe ich den Gang der Entwicklung im Deutschen Reich von diesem Standpunkt mit wachsender Sorge betrachtet. Als der große Krieg ausbrach, drängte sich die bange Schicksalsfrage auf, ob die richtigen Männer ausgelesen worden seien, um in leitender Stellung dem Sturm, dessen Ausbruch ein psychologischer Beobachter schon seit der Wende des Jahrhunderts kommen sehen konnte, zu begegnen und das Fahrzeug des deutschen Staates sicher durch die Wogen zu führen. Meine Beobachtungen vor dem Krieg, besonders auch bei den Reisen in

fast allen europäischen Ländern, erregten in mir zunächst lebhafte Bedenken über die Vertretung des Deutschen Reiches im Ausland, was besonders für die in England, Rußland und Frankreich galt.

Es fehlte gerade das von meinem Standpunkt wesentliche Moment: ein national-demokratischer Zug, der nach dem Grundprinzip des natürlichen Adels die Tüchtigen an die richtige Stelle setzte. Wer nicht von Berlin aus mit einem amtlichen Stempel versehen war, galt bei dieser Gesandten-Hierarchie nichts, auch wenn er das Deutschtum durch mühevolle Facharbeit im Ausland vertrat. Geradezu typisch sind in dieser Beziehung meine Erlebnisse in Rußland im Winter 1910 und 1911, als ich auf Einladung der russischen Gesellschaften für experimentelle Pädagogik in Petersburg und für experimentelle Psychologie in Moskau während einer Woche eine Reihe von Vorträgen über das Mittelgebiet zwischen Psychiatrie und Pädagogik in deutscher Sprache vor Hunderten von russischen Lehrern, Ärzten, Psychologen und gebildeten Laien hielt. Für die Vertreter der deutschen Gesandtschaft, bei der ich mich meldete, war ich dabei nichts als ein beliebiger deutscher Reisender. Als psychologischer Beobachter habe ich solche Erscheinungen lediglich als Symptom eines Geisteszustandes aufgefaßt, der bei genauerer Analyse auf einer Verbindung von Eitelkeit, Bureaukratie und Unfähigkeit beruhte. Es fehlte das frohe Zusammenarbeiten zwischen staatlicher Vertretung und persönlicher Initiative, das die evolutionistischen Perioden im Leben der Völker charakterisiert.

Ähnliche Beobachtungen drängten sich mir im Hinblick auf die Entwicklung des Deutschen Reiches auf. Die Reichsverfassung war seit der Gründung des Reiches in unveränderten Formen erstarrt. Die vielfachen Reste der Kleinstaaterei in Form von unzusammenhängenden Landesteilen und Enklaven, die von weither regiert wurden, die vielen Kleinfürstentümer, zeigten deutlich den rückständigen Charakter dieser Verfassung an, aber Niemand durfte daran rühren, ohne als Reichsfeind zu gelten. Die elsaß-lothringische Frage war unlösbar, hauptsächlich weil die in Berlin regierenden Mächte sich nicht entschließen konnten, rechtzeitig Elsaß-Lothringen als selbständigen Bundesstaat im Rahmen des Reiches anzuerkennen und zu entwickeln. Besonders fehlte in diesen Kreisen jedes psychologische und anthropologische Verständnis für die Eigenart der Elsässer, der gleiche Mangel, der auch bei unseren Auslandsvertretern in bezug auf den geistigen Zustand der betreffenden Völker, z. B. in den Balkanländern, klar hervortrat.

Die Folge der Mängel der Reichsverfassung war im Bundesrat das tatsächliche Überwiegen der preußischen Stimmen, die ihrerseits nicht eine Vertretung der Gesamtbevölkerung der großen Provinzen des Staates waren, sondern lediglich das Schwergewicht der Berliner Regierung darstellten. Das durch Bismarck geleitete Preußentum, dem die Gründung des Reiches zu verdanken war, hatte seine werbende Kraft verloren. Besonders im Verkehrswesen trat ein kleinlicher preußischer Partikularismus hervor, der eine große Zahl von Reichsfreunden zur Opposition gegen den Berliner Zentralismus führte.

Die sensationelle Entlassung von Bismarck war das erste grobe Symptom der Ausschaltung genialer Begabungen. Überall machten sich, besonders seit der Jahrhundertwende, Zeichen der Erstarrung in der regierenden Oberschicht Deutschlands bemerkbar. Die Mittelmäßigkeit kam immer mehr zur Herrschaft, außergewöhnlich begabte Männer, wie z. B. Hindenburg, wurden vorzeitig beseitigt und konnten nichts tun, um die Rettung Deutschlands vorzubereiten.

Auch im akademischen Leben zeigten sich für den schärfer Blickenden Zeichen des Niederganges: In den rein naturwissenschaftlichen Fächern, in denen die Wichtigkeit von großen Entdeckungen zutage liegt, kam noch eine Blüte, die z. B. durch Röntgen gekennzeichnet wird, aber in den geisteswissenschaftlichen Fächern zeigte sich öfter der Stillstand in der Art der Berufungen. Neuerungen galten oft wie im politischen Leben als revolutionär. In einer Reihe von Fächern traten Ringbildungen hervor, die bei allen Berufungen den Ausschlag gaben. Im psychophysischen Sinne mittelmäßige Leistungen wurden als gut betrachtet und durch Berufungen belohnt, wenn ihre Träger zur herrschenden Schule gehörten. — Universelle Interessen wurden an deutschen Universitäten zu einem Hindernis im akademischen Leben. Die Auswahl der Tüchtigen, denen Deutschland seit 100 Jahren auf wissenschaftlichem Gebiet sein internationales Ansehen verdankte, wurde durch eine Kultur des mittleren Durchschnittes ersetzt.

Das Bürgertum stellte sich immer mehr auf Arbeit und Erwerb ein, kümmerte sich, da es ihm gut ging, in Wirklichkeit sehr wenig um politische und soziale Dinge. Die Arbeiterschaft verfiel im Gegensatz zu dem staatlich abgestempelten Nationalismus immer mehr dem Internationalismus. Der Standesadel beschränkte sich auf eine Klassenvertretung, die den drohenden Umsturz zu bekämpfen suchte. An den Höfen entstanden um die Fürsten kleine Gruppen

von Günstlingen, die eine Nebenregierung führten und ihre Herren von dem denkenden Teil des Bürgertums trennten.

Das alles bildete nicht den Boden, auf dem der natürliche Adel gedeihen konnte.

So habe ich vor Ausbruch des Krieges von meinem Standpunkt die damalige deutsche Gegenwart betrachtet. Nun kam die große Probe in dem Krieg, bei dem Deutschland von allen Seiten bedroht war. Die von mir im August 1914 gestellte Progose lautete: „Wenn Deutschland aus diesem Krieg herauskommt, ohne völlig vernichtet zu sein, hat es den Kampf auf die Dauer gewonnen." Dies erschien damals pessimistisch, jetzt wird es als optimistisch betrachtet. Ich kann hier nicht darstellen, in welchen einzelnen Punkten sich meine Auffassung bestätigt hat. Der am Anfang des Krieges von Kaiser Wilhelm II. verkündete Spruch: Freie Bahn dem Tüchtigen! erschien mir im Hinblick auf die letzten Jahrzehnte nicht als Programm, sondern als Schuldbekenntnis. Es ließ sich in der Not des Krieges nicht plötzlich nachholen, was seit langer Zeit versäumt war: Die allgemein regierende Mittelmäßigkeit war der furchtbaren Not nicht gewachsen. Dabei lag es nicht daran, daß höhere Begabungen in Deutschland nicht vorhanden waren, sondern, daß sie gar nicht oder nicht rechtzeitig verwendet wurden. Das Lebensschicksal von Hindenburg ist ein schlagender Beweis hierfür. — So kam nach dem furchtbaren Ringen im Weltkrieg der militärische und politische Zusammenbruch mit allen seinen Folgen. —

Jetzt fragt es sich, ob das Deutschland nach der Revolution die Aufgabe lösen kann, die als die wichtigste vor allen politischen erscheint: die Förderung des natürlichen Adels, die Auslese der Besten zur Führung in allen Teilgebieten des wissenschaftlichen und sozialen Lebens, eine wahre, echte Demokratie im Sinne eines Edelvolkes, das aus sich heraus die Tüchtigsten wählt. Zunächst ist hierzu wissenschaftlich vor allem dreierlei notwendig:

1. eine Durcharbeitung des Grundbegriffes des natürlichen Adels;

2. eine Untersuchung der Ursachen, aus denen in bestimmten Perioden der Entwicklung eines Volkes manchmal eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten in verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens hervortritt (Genieperioden);

3. eine Betrachtung besonders des deutschen Geisteslebens und der deutschen Geschichte vom Standpunkt der Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre.

In praktischer Richtung handelt es sich darum, alle, bewußt oder unbewußt, auf dem Boden des natürlichen Adels stehenden Mitglieder des Volkes zu einem großen Bunde zusammenzufassen, welcher zum Träger des neuen Volksstaates werden kann.

Dieser Bund müßte die geistig gerichteten und sozial gesinnten Teile aller bisherigen Stände, des Bürgertums und des früheren Standesadels sowie des Arbeiter- und Bauernstandes umfassen und könnte die treibende Kraft werden, die innerhalb der einzelnen politischen Parteien die Grundforderung dieser Lehre: Auslese der Tüchtigen zu vertreten hätte.

Jedenfalls liegt die Zukunft des deutschen Volkes und wahrscheinlich auch des deutschen Staates in der Frage, ob eine Organisation des natürlichen Adels im deutschen Reiche möglich ist. An Stelle des Standesadels muß der natürliche Adel treten. —

---

19. Kapitel.

Rassenhygiene.

In dem Kapitel über Regeneration und Adel habe ich eine Reihe von Punkten berührt, die unter den jetzt im Vordergrunde stehenden Begriff der Rassenhygiene fallen. Die auf diese gerichteten Bestrebungen haben in den hauptsächlichsten zivilisierten Staaten und besonders auch in Deutschland in den letzten Jahrzehnten außerordentlich an Umfang gewonnen. Sie bilden die Kehrseite zu den schweren Degenerationserscheinungen, die in allen Staaten mehr oder weniger stark in körperlicher und geistiger Beziehung zur Beobachtung kommen. Entsprechend der Breite dieser Bewegung ist eine außerordentlich große, kaum mehr zu überblickende Literatur darüber entstanden, deren genauere Darstellung im Rahmen dieses Buches unmöglich ist. Ich muß mich daher darauf beschränken, hier einen kurzen Überblick über diese Bestrebungen zu geben.

Der Ausdruck „Rassenhygiene“ enthält begrifflich zwei Elemente, nämlich 1. das der Rasse, 2. das der Hygiene. Vielfach hat dieser Doppelausdruck einen solchen Umfang angenommen, daß er im weiteren Sinne eigentlich die gesamte Hygiene in körperlicher

und geistiger Beziehung umfaßt und den Begriff Rasse nur nebenbei anklingen läßt. Dadurch wird die individuelle Hygiene mit dem allgemeinen Stempel der Rassenhygiene versehen, und der Begriff verliert sich in dem außerordentlich weiten Feld der Eugenik. — Wenn man Klarheit schaffen will, muß man den Begriff enger fassen und unter Rassenhygiene hauptsächlich die Maßnahmen verstehen, die auf den weiteren Bestand und das Gedeihen der Rasse im Sinne eines durch Abstammung zusammengehörenden Volkes hinauslaufen. Zweifellos ist von diesem Standpunkt zunächst die Ermöglichung und Durchführung der individuellen Hygiene notwendig. Aber die eigentliche Rassenhygiene beginnt erst da, wo infolge des Einblicks in bestimmte Massenerscheinungen eine Bestrebung zur Erhaltung und Verbesserung der Rasse einsetzt.

Bei diesen Bestrebungen handelt es sich im Grunde um zwei Gruppen, nämlich um Beseitigung a) der exogenen, b) der endogenen Ursachen der Degeneration. Unter der ersten Gruppe sind vor allem die toxischen und infektiösen Ursachen der Degeneration zu verstehen, die ich schon in dem Kapitel über Regeneration und Adel (Seite 191) behandelt habe.

Einen der wichtigsten Punkte der Rassenhygiene bildet der Kampf gegen die Übermüdung als Volkskrankheit, wie ich ihn z. B. seit langen Jahren durch die Pläne zur Errichtung von öffentlichen Ruhehallen führe, ohne daß sich bisher die staatlichen oder großstädtischen Behörden, sowie die Leitungen von großen Ausstellungen, mit wenigen Ausnahmen zu einer Ausführung dieser rassenhygienischen Idee entschließen konnten. Vom Standpunkt des Arztes ist es geradezu traurig, zu sehen, wie, trotz aller Literatur über Rassenhygiene, mit den Reservekräften im Nervensystem unseres Volkes durch Mangel an organisierten Ruhehallen verfahren wird. Auch die Übertragung des Gedankens in das Eisenbahnwesen geht nur ganz langsam und in bescheidenster Weise vor sich. — Das Moment der Übermüdung hat bei der menschlichen Tätigkeit eine große Bedeutung und muß durch richtige Organisation der Arbeit nach Möglichkeit vermieden werden. Dabei handelt es sich nicht nur um die Arbeitsdauer, sondern auch um die Auswahl, Reihenfolge und Unterbrechung durch kleinere Ruhepausen. In diesem Zusammenhange muß die Psychophysiologie der Ermüdung und Erholung, besonders auch vom Standpunkt der Schul- und Fabrikhygiene, ausgebaut werden.

Von großer Bedeutung für die Rassenhygiene ist die Wohnungs-

frage. Die folgenden Ausführungen darüber sind von mir schon vor dem Kriege niedergeschrieben worden und haben jetzt erst recht Gültigkeit gewonnen:

„Die Wohnungen der Menschen bilden, naturwissenschaftlich betrachtet, die Ausdrucksform für den sozialen Zustand des Volkes und mehr oder weniger der einzelnen Menschen, die darin wohnen. Im Sinne dieser Betrachtung ist das Wohnungswesen stets ein Symptom und Ausdruck für den Zustand des Volkskörpers, der seinerseits von der Gesamtsumme der staatlichen Einrichtungen im höchsten Grade abhängig ist. Betrachtet man von diesem Standpunkt die widerwärtigen und zum Teil jammervollen baulichen Verhältnisse vieler Gemeinden in Stadt und Land, so erscheinen sie als Zeichen eines sozialen Krankheitszustandes. Die Zusammenpferchung einer großen Zahl von Menschen in ungesunden, schlecht beleuchteten und ventilierten Räumlichkeiten ist stets ein Beweis dafür, daß in der Organisation der Gesellschaft krankhafte Momente vorhanden sind. Diese einfache Auffassung wird sehr häufig dadurch gestört, daß an Stelle der sozialpathologischen Betrachtungsweise eine politische tritt, die in einseitiger Weise einen bestimmten Teil der Bevölkerung für diese Verhältnisse verantwortlich macht, so daß man gewissermaßen bei dem Streit über die Schuldfrage die praktischen Aufgaben vergißt und in den verfehlten Zuständen beharrt, während sich durch das Zusammenarbeiten von bestimmten sozialen Faktoren Abhilfe schaffen ließe. Der letzte Grund des Wohnungselendes, der sich nicht nur in der vielfach außerordentlichen Höhe der Wohnungsmieten, sondern auch in der schlechten Beschaffenheit von Großstadtvierteln äußert, liegt stets in der enormen Steigerung der Bodenpreise, die sich vollzieht, wenn sehr viele Menschen auf kleinen Räumen zusammenwohnen.

Es ist also die Zentralisation vieler Menschen in engen Räumen speziell in größeren Städten der Grund für die starke Steigerung der Bodenpreise. Dabei zeigt sich, daß diese Wertsteigerung fortschreitend auf den Grad der Ausnützung des Bodens einwirkt, und daß schon nach den ersten Übergängen des Besitzes an Personen, welche einen hohen Preis bezahlen, die Steigerung der Mieten und eine indirekte Verschlechterung der Wohnungsverhältnisse mit Notwendigkeit erfolgt. Will man diesen Verhältnissen, die sich überall in Stadt und Land mit völliger Regelmäßigkeit wiederholen, vorbeugen, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die staatlichen und kommunalen Behörden durch Ankauf von Boden und richtige Bauordnung auf dem von ihnen eröffneten Gelände der fortschreitenden Steigerung der Bodenpreise in den Gemeinden entgegenarbeiten. Von dieser Methode der Regulierung der Bodenpreise durch Eingreifen der staatlichen und kommunalen Organisationen wird verhältnismäßig noch viel zu wenig Gebrauch gemacht, und besonders in den Städten ist es häufig schwierig, den Interessen der Grund- und Hausbesitzer gegenüber dieser regulierenden Bodenpolitik der Gemeinden zum Durchbruch zu verhelfen. Sehr viel ist auf diesem Gebiet durch die gemeinnützigen Baugenossenschaften und durch die Organisation der Gartenstadtbewegung geschehen, und es liegt durchaus im Interesse einer vorausschauenden Kommunalpolitik, diese Bestrebungen zu begünstigen.

Vor allem muß betont werden, daß dieser Gedanke einer Schaffung

von billigen Wohnungen ein sozialer, aber nicht im politischen Sinne ein sozialistischer ist. Es wäre im Gegenteil außerordentlich bedauerlich, wenn dieser allgemeine soziale Gedanken lediglich wieder von einer bestimmten Partei in Beschlag genommen und dadurch zum Gegenstand des politischen Streits gemacht würde. Eine Regelung der Wohnungsverhältnisse in den immer mehr anwachsenden Städten, eine Durchdringung dieses ganzen Gebietes mit sozial-medizinischen Gedanken ist durchaus notwendig und muß von vornherein von jedem speziell politischen Bestreben frei bleiben.

Vor allem müssen die Stadtverwaltungen darauf hinwirken, daß nicht durch die Bauordnungen eine übermäßige und der sozialen Hygiene feindliche Bebauung des Bodens erfolgt. Zu enge Höfe, Mangel an Gärten, zu starke Annäherung von Wohn- und Stallgebäuden, Lagerschuppen usw. sind die Folge jener, und schon nach den ersten Preissteigerungen müssen die Käufer so viel zahlen, daß ihnen nur die Steigerung der Mieten als Mittel der Kompensation bleibt. Es ist aber sinnlos, zugunsten der wenigen Besitzer, die im Anfang einer solchen Bodenpreissteigerung große Summen verdienen, auf die Dauer die Gesamtheit der Bewohner einer Stadt leiden zu lassen. Ich sehe also in der Lösung der Wohnungsfrage durch Aufstellung wirklich sozialer Bauordnungen und in einer richtig durchgeführten Wohnungshygiene sehr wesentliche Mittel, um dem Ideal des natürlichen Adels zu dienen, denn von der Beschaffenheit der Wohnungen ist im wesentlichen das ganze Familienleben abhängig. Schlechte Wohnungsverhältnisse werden immer indirekt schädigend auf die körperliche und geistige Gesundheit weiter Volkskreise einwirken.“ —

Infolge der Ereignisse seit 1914 hat die Wohnungsnot eine solche Stärke erreicht, daß die im vorstehenden gegebenen Ausführungen zunächst ein unerreichbares Ideal enthalten. Aber zur Förderung des natürlichen Adels ist eine Lösung der Wohnungsfrage unbedingt erforderlich. —

Ferner ist von diesem Standpunkt die Organisation der körperlichen Erziehung des Volkes durch Turnen und Bewegungsspiele notwendig. In der Schrift über die körperliche Erziehung der deutschen Studentenschaft habe ich das psychophysische Grundprinzip der Messung sämtlicher Leistungen ausgebildet und die Erziehung aller im Gegensatz zu dem bloßen Wettkampf einzelner Preisträger durchgeführt. Diese Idee muß auf die körperliche Erziehung des ganzen Volkes übertragen werden.

Über die Grenzen von Turnen, Spiel und Sport hinaus ist es notwendig, die älteren Volksspiele wieder zu beleben und zu einer Veredelung des Tanzes zu gelangen, der uns in der Gegenwart vielfach in der degenerierten Form von Tiertänzen entgegentritt. Durch die körperliche Erziehung können mangelhafte Anlagen einzelner Organe ausgeglichen und die Voraussetzungen für tüchtige Arbeits-

leistungen geschaffen werden. Bei diesen Bestrebungen handelt es sich nicht nur um die körperliche Ausbildung der Einzelnen, sondern auch um ein wichtiges Moment bei der Gattenwahl und der Eheschließung.

Während wir bei toxischen Einwirkungen, Infektionskrankheiten und Übermüdung die exogenen Einflüsse bei der Degeneration der Individuen studieren können, treten vielfach psychopathische Zustände und ausgeprägte Geisteskrankheiten rein endogen auf, d. h. ohne, daß wir eine exogene Ursache im persönlichen Leben der Betreffenden finden könnten. Ich muß hierbei auf das Kapitel über Psychopathologie und Vererbung verweisen. Nun fragt es sich, was gegen die psychopathische und kriminelle Degeneration vom Standpunkt der Rassenhygiene geschehen kann. Die in psychiatrischer Beziehung möglichen Maßnahmen lassen sich in folgender Weise gliedern.

1. Therapeutische Behandlung ausbrechender Störungen. Dies ist eine rein medizinische Angelegenheit.

2. Internierung zum Schutze der erkrankten Person und ihrer Umgebung. Praktisch sind in vielen Fällen beide Momente (Nr. 1 und 2) verbunden, müssen jedoch theoretisch getrennt werden.

3. Maßnahmen zur Verhinderung der Nachkommenschaft von Personen, bei denen endogene Geistesstörungen ausgebrochen sind.

Hierbei kommt in erster Linie die unter Nr. 2 genannte Internierung in Betracht, solange Anstaltsbedürftigkeit vorliegt. Man hat jedoch darüber hinaus, besonders bei Entlassungen aus der Anstalt, an eine Zerstörung der Keimdrüsen, d. h. der Hoden beim Manne, und der Ovarien bei Frauen mit Hilfe von Operation oder Röntgenstrahlen gedacht. Dieser Punkt ist schon in der ersten Auflage dieses Buches (vgl. S. 192 der II.) behandelt worden. Ich habe mich seitdem mehrfach, z. B. bei dem Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen 1912 gegen diese im Grunde gewaltsamen Methoden ausgesprochen. Auch auf die Eheverbote für Personen, die an Geisteskrankheiten gelitten haben, ist oben schon hingewiesen worden.

Ich lege jedoch mehr Wert auf eine organisierte Aufklärung weiter Volkskreise über die Gefahr der Vererbung von Geisteskrankheiten. Allerdings ist es sehr schwer, an die Personen, für die eine solche Warnung eigentlich bestimmt ist, heranzukommen. Ist erst einmal eine Verlobung mit einer erblich belasteten Person vollzogen, so hilft in der Regel auch die nachträgliche Befragung eines

Nervenarztes nichts, um die Ehe zu verhindern. Die Aufgabe muß darauf gerichtet sein, eine große Zahl von Personen in heiratsfähigem Alter von vornherein bei der Gattenwahl auf körperliche und geistige Gesundheit einzustellen. Dies kann in Deutschland, wenigstens in Gegenden mit vorwiegend ländlicher Bevölkerung, z. B. in Hessen, vielleicht am besten mit Hilfe der Kreisämter und Bürgermeistereien durch ein geeignetes Merkblatt geschehen, das bei der Entlassung aus den Schulen mitzugeben und auch sonst zu verbreiten wäre. Als Mitglied des Kreistages des Kreises Gießen hatte ich in diesem Zusammenhang 1918 die Verteilung eines solchen Merkblattes angeregt. Unterdessen hat die planlose Heiratswut, die nach Krieg und Revolution in Deutschland, wie in anderen am Krieg beteiligten Ländern, ausgebrochen ist, diesen Bestrebungen vorläufig ein Ende bereitet. Aber diese Pläne müssen wieder aufgenommen werden. Dabei ist eine staatliche Organisation unbedingt nötig. Es ist bedauerlich, daß mein Vorschlag, dem deutschen Reichsgesundheitsamt eine Abteilung für Familienforschung und Vererbungslehre anzugliedern oder ein besonderes Reichsinstitut für diese Aufgaben zu schaffen, weder vor noch nach der Revolution zur Durchführung gekommen ist. In der Deutschen medizinischen Wochenschrift (Jahrgang 1914, Nr. 14) habe ich diesen Gedanken ausführlich dargestellt. Eine Prophylaxe der psychopathischen Degeneration durch Hinlenkung weiter Volkskreise auf eine richtige Gattenwahl ist jedenfalls dringend nötig. — Diese Bestrebungen sollen auf dem Boden der Familienforschung möglichst gefördert werden.

Alle diese Maßnahmen müssen in psychologischer Beziehung durch Ausbildung des Familiensinnes und die Einsicht in die Bedeutung der Abstammung ergänzt werden. Die allgemeinen hygienischen Maßregeln können nur dann zur Verbesserung der Rasse führen, wenn diese durch die Ausbildung eines Stammesbewußtseins und des Gefühles nationaler Zusammengehörigkeit erhalten wird. —

---

20. Kapitel.

Renaissance und Regeneration.

In dem Kapitel über Regeneration und Adel habe ich als einen Teil der wissenschaftlichen Aufgabe die Untersuchung der Genieperioden hingestellt, die im Leben der Völker mehrfach zu beobach-

ten sind. Dazu gehört besonders die Blüte der griechischen Kunst und die als Renaissance bezeichnete Zeit der italienischen Geisteskultur; ähnliche Erscheinungen sind auch bei anderen Völkern, den Spaniern, Holländern und Deutschen zu beobachten. Ebenso wie man das Einzelgenie als ein unerklärliches Wunder betrachtete, so hat man sich vielfach auch den Genieperioden gegenüber rein anschauend verhalten, man bezeichnete sie mit einem aus dem Leben der Pflanzen entnommenen Bilde als Blütezeiten, denen dann ein Absterben folgen mußte. Aber, nachdem die analytische Beobachtung des Einzelgenies, z. B. Goethes, vom Standpunkt der Familienforschung Licht gebracht hatte, mußte auch die Frage der Genieperioden naturwissenschaftlich in Angriff genommen werden.

Bei dem Kongreß für Familienforschung-, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen 1912 habe ich die Studien über die italienische Renaissance, die von mir seit längerer Zeit in Angriff genommen waren, die aber erst im Zusammenhang mit dem Buch über Familienforschung ihre wesentliche Wendung erhalten hatten, in einem Vortrag unter dem Titel Renaissance und Regeneration zusammengefaßt, der in dem Kongreßbericht (Verlag von C. Marhold) gedruckt worden ist. Ich gebe hier diese Ausführungen wieder:

Die beiden Ausdrücke Renaissance und Regeneration, die inhaltlich in der Wurzel zusammenhängen, haben in der sprachlichen Entwicklung eine besondere Bedeutung angenommen. Vor allem ist das Wort Renaissance immer mehr auf bestimmte geschichtliche, besonders kunstgeschichtliche, Perioden eingeschränkt worden, und vielfach denkt man dabei lediglich an die Kunstwerke, die in einer bestimmten Zeit, bei dem Wiederaufbau der Kenntnis der Antike, entstanden sind. Diese wesentlich kunstgeschichtliche Auffassung der Renaissance ist zur Zeit die herrschende, und dementsprechend ist die Beschäftigung mit diesen Erscheinungen fast zum Reservatrecht einer bestimmten Fachwissenschaft geworden. Vom biologisch-psychologischen Standpunkt aus sind jedoch all diese Kunstwerke malerischer, zeichnerischer, plastischer, architektonischer und dichterischer Art jedenfalls Ausdrücke von bestimmten inneren Zuständen, die in jener Zeit eine besondere Beschaffenheit und Kraft gehabt haben müssen, um eine solche Menge von bedeutenden Kunstwerken innerhalb von ungefähr 2½ Jahrhunderten nämlich vom Ende des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, hervorzubringen.

Naturwissenschaftlich betrachtet, führen diese Werke auf ihre Urheber zurück, und wir müssen daher, um das eigentliche

Grundproblem richtig zu bezeichnen, an Stelle der Kunstwerke die Künstler im weitesten Sinne des Wortes einsetzen, d. h. also die Persönlichkeiten, aus denen diese ganze Welt von Kunstschöpfungen entstanden ist. Biologisch betrachtet, handelt es sich also um die weit über die Kunstgeschichte hinausgehende Frage, aus welchen Gründen eine so große Zahl von ausgeprägt befähigten, und zwar besonders in der Richtung der Kunstleistung talentierten Menschen in dieser relativ kurzen Spanne von Zeit, ungefähr von der Mitte des 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts, entstanden ist.

Gehen wir von den Grundbegriffen der Ursachenforschung im Gebiet der empirischen Psychologie an die Aufgabe heran, so handelt es sich um die Unterscheidung, ob diese Häufung von Talent- und Genieäußerungen wesentlich endogenen oder exogenen Ursprung hat, oder auch einer Vereinigung beider Arten von Ursachen entspringt.

Dabei ist vor allem zu beachten, daß das Renaissancephänomen einen ausgeprägt territorialen, fast inselförmigen Typus zeigt, indem eine außerordentlich große Zahl von den beteiligten Persönlichkeiten in Toskana, speziell Florenz geboren sind oder aus toskanischen Familien stammen und jedenfalls die Hauptarbeit ihres Lebens in Florenz oder, nach einer Verpflanzung aus Florenz, in der weiteren Umgebung geleistet hat. Es ist bei der Zusammenstellung der Ursprungsorte der Renaissancekünstler ganz deutlich, daß ganze Territorien von Italien bei dieser Produktion von Talenten und Genies gar nicht beteiligt sind, während in anderen Gebieten die Erscheinung wieder eingestreut, aber weniger gehäuft als in Toskana, auftritt.

Noch deutlicher wird dieser insuläre Charakter der Hervorbringung von Renaissancekünstlern bei der Vergleichung von Italien mit anderen Ländern, wo entweder eine derartige Häufung von bedeutenden Persönlichkeiten überhaupt nicht, oder, wie z. B. in Spanien, in einer anderen, im besonderen Fall späteren, Zeit aufgetreten ist.

Ich schränke daher das Thema auf die Frage ein, aus welchen inneren oder äußeren Gründen diese Hochflut von begabten Menschen im Gebiet von Toskana während der obengenannten Zeit entstanden ist und möchte im folgenden von diesem doppelten Gesichtspunkt aus die Möglichkeiten, die Renaissance biologisch zu erklären, zu behandeln suchen.

Gehen wir zunächst von den exogenen Ursachen aus, so könnte man in erster Linie daran denken, daß in der wunderbar schönen Umgebung von Florenz eine äußere Veranlassung dieser Kunst-

leistungen gelegen hat. Wer, von der Höhe von Fiesole, im Frühling Florenz in einem Blütenmeere hat liegen sehen, der kann meinen, daß eine solche Natur immer wieder von neuem künstlerische Arbeit anregen und ganze Reihen von bedeutenden Kunstleistungen auslösen müßte. Die Kunstgeschichte beweist das Gegenteil. Diese herrliche Natur allein kann niemals ohne die besondere Kraft der inneren Anlage bei einem Menschen oder einem ganzen Volke zu irgendwelchen bedeutenden Kunstleistungen führen, mögen wir auch bei ihrem Anblick noch so begeistert sein. Zur Auslösung von Kunstleistungen sind diese äußeren Reize allein unfähig.

Lehnt man diese Bedingung durch die umgebende Natur, als genügende Ursache des Renaissancephänomens in unserem Sinne, ab, so könnte man vor allem den Versuch machen, die Blüte der Kunst und die Entstehung der Künstler aus den äußeren sozialen Vorgängen zu erklären, die sich in Florenz vom 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts abgespielt haben. Aber dieser heftige Kampf von Familien und Bevölkerungsgruppen, diese politischen Umgestaltungen durch Ablösung einer herrschenden Gruppe durch die andere, haben sich in vielen Städtewesen und Staaten in ganz ähnlicher Weise mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Schärfe abgespielt wie in Florenz, ohne daß eine solche Reihe von begabten Männern entstanden wäre. Ich halte die Herleitung der Kunstgröße und der Entstehung der Künstler in Florenz aus den politischen Bedingungen dieses Gemeinwesens für völlig unmöglich, weil sich sonst die gleichen Erscheinungen in vielen anderen Orten unter der gleichen Bedingung hätten zeigen müssen. Diese exogen politische Erklärungsart des Renaissancephänomens muß daher ebenfalls abgelehnt werden.

Man könnte weiter versuchen, die Erscheinung aus sozialen Gründen eines lebhaften Verkehrs und starker wirtschaftlicher Entwicklung abzuleiten. Florenz liegt an dem Schnittpunkt der uralten Militär- und Handelsstraße, die von Rom durch Toskana über Bologna nach Norden zog, und eines anderen Handelsweges, der von Osten über den Appenin durch das Arnotal nach dem Meere führt. Sicher ist diese Lage eine Voraussetzung der bedeutenden Entwicklung von Florenz in verschiedenen Zeiten gewesen. Es ist aber unmöglich, hieraus die Erscheinung der Renaissance in unserem Sinne abzuleiten, da es Städte gibt, die eine ganz ähnliche Lage haben, ohne im mindesten zur Geburts- oder Sammelstätte einer großen Reihe von Künstlern zu werden.

Es gibt nun weiter eine exogene Erklärungsart, die zwar in der

Gegenwart kaum gewählt werden könnte, die aber im Gedankenkreise früherer Zeiten liegen würde, und die jedenfalls der Vollständigkeit wegen bei der systematischen Erforschung der Ursachen erwähnt werden darf. Es ist dies eine kosmologische, die von der Annahme ausginge, daß in jener Zeit das ganze Erdenleben unter besonderen kosmischen Bedingungen gestanden hat, die einen generellen Einfluß auf die Keimentwicklung innerhalb des menschlichen Geschlechtes gehabt haben könnten. Der astrologischen Denkweise früherer Jahrhunderte könnte eine solche Auffassung entspringen, aber auch diese exogene Erklärungsart erscheint völlig haltlos, wenn man den erwähnten rein territorialen Charakter der Renaissance in Betracht zieht.

Somit scheinen alle exogenen Erklärungsarten, soweit sie natürliche und soziale Verhältnisse betreffen, völlig zu versagen.

Dieser Reihe von exogenen Ursachen gegenüber kann man eine zweite von endogenen aufstellen. Wer die bedeutsamen Reste der alten toskanischen Kultur kennt, besonders die alten Grabdenkmäler, ferner auch die prähistorischen Funde, die auf eine starke bildnerische Betätigung in diesem Gebiet, schon in sehr alter Zeit, deuten, wird geneigt sein, die Renaissance aus dieser alten künstlerischen Anlage des toskanischen Volkes zu erklären. Aber auch diese Auffassung ist unhaltbar, weil in diesem Fall zu erwarten wäre, daß eine solche Äußerung ursprünglich im Volke liegender Anlagen, bei dem immer noch ziemlich konstanten Bestand der Bevölkerung auf dem Land und in den kleinen Städten, sich immer wieder von neuem wiederholen müßte, so daß Toskana eine unversiegbare Quelle von bildnerischen Talenten und Genies bis zur Gegenwart hätte sein müssen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, sondern die Renaissance in unserem Sinn erscheint deutlich als eine vorübergehende Periode mit enormer Häufung von Talenten.

Geht man in anthropologischer Richtung weiter, und untersucht man die Zusammensetzung des toskanischen Volkes, so ist zweifellos von größter Wichtigkeit das Eindringen von germanischen Stämmen aus dem Norden z. B. in der Longobardenzeit, und im Sinne einer Rassentheorie, welche eine große Menge von Kulturerscheinungen aus der Wanderung germanischer Stämme erklärt, erscheint es am einfachsten, die Renaissance als reinen Ausfluß und eine Nachwirkung dieser germanischen Einwanderung nach Italien aufzufassen. Aber auch hiergegen lassen sich zwingende Gegengründe namhaft machen. Wäre die Anschauung richtig, so müßten an den verschie-

densten Stellen, z. B. da, wo die Goten bei ihren Zügen eingedrungen sind, besonders in Südwestfrankreich und Spanien, ähnliche Häufungen von künstlerischen Fähigkeiten entstanden sein, was durchaus nicht der Fall ist. Es erscheint daher ganz unmöglich, die Renaissance in der öfter beliebten Weise lediglich aus dem germanischen Blut zu erklären.

Wenn nun diese beiden anthropologischen Erklärungsarten aus toskanischer oder germanischer Abstammung versagen, so bleibt im Gebiet der endogenen Ursachen zunächst eine weitere Auffassung, die zu dem Charakter einer vorübergehenden Periode sehr gut zu passen scheint, nämlich die Erklärung aus den periodischen Erscheinungen, wie wir sie im Biologischen nicht nur bei einzelnen Personen, sondern bei bestimmten Gruppen von Individuen in übereinstimmender Weise finden.

Das klarste Beispiel solcher periodischer Schwankungen in physiologischer Beziehung bietet die periodische Blutung bei dem weiblichen Geschlecht. Eine Reihe von Beobachtungen innerhalb der Psychiatrie paßt zu dieser Betrachtungsweise. In den periodischen und besonders den sogenannten zirkulären Geistesstörungen, die oft ohne äußere Veranlassung lediglich aus endogenen Gründen zustande kommen, zeigt sich die Bedeutung der periodischen Schwankung innerhalb des psychopathologischen Gebiets. Auch die Untersuchung der geistigen Leistungen von Genies, unter Berücksichtigung der zeitlichen Verhältnisse und der Umgebung, hat zweifellos periodische Erscheinungen ergeben, und in neuerer Zeit ist die Anwendung dieses Grundbegriffes auf eine ganze Reihe von Erscheinungen im individuellen Leben, soweit dies auf innerer Organisation beruht, gemacht worden.

Wenn auch über die zulässigen Grenzen dieser Betrachtungsweise bisher keine völlige Sicherheit erzielt ist, so erscheint es doch erlaubt, probeweise diese Auffassung zur Beurteilung der Renaissance zu verwenden. Man könnte sich vorstellen, daß die menschlichen Keimanlagen periodisch aus endogenen Gründen eine Art Steigerung ihrer Produktionskraft erlangen, woraus sich im persönlichen Leben der Angehörigen von bestimmten Generationen eine höhere Leistungsfähigkeit erklärt. Betrachtet man die Entstehung und den Verfall der griechischen Kunst, ferner gewisse Nachblüten, sowie die großen, besonders architektonischen Leistungen der Karolingerzeit, so tritt darin scheinbar immer wieder ein periodischer Charakter auf, und man könnte auch die Schöpfungen oder vielmehr

die Schöpfer der Renaissancezeit als Wirkung einer solchen periodischen Steigerung der Keimvalenz auffassen. Scheinbar könnte diese Erklärung naturwissenschaftlich ein Licht in das Auf- und Absteigen von künstlerischen Leistungen bringen und das ewige Entstehen und Vergehen erklären, über dessen Ursachen die Historiker trotz aller Bemühungen in vielen Fällen noch nicht klar geworden sind.

Aber gerade als Naturwissenschafter möchte ich von einer solchen Vereinfachung der Problemstellung durchaus abraten, da sie nur eine scheinbare Erklärung gibt und sich leicht widerlegen läßt. Handelte es sich lediglich um eine solche endogene Steigerung der Keimbeschaffenheit, so wäre zu erwarten, daß sich ähnliche Erscheinungen bei allen Völkern zeigen müßten, während in bezug auf Produktion von solchen künstlerischen Qualitäten ganze Territorien, oder besser Bevölkerungen, sich dauernd steril zeigen. Die Lehre von den periodischen Schwankungen darf nie ohne weiteres auf Erscheinungen angewendet werden, die von vornherein einen auf bestimmte Gruppen beschränkten Charakter an sich tragen.

Somit versagt jede einzelne der bisher versuchten Erklärungen, und man kommt dabei leicht auf den Standpunkt des reinen Kunstenthusiasmus, der die Renaissance einfach als gegeben hinnimmt, ohne sich um die Analyse der Ursachen zu bekümmern. Trotzdem muß vom biologischen Standpunkt der Versuch immer wieder von neuem gemacht werden.

Voraussetzung hierzu ist eine genaue Erforschung der Familien, aus denen die leitenden Persönlichkeiten während dieser Zeitperiode in politischer und künstlerischer Richtung hervorgegangen sind. Für eine zusammenhängende Geschichte der Renaissancefamilien sind infolge des ausgeprägten Interesses an Familienforschung in der italienischen, speziell Florentiner Literatur eine Menge von Vorarbeiten vorhanden. Es fehlen aber leider größtenteils die biologisch-psychologischen Gesichtspunkte, die bisher nur in beschränktem Maße, besonders auf die Mediceerfamilie, angewandt worden sind. Sobald man sich in die Geschichte der Renaissance vertieft, fallen die außerordentlich zahlreichen verwandtschaftlichen Beziehungen der hervorragendsten Florentiner Familien ins Auge. Dabei sind wir bei der Analyse der genialen Künstler, speziell von Michelangelo, vom Standpunkt der Vererbungslehre noch ganz am Anfang einer Erkenntnis der Zusammensetzung der Vererbungsmassen.

Während bei Goethe nach einer außerordentlich großen genealogischen Einzelarbeit und daran anknüpfender naturwissenschaftlicher Analyse die Entstehung seiner genialen Natur immer verständlicher geworden ist, und auch bei Schiller sich jetzt eine Aussicht auf das Verständnis seiner komplizierten Anlage eröffnet hat, fehlt uns bei Michelangelo bisher jede Möglichkeit, sein Genie auf dem Boden der Familienforschung zu erklären. Sicher ist bisher, ganz ähnlich wie bei Goethe und Schiller, nur das eine, daß gerade die künstlerische Seite seines Wesens aus dem Mannesstamm nicht abgeleitet werden kann, während andererseits eine Erklärung aus der Beschaffenheit der Mutterfamilie noch rein hypothetisch ist. Allerdings möchte ich hier auf Grund meiner bisherigen Beschäftigung mit diesem Thema die Vermutung aussprechen, daß sich in der Ahnentafel der Mutter bei diesem Genie, ganz ähnlich wie bei Goethe, die Quellen der künstlerischen Leistung werden aufweisen lassen, aber erwiesen ist dieser Zusammenhang bisher keineswegs, und das Genie in Michelangelo steht bisher innerhalb seiner bekannten Vorfahren als eine völlig unerklärliche und bewunderungswürdige Schöpfung der Natur da.

Jedenfalls ist eine psychologische Betrachtung der bedeutenden Florentiner Familien innerhalb der Renaissancezeit für die Lösung des Problems von der größten Bedeutung, und nur auf diesem Boden kann man eine wirkliche Einsicht in die Entstehung der Renaissance im biologischen Sinne gewinnen. Immerhin lassen sich schon jetzt bei der Vergleichung dieser Familiengeschichten mit der Entwicklung der Stadt, ihren politischen Verhältnissen und den aus dieser Zeit hervorgehenden Kunstleistungen einige Grundlinien der Entwicklung erkennen.

Die jetzige Stadt ist nur noch eine andeutende Darstellung des alten Florenz, wie es uns am Ende des 13. Jahrhunderts entgegentritt. Damals war dieses Gemeinwesen charakterisiert durch eine große Zahl von burgartigen Gebäuden und Türmen innerhalb der Stadtumwallung. Der kriegerische, auf Selbstverteidigung hinzielende Charakter dieser Bauart ist außerordentlich deutlich; die mächtige Einzelpersönlichkeit, die nur auf die eigene Kraft vertraut, tritt uns in markanten Zügen entgegen. Wir erkennen hierin die ursprüngliche Quelle der Bauart, die in einer Reihe der jetzt noch erhaltenen Renaissancebauten, künstlerisch verschönt und ästhetisch bedeutsam, hervortritt.

Dieser alte Kriegeradel, der auf dem Bewußtsein der eigenen

Kraft ruht, ist das Fundament, auf dem sich die ganze weitere Entwicklung von Florenz vollzieht. Wir kennen die furchtbaren Kämpfe, die sich aus der Befehdung der einzelnen untereinander, in der Gruppenbildung in Gestalt von Adelsparteien, im Kampf gegen das aufstrebende Bürgertum ergeben hatten, gleichgültig zu welcher Partei man sich in der geschichtlichen Betrachtung bei diesen Kämpfen schlägt. Das eine ist sicher, daß diese alten kampfgewohnten Geschlechter biologisch in der Entwicklung der Florentiner Familien eine große Bedeutung haben, besonders indem sie weibliche Deszendenten an die neu aufstrebende bürgerliche Aristokratie abgeben, so daß eine Verbindung des alten und des neuen Adels geschieht.

Dabei ist die Entstehung dieses tätigen Bürgeradels aus dem Mutterboden des Handwerks unverkennbar. In Gewerkschaften und Zünften wird die sich immer mehr Geltung schaffende bürgerliche Arbeit organisiert und kämpft politisch gegen die dogmatische Herrschaft des alten Adels, der seine Vorrechte verteidigt und nur schrittweise von dem aufkommenden Bürgertum verdrängt wird. Es ist nun ersichtlich, wie aus dem Handwerk nicht nur kulturell, sondern auch biologisch das Kunstgewerbe hervorgeht, und wie sich durch Genialisierung der hierbei immer mehr ausgebildeten kunstgewerblichen Fähigkeiten die große Kunst entwickelt.

Dieser Zusammenhang der Kunstleistungen mit kunstgewerblichen Talenten und der Übung des bürgerlichen Handwerkes ist nicht bloß kulturell, sondern biologisch als eine Entfaltung und ein Absolutwerden von Kunstfertigkeiten zu verstehen. Diese Beziehung wird nur deshalb so oft verkannt, weil angesichts einer großen Kunstleistung die große Bedeutung der Handfertigkeit, des wirklichen einfachen Könnens im Sinne des Handwerks, nicht genügend bewertet wird.

Die psychologische Untersuchung der großen Künstler und ihrer Leistungen zeigt, welche Rolle gerade dieses Können im elementarsten Sinne des Wortes bei ihnen spielt, und wie gerade hierauf ihre außerordentliche geistige Ausdrucksfähigkeit im Sinne der praktischen Kunstleistung beruht.

Allerdings kann niemals aus einer bloßen mechanischen Kunstfertigkeit allein ein großes Kunstwerk entstehen, sondern hierzu gehört vor allem eine große Phantasie mit innerer Gestaltungskraft, die zu der Kunstfertigkeit hinzu kommen muß. Biologisch

spielt jedoch zweifellos der Übergang vom Handwerk zum Kunstgewerbe und von da zur freien Kunstübung sicher eine bedeutende Rolle.

Ein solcher Prozeß hat sich innerhalb des Florentiner Bürgertums vollzogen, wobei ich nur an die große Bedeutung des Färberberufes in Florenz erinnern will. Aus einer intensiv gesteigerten, organisatorisch zusammengefaßten bürgerlichen Arbeit geht nach schweren Kämpfen mit dem Adel eine neue bürgerliche Aristokratie hervor, die sich mit der alten durch Kreuzung verbindet, und in der Periode der Vereinigung dieser beiden Gruppen oder besser Bevölkerungsschichten, speziell durch die Abgabe von weiblichen Deszendenten aus der einen an die andere Schicht, geht höchstwahrscheinlich das hervor, was wir Renaissance im biologischen Sinn nennen.

Es ist sehr interessant, im Hinblick auf diesen Vorgang die Ahnentafeln einiger berühmter deutscher Männer, die im vergangenen Jahrhundert geboren wurden, zu vergleichen, was uns bei dem Kongreß 1912 durch die ebenso schönen als lehrreichen genealogischen Wandteppiche des Herrn Dr. A. von den Velden aus Weimar erleichtert wurde. Ich hebe in unserem Zusammenhang die Ahnentafel von Bismarck, Moltke und Zeppelin hervor. In allen drei Fällen verbinden sich Nachkommen des alten militärisch tüchtigen Landadels, in welchem eine Befestigung der Stammcharaktere durch Inzucht nicht selten ist, mit weiblichen Nachkommen aus geistig hochstehenden bürgerlichen Familien, in denen in den betreffenden Fällen zwar keine Inzucht, wohl aber eine Auslese von geistig Befähigten durch natürliche Zuchtwahl stattgefunden hat. Es handelt sich um einen vollkommen typischen Prozeß, aus welchem eine Verbindung von genialen Eigenschaften bei den genannten Männern hervorgegangen ist.

Ein ähnlicher Vorgang hat sich wahrscheinlich im größten Stil in Florenz während des 13. bis 15. Jahrhunderts abgespielt, wobei selbstverständlich auch der die obigen Beispiele ergänzende Fall in Betracht zu ziehen ist, daß männliche Mitglieder der aufstrebenden, bürgerlich tüchtigen Geschlechter sich mit den weiblichen Nachkommen der alten Adelsgeschlechter verbinden. In beiden Beziehungen finden sich in der Geschichte der Florentiner Familien vielfache Beispiele, ebenso wie wir das heutzutage nicht selten im deutschen Bürgertum beobachten.

Diesen Vermischungsprozeß zwischen dem alten selbstherrlichen

Kriegeradel und der neu aufkommenden Aristokratie der bürgerlichen Arbeit immer deutlicher herauszuarbeiten, ist eine Hauptaufgabe der auf das Renaissanceproblem gerichteten Familienforschung. Faßt man in dieser Weise als die biologische Grundlage der Renaissance die Verbindung zweier Aristokratien auf, die beide insofern natürlich sind, als sie auf besonderen Fähigkeiten, entweder kriegerischer Kraft oder bürgerlicher Arbeit, beruhen, so gewinnt eine ganze Reihe der oben genannten Umstände die Bedeutung von unterstützenden Momenten, die zwar nicht als alleinige oder wesentliche Ursache wirksam gewesen sind, aber doch zu dem Endeffekt einer außerordentlichen Steigerung geistiger Leistungen mitgewirkt haben.

Was die behandelten exogenen Momente betrifft, so kann man die Wirkung und den Widerschein der herrlichen Natur aus der Umgebung von Florenz in einer Reihe von Bildwerken der Renaissance unmittelbar erkennen. Zu der Darstellung der heiligen Familie kommt in der frühen Renaissance ganz allmählich die, oft zunächst nur durch eine Fensteröffnung hineinblickende, Natur, während später die ganze Gruppe mitten in eine natürliche Umgebung hineinversetzt wird. Die Natur kommt während der Renaissance neben dem anfangs noch vorhandenen religiösen Inhalt allmählich zum Bewußtsein.

Auch ist sicher, daß zwei andere der genannten exogenen Momente in vieler Beziehung den Prozeß begünstigt haben, nämlich die Entwicklung des Handels und Reichtums infolge der günstigen Lage der Stadt, und eine die architektonischen Äußerungen geradezu bedingende politische Gestaltung des Gemeinwesens.

Auch die erwähnten endogenen Momente, nämlich der Grundstock eines Volkes, das höchstwahrscheinlich seiner Abstammung nach auf die alten Bewohner von Toskana unmittelbar zurückgeht, und die Zugabe von germanischem Blut während der Völkerwanderung und im Mittelalter mag sicher die biologische Komposition sehr beeinflußt haben. Besonders ist es für den derben Kriegeradel, der sich in den Stadtburgen des alten Florenz niedergelassen hatte, höchst wahrscheinlich, daß er vielfach germanischer Abkunft war. Aber es muß betont werden, daß gerade die bedeutenden Kunstleistungen, um deren Erklärung es sich in erster Linie handelt, aus diesem Kern eines germanischen Kriegertums sich durchaus nicht erklären, und daß diese eingewanderte Herrscherschicht, die wir an einer ganzen Reihe von Stellen in Europa finden, durchaus

nicht mit besonderer Häufigkeit gerade künstlerische Fähigkeiten hervorgebracht hat.

Legt man bei der Analyse des Renaissanceproblems besonders auf die künstlerisch-bildnerischen Fähigkeiten Gewicht, so ist es vielmehr wahrscheinlich, daß die hieraus sich entwickelnde geniale Leistung aus dieser kriegstüchtigen Herrscherrasse nicht stammt, sondern aus dem aufstrebenden Florentiner Bürgertum. Dabei bleibt die Frage offen, ob es sich bei letzterem lediglich um ein bodenständiges, sozusagen endogenes Moment in Florenz gehandelt hat, oder um eine Auslese von tüchtigen und begabten Familien, die gerade in dem aufstrebenden Städtewesen von Florenz einen günstigen Boden für ihre soziale Entwicklung gefunden haben.

Daß hierbei anthropologisch durch Blutmischung mit den eingeborenen Abkömmlingen der alten toskanischen Bevölkerung eine Häufung von Anlagen zur Kunstfertigkeit entstanden ist, erscheint möglich, aber die Entwicklung der ganzen Summe von Anlagen in der Renaissancekunst ist offenbar erst aus der Verbindung der beiden genannten Aristokratieformen entstanden.

Von diesem Gesichtspunkt aus wird die Analyse von Michelangelos Natur zu einem besonders wichtigen Punkt der Renaissanceforschung. Wir sehen neben seinen genialen künstlerischen Fähigkeiten bei ihm eine Reihe von Zügen, die sich deutlich aus dem Typus der väterlichen Familie herleiten, und die sich leicht aus den angeborenen Instinkten eines Sprößlings von altem Landadel erklären lassen, die sogar als Ausdruck einer fast feudalen Lebensauffassung zu seiner künstlerischen Leistung in einem Widerspruch zu stehen scheinen. Ich erinnere hier nur an seine Neigung, sich von den Grafen von Canossa wegen einer Ähnlichkeit der Wappen abzuleiten. Michelangelo erscheint ganz ähnlich wie Goethe und Schiller als eine Doppelnatur, deren Grundbeschaffenheit sich sehr wahrscheinlich aus einem Zusammentreffen zweier ganz verschiedenen Erbmassen wird erklären lassen.

Jedenfalls bildet eine psychologisch, naturwissenschaftlich und soziologisch angefaßte Geschichte der Florentiner Familien sehr wahrscheinlich die Grundlage für die wirkliche Lösung des Renaissanceproblems im biologischen Sinne. —

Schon vor dieser Darstellung der Grundprobleme habe ich besonders die Florentiner Familien, die in der Renaissanceperiode von Anfang des 14. bis Ende des 15. Jahrhunderts eine Bedeutung

gehabt haben, von diesem familiengeschichtlichen und biologischen Standpunkt betrachtet und bin immer mehr zu einer Bestätigung der wiedergegebenen Auffassung gelangt. Dabei bezogen sich diese Einzelstudien besonders auf drei Familien, nämlich 1. die Familie Medici, 2. die Familie Simone, aus der Michelangelo stammt, 3. auf die Familie Soldani, die unter dem Namen Bonaccorsi in der Florentiner Geistesgeschichte bekannt war, und die als Talentquelle von Bedeutung ist. Ich kann hier nur auf den ersten Punkt genauer eingehen.

Bei der Familie Medici liegt der Gang der Familiengeschichte ziemlich klar. Die sagenhafte Vorgeschichte ist sehr wahrscheinlich eine rückwärtige Verlängerung der späteren Bedeutung der Familie, wie sich das bei ursprünglich bürgerlichen Familien, die im Laufe der Geschichte zum Standesadel gelangten, sehr oft findet. Am Hofe Karls des Großen, auf dessen Umgebung viele Adelsfamilien ihre Vorfahren zurückführten, soll ein Eberhard von Medici gewesen sein. Anselm von Medici soll um 1168 dem Papst Alexander gegen den Kaiser Friedrich II. Hilfe geleistet haben: eine Verbindung der späteren Florentiner Volksführer mit der päpstlichen Macht. Jakob von Medici soll 1030 einer der ersten Räte zu Orvieto gewesen sein: die bürgerliche Tätigkeit der Medici wird mit der Geschichte der italienischen Städte verknüpft.

Deutlicher wird die Vorgeschichte im 14. Jahrhundert. Avirard (Eberhard) von Medici wird 1314 Gonfaloniere in Florenz. Philipp von Medici stand nach Pierer in solchem Ansehen, daß die Guelfen, obgleich er bürgerlicher Herkunft war, seinen Rat gegen die Ghibellinen suchten. Hier liegt eine wesentliche Wendung in der Geschichte der Familie: Die aufsteigende Aristokratie der bürgerlichen Arbeit schiebt sich zwischen die streitenden Adelsgeschlechter und wird von diesen zu gewinnen gesucht.

Es werden dann im 14. Jahrhundert noch genannt: Johann Alamanno (etwa 1330), dessen Söhne Bartolomeo (etwa 1360) und Salvestro, der 1378 Gonfaloniere di Giustizia wurde, und sein Sohn Veri Medici, der 1393 verbannt wurde. Die Medici sind also Führer der Demokratie, d. h. der neu aufstrebenden bürgerlichen Aristokratie.

Von Anfang des 15. Jahrhunderts steigt das Ansehen und die Macht der Familie rasch, und es kommt zur Vermischung mit Frauen aus dem alten Florentiner Adel. Giovanni Medici, 1402—1408 Mitglied der Signoria, gilt als Stammvater der geschichtlich bekannten

Linien des Geschlechtes. Ich setze bei der Stammfolge den einzelnen Nachkommen die Zahl der Deszendenzreihe voran. Seine Söhne (D I 1 und 2) waren Cosimo, geb. 1389, verheiratet mit Contesina de Bardi, und Lorenzo. Die Ehe des Cosimo bedeutet eine Kreuzung des aufstrebenden Bürgertums mit dem kriegerischen alten Adel. Cosimo war der Großvater Lorenzos des Prächtigen, dessen Großmutter also eine Contesina de Bardi war. In D II von Giovanni finden sich als Söhne des Cosimo: 1. Giovanni, nach dem Großvater benannt, starb vor seinem Vater Cosimo; 2. Pietro I., geb. 1414, gest. 1469. Letzterer ist der Vater von D III 1 Lorenzo der Prächtige, geb. 1448, gest. 1492, verheiratet mit Clarissa Orsini, und D III 2 Giuliano, geb. 1453, ermordet 1478.

Lorenzo der Prächtige, der als Dichter in außerordentlich charakteristischer Weise hervorgetreten ist, indem er ritterliche und volkstümliche Motive verbindet, und der zugleich für die Auslese der künstlerisch und wissenschaftlich Begabten in Florenz einen entscheidenden Einfluß gehabt hat, entstammt also als Enkel der Kreuzung des neuen Florentiner Bürgeradels mit dem alten toskanischen Landadel. Er selbst war mit Clarissa Orsini verheiratet, es wiederholt sich also, wie bei dem Großvater Cosimo, die Kreuzung mit dem alten Adel. In D IV finden wir seine Söhne 1. Pietro II., vermählt mit Alfonsina Orsini, gest. 1503, 2. Giovanni (= Papst Leo X.), 3. Giuliano, geb. 1478, gest. 1516. Bei D IV 1 Pietro II. handelt es sich also um eine Verwandtenehe, da seine Frau ebenso wie seine Mutter eine geborene Orsini war. In solchen Heiraten liegt zugleich vom Standpunkt der Vererbungslehre der Grund für die charakterologische Entwicklung des Medicistammes: Dieser wird durch die Sprößlinge aus den kampflustigen alten Florentiner Adelsgeschlechtern überwuchert und in der Richtung auf Herrschsucht modifiziert. Dabei bleibt immer noch geistiges Interesse als Erbteil erhalten, es spielt aber mehr die Rolle einer Verzierung um den veränderten Stammcharakter: So wird allmählich die Geschichte der Familie Medici zur politischen Geschichte von Florenz. —

Eine ausführliche Darstellung der Familie Medici, besonders nach der 1530 erfolgten Erhebung von Allessandro Medici zum Herzog von Toskana, zu geben, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Ein sehr charakteristischer Ausläufer des durch Kreuzung modifizierten Medicistammes war Katharina von Medici, Königin von Frankreich. Sie war eine Tochter von Lorenzo II., dem Sohne von Pietro II., entstammt also einer zweifachen Kreuzung der

Medici mit der Familie Orsini, die in ihrer Ahnentafel mehrfach auftritt.

Was sich an der Medicifamilie erkennen läßt, hat sich in größtem Umfange in Florenz vom 14. Jahrhundert an abgespielt: das Aufkommen des Bürgertums unter heftigen politischen Kämpfen und seine Mischung mit dem alten Adel von Toskana. Einen Einblick in die Familien, die im politischen Leben von Florenz in dieser Zeit eine Bedeutung gehabt haben, gewährt das Buch: Delle Excellenze e Grandezze della Nazione Fiorentina, von Pater Francesco Soldini, Florenz 1780, mit einem alphabetischen Verzeichnis der Florentiner Gesandten von 1340—1400.

Auf 126 Seiten werden ungefähr 5000 Persönlichkeiten genannt, die in diesen 60 Jahren von der Republik Florenz mit wichtigen Missionen in die verschiedensten Länder und Orte, vielfach zu den Herrschern von Staaten und Städten, gesandt worden sind, z. B. zum Papst, nach Arrezzo, Avignon, Bologna, Genua, Lucca, Mailand, Siena, Padua, Perugia, Pistoja, Venezia, zur Lombardei, Romagna, nach Sizilien, nach Ungarn und in andere Länder.

Durchschnittlich kommen auf ein Jahr ungefähr 83 Gesandte. Wenn man diese trockene Aufzählung durchmustert, so treten die gleichen Personen öfter hervor, die vielen einzelnen schließen sich zu Gruppen zusammen, und immer mehr treten bestimmte Familien hervor, aus denen hochbegabte Mitglieder bekannt sind. Zunächst ist dieses Verzeichnis für die Geschichte der Medici von größtem Interesse. Es ist erstaunlich, wie viele Mitglieder von ihr in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts mit wichtigen Gesandtschaften betraut wurden. Ich nenne z. B. Matteo di Neri Medici, 26. Februar 1345 (Ziel nicht genannt), Malatesta di Francesco Medici, 7. Februar 1345 nach Borgo di San Lorenzo. Michele di D. Giovanni Medici, 25. April 1346 nach S. Piero a Sieve. Matteo di Chiarissimo Medici, 25. August al Borgo. Salvestro di Alamanno Medici, 17. Februar 1347 nach San Miniato. 31. April 1357 nach Perugia, Salvestro Medici, 28. Oktober 1361 nach Pisa. Francesco Medici, 11. Mai 1356 in di Romagna. Giovanni di Conte Medici, 4. Februar 1346 nach Piemont, 12. Oktober 1356 nach Valdarno, 22. August 1358 in die Romagna (noch mehrfach ohne Angabe des Bestimmungsortes genannt), z. B. 21. Februar, 31. März 1357.

Giovanni di Tento Medici am 30. Oktober 1351 nach Mugello. Guccio di Lapo di Bonino Medici, 27. Juni 1362 nach Scarperia. Jakopo di Francesco Medici, 31. August 1358 nach Mugello. Lapo di Coppo Medici, 27. August 1346 nach S. Piero a Sieve, 25. August, 31. Dezember 1347 und 23. Juli 1350 in die Romagna, am 30. Mai 1358 und 4. September 1360 nach Mugello. Vieri di Cambio Medici, 13. November 1378 al Papa.

Neben den Medici tritt eine ganze Reihe von anderen geschichtlich bekannten Familien bei diesen Gesandtschaften hervor, die Alamanni, Alberti, Adimari, Albizzi, Altoviti, Ardinghelli, Bardi, Carducci, Cavalcanti, Cerchi, Corsini, Foraboschi, Frescobaldi, Macchiavelli, Mancini, Neri, Pazzi, Peruzzi, Rucellai, Ricasoli, Ricci, Rossi, Salvi, Spini, Strozzi und viele andere.

Ferner erwähne ich aus der Reihe der Gesandten vier Familien, aus denen neben Staatsmännern bedeutende Künstler hervorgegangen sind, nämlich die Bonaccorsi-Soldani, Ghiberti, Brunelleschi und Simoni, von welch letzteren Michelangelo stammt. Aus der Familie Soldani, zu der ein berühmter Bildhauer Massiliano Soldani-Benzi gehört, sind außer ihm eine große Zahl bedeutender Persönlichkeiten hervorgegangen, Schriftsteller, Philosophen und Staatsmänner. Der bekannteste von ihnen ist der Senator Jacopo Soldani, der Verfasser der Satiren und Verteidiger von Galilei. Ghiberti schuf die wunderbaren Bronzetüren am Baptisterium von Florenz, Brunellescho wölbte die erhabene Kuppel des Domes, auf Michelangelo kann ich nur kurz hindeuten. Alle diese Familien haben zum politischen, sozialen und künstlerischen Aufbau von Florenz wesentlich beigetragen.

Von Interesse ist auch Lapucio di Guccio Bonaparte, am 30. Juni 1345 nach Cascia gesandt. Schon längst wurde behauptet, daß die väterliche Familie von Napoleon Bonaparte aus Italien stamme. Hier taucht der Name in dem Stadtadel von Florenz im 14. Jahrhundert auf. —

Die Gesandten der Republik Florenz im 14. Jahrhundert wurden also aus begabten Familien, die sich am öffentlichen Leben lebhaft beteiligten, zu bestimmten Zwecken gewählt. Noch gab es kein diplomatisches Beamtentum mit Altersversorgung, sondern es geschah von Fall zu Fall eine Auswahl der Tüchtigen zu besonderen politisch wichtigen Zwecken. Dabei wurden diese Florentiner Familien aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wie z. B. die Medici und die de Bardi, vielfach untereinander und mit den sonstigen Adelsfamilien verwandt. Aus der psychischen und biologischen Verbindung des aufstrebenden Florentiner Bürgertums mit dem alten Landadel von Toskana entstand die als Renaissance bezeichnete Genieperiode.

---

21. Kapitel.

Deutsche Geschichte vom Standpunkt der Familienforschung und Vererbungslehre.

Die Ereignisse seit dem Ausbruch des großen Krieges, besonders nach seinem für das deutsche Volk so unglücklichen Ende, machen immer mehr eine kritische Selbstbetrachtung und Selbsterkenntnis notwendig. Diese wird am besten vom Standpunkt der Abstammungslehre und Familienforschung erlangt. Hierbei müssen vollständigerweise folgende Punkte gesondert behandelt werden:

I. Die germanische Vorgeschichte mit Bezug auf den Kulturzustand, sowie auf Wanderungen und Siedlungen des Volkes. Hierbei

müssen in umfassender Weise die Resultate der Ausgrabungen und besonders das Studium der prähistorischen Wege (Rennsteige u. a.) verwendet werden, über die schon manche Literatur vorliegt, und mit deren Erforschung ich mich seit langer Zeit beschäftigt habe.

II. Entstehung und Geschichte der deutschen Stämme, besonders im Hinblick auf die fremdrassigen Einschläge und Kreuzungen mit der Wirkung der schärferen Differenzierung der Stämme. Dabei wären die deutsche Sprache und die deutschen Dialekte in gleicher Richtung zu behandeln.

III. Staatliche und politische Gliederung, besonders mit Bezug auf die Zusammenfassung und Zerreißung der deutschen Stämme. In diesem Zusammenhang ist die Entwicklung der Fürstengewalt und die Abstammung einzelner Fürsten zu untersuchen.

IV. Die Entstehung und Zusammensetzung der Stände vom familiengeschichtlichen Standpunkt.

Es ist unmöglich, dieses umfassende Programm im Rahmen des vorliegenden Buches auszuführen. Ich muß mich daher auf 2 Punkte beschränken:

1. Auf die Differenzierung der germanischen und besonders der deutschen Stämme.

2. Auf die familiengeschichtliche Betrachtung einer Reihe von Persönlichkeiten, die seit dem 18. Jahrhundert als Führer des deutschen Volkes in staatlicher und geistiger Beziehung hervorgetreten sind.

Den ersten Punkt habe ich zum Teil schon in meinem Buch über „Krieg und Seelenleben“ im Kapitel über Völkerpsychologie (S. 60—88) bei der Charakterisierung der an dem Krieg beteiligten Völker, der Franzosen, Russen, Engländer, Italiener und Deutschen, behandelt und möchte hier kurz darauf hinweisen.

Die germanische Rasse zeigt im Sinne der Vererbungslehre eine außerordentliche Variationsbreite. Diese Veränderlichkeit mit Anpassung an neue Bedingungen ist einerseits für die Lebensfähigkeit der einzelnen günstig, bietet andererseits für den Bestand einer Volkseinheit große Gefahren, die in der Geschichte der germanischen Völker, besonders des deutschen, deutlich zutage getreten sind. Auch das leichte Aufgehen germanischer Einwanderer in fremden Volkskörpern, das sich in der Regel innerhalb von wenigen Generationen vollzieht, hängt hiermit zusammen. Der enge familiengeschichtliche Zusammenhang der germanischen Stämme, besonders in der intellektuellen Oberschicht, ist durch die Verschiedenheit der Sprache und die

politische Trennung vielfach verdeckt, zeigt sich aber bei einer Reihe von Beispielen sehr deutlich. Ich greife hier nur drei bekannte Männer heraus, nämlich Henrik Ibsen, Helmuth von Moltke und Erich Ludendorff, von denen ich Ibsen in der folgenden Darstellung genauer behandeln werde.

Das gleiche gilt für eine große Zahl anderer Familien in Deutschland, Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark, sowie in den bisher russischen Ostseeprovinzen. So weise ich z. B. daraufhin, daß aus der von mir in diesem Buche behandelten Familie Soldan nach den mir vorliegenden Urkunden einige Abkömmlinge in Schweden geadelt wurden, daß ferner auch in den bisher russischen Ostseeprovinzen und Finnland Nachkommen dieses seit dem 14. Jahrhundert sicher in Deutschland lebenden Geschlechtes vorhanden sind. Auch meine Vaterfamilie hat, wie ich im Schlußkapitel dieses Buches ausführen werde, Zweige nach Norwegen und Dänemark gesandt, so daß Blut der deutschen Familie Sommer in einer Reihe von norwegischen und dänischen Familien, auch in solchen, die andere Namen tragen, lebendig ist.

Die Folgen des genannten Grundzuges der leichten Anpassungsfähigkeit und starken Differenzierung werden noch dadurch gesteigert, daß auch die Sprache entsprechend der Sonderentwicklung der germanischen und deutschen Stämme eine außerordentliche Unterschiedlichkeit zeigt, die weit über bloße dialektische Unterschiede der Aussprache hinausgeht[1]). Vergleicht man die Abarten der germanischen Sprache (die deutsche, holländische, schwedische, norwegisch-dänische u. a.) miteinander in bezug auf den Wortschatz, so stellt sich sehr oft heraus, daß Worte, die z. B. im alt- oder mittelhoch- oder niederdeutschen vorhanden waren, in einer der genannten Sprachen in einer besonderen Bedeutung festgehalten sind. Das gleiche gilt für den angelsächsischen Teil der englischen Sprache, die im übrigen stark mit romanischen Elementen durchsetzt ist und gerade deshalb ein Bindeglied mit den Sprachen der romanischen Nationen bildet.

Will man den germanischen Völkern den gemeinsamen Ursprung wieder ins Bewußtsein bringen, so muß man versuchen, eine zwischengermanische Verständigungssprache zu schaffen. Praktisch dient in außerordentlich vielen Fällen als solche die deutsche Sprache,

---

[1]) Vgl. Hermann Hirt, Geschichte der deutschen Sprache. Verlag von Beck, München 1919.

die von den Intellektuellen der genannten germanischen Länder meist verstanden und angewendet wird. Aber diese Ausschaltung der einzelnen Landessprachen zugunsten des Deutschen bietet nicht die wahre Lösung der Aufgabe. Diese liegt vielmehr in der Schaffung einer germanischen Verständigungssprache auf dem Boden der einzelnen Landessprachen, sowie ihrer Vorstufen und Dialekte. Die vorhandenen künstlichen internationalen Sprachen (Volapük, Esperanto) benutzen grundsätzlich alle Kultursprachen, zeigen jedoch bei genauerer Betrachtung eine beträchtliche Einstellung auf romanische Sprachen, was sich an vielen herausgegriffenen Beispielen leicht erkennen läßt. Diese künstlichen Sprachen sind rein intellektualistisch zu dem bestimmten Zweck der internationalen Verständigung, z. B. bei Kongressen, bei Reisen oder im Handel, ausgedacht. Teilweise im Gegensatz hierzu muß die germanische Verständigungssprache eine wurzelhafte, aus den lebenden germanischen Teilsprachen und ihren Vorstufen organisch abgeleitete sein. Der Plan einer solchen germanischen Einheitssprache, auf deren Notwendigkeit ich schon früher durch Reisen in den nordischen Ländern hingelenkt worden bin, ist in den Grundzügen vorhanden, bedarf jedoch zu seiner Durchführung der fachmännischen Hilfe und Durcharbeitung. —

Zu dem zweiten oben erwähnten Punkt muß ich mich auf eine Reihe von Persönlichkeiten beschränken, die von dem grundsätzlichen Gesichtspunkt dieses Buches in Betracht kommen.

Es handelt sich von meinem Standpunkt in der deutschen Geschichte immer um die Grundfrage, ob in einer Zeit, in einem bestimmten Stamme und Stande, oder von einem Herrscher die Grundidee des natürlichen Adels vertreten und durch richtige Auswahl von begabten Persönlichkeiten befolgt worden ist. Perioden, Stände und Menschen, welche diesen Charakter zeigen, nenne ich evolutionistisch, solche, die im Gegensatz hierzu die Auslese der von Natur Tüchtigen unterlassen und in hergebrachter Form verharren, involutionistisch. Von diesem Standpunkt betrachtet, läßt sich eine ganze Reihe von Erscheinungen in der deutschen Geschichte in den letzten Jahrhunderten gut überblicken. Dabei muß man, um die deutsche Kulturgeschichte und die Entstehung des deutschen Reiches zu begreifen, besonders zu zwei Gruppen von Vorgängen Stellung nehmen, nämlich einerseits zur Entstehung und Geschichte des preußischen und deutschen Staates mit familiengeschichtlicher Betrachtung der einzelnen Herrscher, an-

dererseits zur Entwicklung der deutschen Literatur, besonders seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Dabei möchte ich, gewissermaßen in Form von Stichproben, einzelne Persönlichkeiten herausgreifen und sie mit der Zeitgeschichte und der Entwicklung des deutschen Volkes in Beziehung bringen.

Eine Beurteilung des deutschen Staates ist kulturgeschichtlich auch nach der Revolution ohne Stellungnahme zum Preußentum nicht möglich.

Als Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, sich am 18. Januar 1701 in Königsberg zum König von Preußen krönte, war der Beginn einer größeren staatlichen Zusammenfassung innerhalb der mannigfaltigen dynastischen Landkarte des damaligen deutschen Reiches gegeben. Anfänge zu solchen größeren Gliederungen waren schon vorher in verschiedenen Teilen des Reiches vorhanden, aber durch fortschreitende Erbteilung fielen diese größeren Komplexe immer wieder auseinander. So war im 16. Jahrhundert im Südwesten von Deutschland das Hessenreich Philipps des Großmütigen durch Erbteilung zersplittert worden. Ebenso wurden später im Gebiet von Hannover-Braunschweig-Lüneburg die Ansätze zu einer größeren Staatenbildung immer wieder durch Verteilung auf mehrere Erben vernichtet.

Ein Gegengewicht hierzu bildeten die bei den Dynastengeschlechtern sehr häufigen Heiraten von Blutsverwandten, wodurch der ursprüngliche Besitz wieder zusammengebracht wurde. Die Blutsverwandtenheiraten hatten also im Fürstenstande einen ausgeprägt machtpolitischen Hintergrund.

Auch bei den Hohenzollern spielt die Verwandtenheirat aus solchen Motiven eine bedeutende Rolle, besonders in der Zeit, als es sich darum handelte, daß die süddeutschen Besitzungen mit der Mark Brandenburg trotz der Erbteilung zusammengehalten wurden. Erst unter dieser Voraussetzung begreift man die Bedeutung der sogenannten Dispositio Achillea (1478), d. h. der Verordnung des Kurfürsten Albrecht Achilles, die bestimmte, daß die Mark Brandenburg sowie die noch zu erwerbenden Länder stets ungeteilt bleiben sollten. Damit fiel die Notwendigkeit, durch Verwandtenheirat die auseinanderfallenden Teile der Stammlande wieder zu vereinigen, fort, und im Sinne der staatlichen Weiterbildung geschahen die Eheschließungen der Hohenzollern nunmehr mit Töchtern aus anderen regierenden Häusern, wodurch eventuelle Erbberechtigungen erlangt wurden. Zwei sehr folgenreiche Eheschließungen dieser Art waren die des

Kurfürsten Joachim Friedrich (1598—1608) mit Eleonore von Preußen und des Johann Sigismund mit Anna von Preußen, wodurch nicht nur eine Erbberechtigung in Preußen, sondern auf dem Wege über die Herzogin Marie Eleonore, als Mutter der beiden Töchter Eleonore und Anna, im Westen von Deutschland, nämlich in Jülich-Cleve-Berg erlangt wurde. Zugleich wurde jedoch durch diese Heiraten, wie ich später zeigen werde, ein pathologisches Moment in den Hohenzollernstamm übertragen. Durch diese Ehen strecken die Hohenzollern von Brandenburg zuerst ihre Hände nach Osten und Westen aus, um später in allmählicher zäher Arbeit das Land zwischen diesen beiden Grenzen in Gestalt des preußischen Staates zusammenzufassen. Die Krönung Friedrichs I. in Königsberg war ein weiterer Schritt auf diesem Wege.

Da es sich hier nicht darum handelt, eine eingehende Charakterdarstellung der preußischen Könige zu geben, sondern zunächst nur darum, zu beurteilen, wie sie von unserem Gesichtspunkt der Förderung des natürlichen Adels zu beurteilen sind, so können wir hier Friedrich I., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. als eine zusammenhängende Reihe auffassen. Sie bezeichnen den mit zäher Arbeit sich vollziehenden Aufstieg des preußischen Staates. Selbst wenn man bei allen dreien gewisse Charakterfehler, z. B. bei Friedrich I. eine prunkhafte Selbstgefälligkeit, bei Friedrich Wilhelm I. einen tyrannischen Zug und bei Friedrich II. sein mißtrauisches Wesen zugibt, ist doch kulturgeschichtlich unverkennbar, daß ihre Zeit, trotz mancher Ungerechtigkeiten (wie im Fall Danckelmann unter Friedrich I.), im allgemeinen durch die Förderung tüchtiger Männer im staatlichen und bürgerlichen Leben einen evolutionistischen Charakter aufweist. Ich erinnere hier nur an die Berufung von Leibniz nach Berlin.

Dabei hat die große Verschiedenheit der Anlagen und Neigungen dieser Herrscher, die Einstellung Friedrichs I. auf prunkhafte Lebensformen und die seiner Gemahlin Sophie Dorothea aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg auf wissenschaftlich-künstlerische Dinge, ferner Friedrich Wilhelms I. auf staatliche und militärische Reformen, schließlich Friedrichs II. auf Kriegführung und Strategie sowie auf literarische Produktion, bewirkt, daß diese Evolution in ganz verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens in dem aufstrebenden preußischen Staate zustande kam.

Dabei ist in kultureller und familiengeschichtlicher Beziehung der wachsende Einfluß des Hauses Hannover-Braunschweig-Lüne-

burg auf die Hohenzollern und den preußischen Staat unverkennbar. Unter Friedrich I. wird Leibniz, der unter dem Schutz der Braunschweig-Lüneburger aufgekommen war, nach Berlin zur Gründung der Akademie der Wissenschaften berufen. Auch die Geschichte der Baukunst des preußischen Staates spricht für die eben entwickelte Auffassung. Besonders wichtig ist unter Friedrich Wilhelm I. die Heranziehung werktätiger Elemente, die zum Teil, wie die Salzburger, durch religiöse Bedrückung vertrieben waren, in den preußischen Staat. Hierher gehört auch das Eindringen holländischer Bauart und Tätigkeit.

Im Gegensatz zu dieser Anlaufsperiode des preußischen Staates, bei der auch religiöse Toleranz eine Bedeutung hat, tritt schon bei dem fortschreitenden Alter Friedrichs II. eine geistige Erstarrung ein, die sich unter seinen Nachfolgern in verschiedener Weise bemerklich macht. Am deutlichsten ist sie in religiöser Beziehung, so daß z. B. der Philosoph Kant allmählich in einen Gegensatz dazu gedrängt wird. Ähnlich liegt es in bezug auf das Heerwesen. Die geniale Strategie Friedrichs des Großen wird militärgeschichtlich nicht in Preußen, sondern von Napoleon I. weitergebildet, was schließlich zur Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt 1806 führt.

Im Gegensatz zu der Erstarrung des preußischen Staates und seiner regierenden Oberschicht, geht der Strom evolutionistischer Kraft nach der Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland in die geistige Entwicklung über. Dabei ist unverkennbar, daß die Gestalt des von Feinden umringten Friedrich des Großen auf die Jugend der neuen Generation einen großen Einfluß gehabt hat, wie dies in Goethes Dichtung und Wahrheit hervortritt. Aber diese stürmische, geistige und schriftstellerische Entwicklung vollzieht sich nicht in dem Gebiet des preußischen Staates, sondern im Südwesten von Deutschland, wo durch eine glückliche Verbindung von Familien die hervorragendsten Schöpfer klassischer Literatur auf biologischem Weg entstehen. Aus diesem Komplex von Vorstellungen möchte ich im folgenden einerseits Friedrich den Großen, andererseits Goethe vom familiengeschichtlichen Standpunkt behandeln.

Friedrich der Große.

Die folgende Darstellung beruht auf einem ausführlicheren Aufsatz über Friedrich den Großen vom Standpunkt der Vererbungslehre, den ich mit der Ahnentafel bis zur V. Ahnenreihe in der Klinik

für psychische und nervöse Krankheiten (Band X, Heft 1) im Jahre 1916, also während des Krieges, veröffentlicht habe.

Unter den deutschen Schriftwerken, die vor Ausbruch des großen Krieges erschienen sind, ragt die Gesamtausgabe der Schriften Friedrichs des Großen durch ihren Inhalt und die künstlerische Art der Ausstattung bedeutend hervor. Durch diese umfassende Wiedergabe der Werke des großen Königs ist es für seine Verehrer, die vielfach nicht in der Lage waren, die Originalschriften zu lesen, erst möglich geworden, ein wirkliches Gesamtbild von seinem Schaffen zu erhalten.

Ich gebe zunächst eine kurze Übersicht über den Inhalt des Werkes, werde jedoch später die schriftstellerischen Leistungen Friedrichs des Großen nach einem bestimmten Gesichtspunkt zu gruppieren suchen. 1. Band: Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. 2. Band: Geschichte meiner Zeit. 3. und 4. Band: Geschichte des Siebenjährigen Krieges, 1. und 2. Teil. 5. Band: Altersgeschichte, Staats- und Flugschriften. 6. Band: Die militärischen Schriften. 7. Band: Antimachiavelli und Testamente. 8. Band: Philosophische Schriften. 9. und 10. Band: Dichtungen, 1. und 2. Teil.

Dazu kommen noch 2 Bände mit Briefen von der Jugend bis zum Alter. Diese geben gewissermaßen die chronologische Führung. Im übrigen entspricht die Verteilung des Stoffes in den 10 Bänden nicht der persönlichen Entwicklung des großen Königs, sondern ist offenbar durch andere Gesichtspunkte bei der Herausgabe bedingt. Für unseren Zweck der psychologischen Analyse muß man die Bände in anderer Reihenfolge lesen, und zwar in folgender:

1. Die Dichtungen (9. und 10. Band). 2. Die philosophischen (8. Band) und geschichtlichen Schriften (1. bis 5. Band). 3. Die militärischen Schriften (6. Band). 4. Antimachiavelli und Testamente (7. Band).

Liest man die Schriften in dieser Reihenfolge, so wird die geistige Entwicklung Friedrichs d. Gr., besonders auch seines Charakters, viel klarer als bei der in der Ausgabe vorhandenen Anordnung. Das Ganze ist rein schriftstellerisch eine außerordentliche Leistung, die bei der Beurteilung Friedrichs des Großen andauernd im Auge behalten werden muß. Ein Gesamturteil über alle geistigen Eigenschaften des großen Königs zu fällen, ist ebenso schwer, wie eine vollständige Erfassung Goethes. Immerhin sind schon jetzt

bei ihm eine ganze Reihe von Zügen durch seine Lebensführung und gerade durch seine Schriften greifbar geworden. Ich möchte nun zunächst besonders die außerordentliche schriftstellerische Begabung Friedrichs des Großen hervorheben und sie nach Analogie meiner Darstellung von Goethe vom Standpunkt der Vererbungslehre betrachten.

Es frägt sich zunächst, ob bei den Vorfahren von Friedrich dem Großen, oder in Seitenlinien dieser, ebenfalls schriftstellerische Begabungen aufgetreten sind. Um diese Aufgabe zu lösen, muß zunächst die Ahnentafel Friedrichs des Großen durch eine Anzahl von Reihen aufgestellt werden[1]). Hierbei fällt sehr bald die außerordentlich starke verwandtschaftliche Beziehung Friedrichs des Großen zu der Fürstenfamilie von Braunschweig-Lüneburg ins Auge.

Im Sinne des Ahnenschemas ist der Vater von Friedrich dem Großen, Friedrich Wilhelm I., geb. 1688, gest. 1740, = A I 1, die Mutter Sophie Dorothea, geb. 1687, gest. 1757, = A I 2. — A II 2, d. h. die Mutter von Friedrich Wilhelm I. (= A I 1) ist Sophie Charlotte, geb. 1668, gest. 1705, die Frau von Friedrich I. von Preußen, geb. 1657, gest. 1713 (= A II 1). A II 3, d. h. der Vater der Sophie Dorothea (A I 2) ist Georg Ludwig, Kurfürst von Hannover, als König von England Georg I., geb. 1660, gest. 1727. Seine Frau (A II 4), die Mutter der Sophie Dorothea (A I 2) war Sophie Dorothea, Prinzessin von Ahlden, geb. 1666, gest. 1726, die ebenso wie Sophie Charlotte (A II 2) und Georg Ludwig (A II 3) aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg stammt.

Es treten also schon in der zweiten Ahnenreihe drei Abkömmlinge aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg auf, nämlich die Geschwister Sophie Charlotte (A II 2) und Georg Ludwig (A II 3), ferner Sophie Dorothea (A II 4), deren Beziehung zu den genannten Geschwistern noch klargestellt werden wird. Dabei bilden, was sehr wichtig ist, Georg Ludwig (A II 3) und Sophie Dorothea (A II 4) eine Verwandtenehe; sie sind nämlich Geschwisterkinder, da Georg Ludwig (A II 3) der Sohn von Ernst August, Kurfürst von Hannover, geb. 1629, gest. 1698 (= A III 5) ist, während Sophie Dorothea (A II 4) eine Tochter von Georg Wilhelm, Herzog von Hannover, seit 1665 von Celle, geb. 1624, gest. 1705, ist, wobei Ernst August (A III 5) und Georg Wilhelm (A III 7) Brüder sind, als Söhne von Georg aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, geb. 1582, gest. 1641.

Betrachtet man unter diesen Voraussetzungen nun das Ehepaar Friedrich Wilhelm I. von Preußen (A I 1) und Sophie Dorothea (A I 2), d. h. die Eltern von Friedrich dem Großen, so stellt sich heraus, daß diese beiden Persönlichkeiten ebenfalls blutsverwandt aus der Fürstenfamilie B.-Lüneburg

---

[1]) Vgl. die Tafel l. c., bei der die Ahnentafel von August Wilhelm, dem Bruder Friedrichs des Großen, aus dem Buch von W. Strohmeyer über die Abstammung von Ludwig II. und Otto I. von Bayern in anderer Anordnung und unter Verwendung meiner Ahnen-Bezifferungsart benutzt worden ist.

sind, während auch die Eltern der Frau Sophie Dorothea (A I 2), nämlich Georg Ludwig (A II 3) und Sophie Dorothea, Prinzessin von Ahlden (A II 4), blutsverwandt, nämlich Geschwisterkinder aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg sind. Es ist also durch diese beiden Ehen (A I 1 und 2, und A II 3 und 4) eine außerordentliche Häufung von Keimelementen aus der Fürstenfamilie B.-Lüneburg eingetreten.

Diese ganze Blutsverwandtschaft führt zurück auf das Ehepaar Georg, Herzog von Braunschweig, geb. 1582, gest. 1641, und verh. 1617 mit Anna Eleonore v. Hessen, geb. 1601, gest. 1659. Im Sinne unserer Ahnenschreibung tritt dabei Georg, Herzog von Hannover in der IV. Ahnenreihe dreifach, nämlich als AIV5, AIV9 und AIV13, auf, während gleichzeitig Anna Eleonore von Hessen dreimal, nämlich als A IV 6, A IV 10 und A IV 14 vorkommt.

Auf den zahlenmäßigen Umstand, daß Georg, Herzog von Hannover in der IV. Ahnenreihe von Friedrich dem Großen infolge der Nummern 5, 9, 13 in regelmäßigen Abständen von 4 verzeichnet ist, möchte ich nur nebenbei hinweisen, ohne daraus irgend welche Schlüsse zu ziehen. Es muß jedoch nach meiner Auffassung im Hinblick auf andere Vererbungserscheinungen der Gesichtspunkt im Auge behalten werden, an welcher Stelle einer Ahnenreihe eine mehrfach darin vorkommende Person auftritt. Ich möchte also wenigstens diesen Gesichtspunkt der Betrachtung hier hervorheben, ohne irgend welche Hypothesen über die Bedeutung solcher regelmäßigen Stellungen der gleichen Person innerhalb einer Ahnenreihe anzuknüpfen.

Jedenfalls führt die Blutsverwandtschaft von Georg, Herzog von Braunschweig, zu Friedrich dem Großen auf drei Abstammungswegen, die ich im Sinne unserer Ahnenbezeichnung in folgenden drei Deszentlinien darstelle: a) Georg A IV 5, Ernst August A III 3, Sophie Charlotte A II 2, Friedrich Wilhelm I. A I 1, — b) Georg A IV 9, Ernst August A III 5, Georg Ludwig A II 3, Sophie Dorothea AI2, — c) Georg A IV 13, Georg Wilhelm A III 7, Sophie Dorothea A II 4, Sophie Dorothea A I 2. Es führt also die erste Abstammungslinie von Georg, Herzog zu Hannover, durch Friedrich Wilhelm I., den Vater von Friedrich dem Großen, die anderen beiden Abstammungslinien durch Sophie Dorothea, die Mutter von Friedrich dem Großen. Der Ahnenverlust bzw. die Ahnengleichheit durch die Blutsverwandtschaft mit Georg, Herzog zu Hannover, und seiner Frau Anna Eleonore v. Hessen beträgt also in der IV. Ahnenreihe 4, da dieses Ehepaar dreifach vorkommt.

Vom Standpunkt der Vererbungslehre fragt es sich also im Hinblick auf die zweifellos bedeutende schriftstellerische Leistung von Friedrich dem Großen, ob sich in dem Hause Braunschweig-Lüneburg eine derartige Begabung nachweisen läßt. Hier tritt nun die Gestalt des Herzogs August von Braunschweig-Lüneburg in sehr bedeutendem Grade in den Vordergrund. Er ist unter dem Pseudonym Gustav Selenus in höchst bemerkenswerter Weise schriftstellerisch tätig gewesen, und ich muß seine interessanten Leistungen in diesem Zusammenhang darstellen.

Bevor dies geschieht, sei auf folgende weiteren Beziehungen zur schriftstellerischen Begabung hingewiesen. Sophie von der Pfalz, geb. 1630, gest. 1714, die als Frau von Ernst August, Kurfürst von Hannover, in der III. Ahnenreihe Friedrichs des Großen doppelt, nämlich als A III 4 und A III 6, auftritt, ist die Verfasserin von Memoiren und Briefen, die literaturgeschichtlich von Bedeutung sind, und auf die wir ebenfalls eingehen müssen. Da es bei Vererbungsfragen nicht nur darauf ankommt, ob bestimmte Anlagen bei den Personen in der Ahnentafel vorkommen, sondern auch das Auftreten von ähnlichen Anlagen in Seitenlinien von Bedeutung erscheint, so ist bemerkenswert, daß auch eine Nichte dieser Ahnin Friedrichs des Großen, nämlich die in der Literatur viel behandelte Liselotte, d. h. Elisabeth Charlotte, die Tochter Karl Ludwigs von der Pfalz, welcher der Bruder der Sophie von der Pfalz war, unzweifelhaft schriftstellerische Begabung gehabt hat. Diese wird uns an dritter Stelle beschäftigen.

Für die Blutsverwandtschaft Friedrichs des Großen mit der Sophie von der Pfalz und deren Nichte Liselotte sind folgende Punkte von Bedeutung: 1. Als Vater der Sophie von der Pfalz und Großvater der Liselotte kommt Friedrich V. von der Pfalz in der Ahnentafel Friedrichs des Großen doppelt, nämlich als A IV 7 und A IV 11, vor, ebenso seine Frau Elisabeth Stuart von England doppelt, als A IV 8 und A IV 12. Als Vater Friedrichs V. von der Pfalz findet sich Friedrich IV. von der Pfalz in der Ahnentafel Friedrichs d. Gr. doppelt, als A V 13 und A V 21, ebenso seine Frau Luise Juliane von Oranien doppelt, als A V 14 und A V 22. Diese beiden Personen kommen jedoch außerdem noch je einmal darin vor, und zwar als A V 3 und A V 4, da sie die Eltern von Elisabeth Charlotte von der Pfalz sind, die in der Ahnentafel Friedrichs des Großen als Frau von Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg (1597 bis 1640) die Ziffer A IV 2 trägt. Sie war die Mutter von Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten (1620 bis 1688), der in der Ahnentafel Friedrichs des Großen die Ziffer A III 1 hat. Elisabeth Charlotte von der Pfalz war also die Großmutter väterlicherseits von Friedrich I. von Preußen, dessen Enkel Friedrich der Große ist. Es stellt sich also heraus, daß in der IV. Ahnenreihe von Friedrich dem Großen zwei Kinder von Friedrich IV. von der Pfalz und Luise Juliane von Oranien, nämlich Friedrich V. von der Pfalz (als A IV 7 und A IV 11) und Elisabeth Charlotte von der Pfalz (als A IV 2) auftreten. Somit ist Friedrich IV. von der Pfalz in der V. Ahnenreihe von

Friedrich dem Großen, ebenso wie Wilhelm der Jüngere von Braunschweig, dreimal vertreten, ebenso ihre Frauen Luise von Oranien und Dorothea von Dänemark.

Für den Aufbau der Ahnentafel Friedrichs des Großen sind ferner von Bedeutung die Beziehungen zu den Fürstenfamilien 1. von Oranien, 2. von Hessen, 3. von Brandenburg. Es ist schon darauf hingewiesen, daß die Frau Friedrichs IV. von der Pfalz Luise Juliane von Oranien war und als Mutter der Elisabeth Charlotte von der Pfalz (A IV 2) auftritt. Außerdem hat jedoch Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, dessen Mutter die Elisabeth Charlotte von der Pfalz war, eine Frau aus dem Hause Oranien, nämlich Prinzessin Luise (1627 bis 1667). Deren Vater war Friedrich Heinrich von Oranien (1584 bis 1647) = A IV 3, ihre Mutter war Amalie von Solms-Braunfels. Als Vater des Friedrich Heinrich von Oranien tritt in der Ahnentafel als A V 5 Wilhelm von Oranien, als A V 6 Luise von Coligny auf. Somit ist die Ehe von Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten mit Luise, Prinzessin von Oranien, eine Verwandtenehe aus der Nachkommenschaft der Fürstenfamilie von Oranien, und Friedrich I. von Preußen erscheint vom genealogischen Standpunkt hierdurch stark beeinflußt.

2. Als Vater der Eleonore von Hessen-Darmstadt (A IV 6 und A IV 14) tritt Ludwig V., der Getreue, von Hessen in der Ahnentafel Friedrichs des Großen doppelt, nämlich als A V 11 und A V 27, auf, ebenso seine Frau, Magdalena von Brandenburg, als A V 12 und A V 28.

3. Die letztgenannte, Frau von Ludwig V. (Magdalene von Brandenburg) ist insofern für den Aufbau der Ahnentafel von Friedrich dem Großen von Bedeutung, als hierdurch sowohl auf der väterlichen als auf der mütterlichen Seite das Geschlecht der Brandenburger, welches in der V. Ahnenreihe im übrigen durch Johann Sigismund von Brandenburg vertreten ist, noch je einmal auftritt.

Es ist somit, als Gegengewicht gegen den starken Einschlag aus der braunschweigischen und pfälzischen Fürstenfamilie, durch diese Verkettung in der Ahnentafel Friedrichs des Großen das Hohenzollernblut verstärkt, und zwar, was für die Vererbungserscheinungen wahrscheinlich von Bedeutung ist, auf der väterlichen und mütterlichen Seite. —

Gustav Selenus, d. h. August von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 1579, gest. 1666, war der Sohn von Heinrich, dem Bruder des

Wilhelm, der 1569 durch Vertrag Lüneburg erhielt und Stifter der neuen Linie Braunschweig-Lüneburg wurde, die später den Namen Hannover annahm. Sein älterer Bruder Heinrich nannte seine Linie Braunschweig-Lüneburg-Danneberg. Beide waren Söhne von Ernst dem Bekenner.

Nachdem Heinrichs Sohn August, der 1634 Wolfenbüttel von der mittleren Linie geerbt hatte, 1636 seinem älteren Bruder Ernst gefolgt war, nannte er die ältere Linie des welfischen Hauses die neue Linie Braunschweig-Wolfenbüttel.

August war also ein Neffe des Wilhelm des Jüngeren, der in der Ahnentafel von Friedrich dem Großen als AV 9, AV 17 und AV 25 dreimal vorkommt, gleichzeitig ein Vetter des Georg Herzog von Braunschw., der in der Ahnentafel von Friedrich dem Großen die Zeichen AIV 5, AIV 9 und AIV 13 hat. Die Abstammungslinien von Friedrich dem Großen und August laufen also bei dem Vater von Wilhelm und Heinrich, d. h. bei Ernst dem Bekenner, zusammen, der in der Ahnentafel von Friedrich dem Großen als AVI 17, AVI 33 und AIV 49 vorkommt.

Es ist von Bedeutung, daß Gustav Selenus zu der fruchtbringenden Gesellschaft gehört hat, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine eigenartige Tätigkeit entfaltete. Diese 1617 entstandene Gesellschaft hat, wenn ihr auch manche Unvollkommenheiten anhafteten, die deutsche Bildung während des 30jährigen Krieges aufrecht erhalten, und zwar zeigt sich, wenn man die beteiligten Personen betrachtet, eine Verbindung eines Teiles des Adels mit dem wissenschaftlich und ästhetisch interessierten Bürgertum mit einer Betonung der deutschen Sprache und der deutsch-nationalen Entwicklung. F. Barthold bezeichnet sie als die Sprachwarte in Ober- und Niederdeutschland. Dabei ist der Charakter dieser Gesellschaft, in der Sprache der gegenwärtigen politischen Richtungen ausgedrückt, sozusagen ein sozial-aristokratischer, wie er schon in den einzigartigen Beinamen der Führer in diesem Kreise hervortritt. Z. B. finden sich folgende Namen: der Ordnende, der Suchende, der Sieghafte, der Wohlgeratene, der Nährende, während andererseits Namen wie z. B. der Sprossende, der Mehlreiche mit dem Anklang an die Akademia della Crusca (Kleie) an der Grenze des Komischen stehen.

Sie wurde begründet von Ludwig, Herzog von Anhalt, der bei der Erbteilung der anhaltischen Lande Köthen geerbt hatte. Er war vorher weit gereist, war am Hofe der Königin Elisabeth, hatte in

London sehr wahrscheinlich Beziehung zu den schöngeistigen Kreisen, in denen das Schauspiel gepflegt wurde, und unter deren Schutz die Shakespearedramen aufgeführt wurden. Er war auch in Frankreich am Hofe Heinrichs IV., sodann in Italien, wo er sich zweimal in Florenz aufhielt und mit der italienischen Bildung am toskanischen Hofe in enge Berührung kam, kannte also die fremdländischen Bildungselemente, die am Ende des 16. Jahrhunderts in Deutschland Verbreitung fanden, sehr wohl. Seine Gründung der fruchtbringenden Gesellschaft, die sich besonders die Reinigung und Weiterentwicklung der deutschen Sprache zum Ziele setzte, bedeutete also eine Selbstbesinnung auf das deutsche Wesen gegenüber den starken französischen Einflüssen, die im Zusammenhang mit den politischen Beziehungen zu Frankreich immer mehr Einfluß gewonnen hatten. Unter den fremden Sitten, die an den deutschen Höfen Eingang gefunden hatten, waren besonders die Ritterspiele mit geistreichen Zutaten (Inventionen), bei denen die französische Sprache verwendet wurde. Es handelte sich um die Aufgabe, die deutsche, noch unbeholfene und dialektisch zersplitterte Sprache für solche Aufgaben des geistigen Ausdrucks brauchbar zu machen. Die ganze Organisation dieser nach ihrem Sinnbild, der fruchttragenden Palme, später auch als Palmenorden bezeichneten Gesellschaft ist außerordentlich interessant. Eine ganze Reihe von Mitgliedern der Fürstenhäuser von Anhalt, Braunschweig, Hessen, Brandenburg haben ihr angehört, daneben aber eine ganze Reihe von Bürgerlichen, die sich durch sprachliche Werke oder sonst in den Wissenschaften und Künsten hervorgetan hatten. Ich greife aus dem Erzschein oder, wie wir jetzt undeutsch sagen, Archiv der Gesellschaft folgende Mitglieder heraus:

Friedrich Wilhelm, Kurfürst zu Brandenburg, der Untadelige, Nr. 401, J. 1463.

August der Jüngere, Herzog zu Braunschweig, der Befreiende, Nr. 227, J. 1634 (= Gustav Selenus).

Georg Wilhelm, Kurfürst zu Brandenburg, der Aufrichtende, Nr. 307, J. 1637.

Moritz, Landgraf zu Hessen, der Wohlgenannte, Nr. 80, J. 1623.

Wilhelm, Landgraf zu Hessen, der Kitzliche, Nr. 65, J. 1623.

Andreas Gryphius, der Unsterbliche, Nr. 788, J. 1662.

Martin Opitz, der Gekrönte, Nr. 200, J. 1629.

Friedrich von Logau, der Verkleinernde, Nr. 510, J. 1648.

Überblickt man diese Reihe, so erkennt man das Zusammenwirken des geistig interessierten Adels der Fürstenhöfe mit

dem gebildeten und wissenschaftlich arbeitenden Bürgertum jener Zeit. Dieser fruchtbringenden Gesellschaft trat Gustav Selenus im Jahre 1634 bei, d. h. im gleichen Jahre, in dem er durch Erbanfall das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg erhielt.

Im Vordergrunde des Interesses steht für uns das Buch von G. Selenus über die Geheimsprache. Für mich war dieses merkwürdige Werk der Ausgangspunkt der vorliegenden Studie, da ich erst nachträglich den genealogischen Zusammenhang des Verfassers mit Friedrich dem Großen erkannt habe. Um die Bedeutung dieses Werkes zu würdigen, muß man seine Stellung in der Entwicklung der wissenschaftlichen Zeichenlehre begreifen. Diese hat ihre Wurzel in der astrologischen Zeichendeutung, in der sich im Ausgang des Mittelalters Mystik und beginnende Naturwissenschaft verknüpfen. So findet man z. B. in den alten Planetenbüchern in dieser Beziehung eine Mischung von geradezu unsinnigen Anweisungen, das persönliche Schicksal eines Menschen vorauszusagen, mit den Anfängen einer wissenschaftlichen Zeichensprache. Besonders knüpfen diese astrologischen Wahnideen an die Kabbala mit einer hermeneutischen Verwendung von Zahlen an. So finden sich z. B. in einem Planetenbuch aus dem 16. Jahrhundert sieben Zahlenalphabete, verknüpft mit den Namen von bekannten und unbekannten Philosophen.

Es hat hierbei jeder Buchstabe eine Zahlenbedeutung. Ganz abgesehen von der mystisch-astrologischen Verwendung dieser Alphabete ist damit der Beginn einer Geheimsprache und Zeichenlehre gegeben, die sich seitdem unter Abstreifung der mystischen und astrologischen Umhüllungen in sehr folgerichtiger Weise bis zur Gegenwart entwickelt hat. Dabei ist zu betonen, daß die Entwicklung der Zeichensprache in den verschiedensten Gebieten sich als grundlegend für den weiteren Ausbau der Wissenschaften erwiesen hat. Ich erinnere nur an die Mathematik, die Chemie und neuerdings an die Familienforschung.

Bei dieser Herauslösung der Zeichensprache aus den unsinnigen Zutaten der Zeichendeutung haben bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zwei Schriftsteller eine entscheidende Bedeutung gehabt, nämlich 1. Johann Trithemius, der in Trittheim bei Trier geborene spätere Abt von Spanheim und Würzburg durch seine Steganographia, 2. Gustav Selenus durch das uns hier beschäftigende Buch. Der vollständige Titel desselben lautet: „Gustavi Seleni Cryptomenytices et Cryptographiae Libri IX. In quibus planissimae Steganographiae a Johanne Trithemio, Abbate Spanheymensi Herbipolensi,

admirandi ingenii Viro, magice et aenigmatice olim conscriptae Enodatio traditur. In spersis ubique Authoris ac Aliorum non contemnendis inventis.“ Neben diesem Titel befinden sich mehrere sehr charakteristische Bilder, auf der einen Seite eine Taube, mit einem Brief in den Wolken schwebend, ferner unten ein vornehmer Mann, der einem Landsknecht einen Brief aushändigt, rechts ein galoppierender Reiter, der offenbar Botschaft überbringen soll. Die Übermittlung geheimer Nachrichten durch scheinbar harmlose Briefe, die Geheimzeichen der verschiedensten Art enthalten, bilden einen wesentlichen Inhalt des Buches. Dabei ist sehr bedeutungsvoll, daß dieses 1624, also im Beginn des dreißigjährigen Krieges, verfaßt ist. Die Zeitläufte begünstigten, ebenso wie die Gegenwart, die Ausbildung von solchen Zifferschriften und anderen Geheimsprachen. Dadurch bekommt die astrologische Zeichendeutekunst eine rationalistisch-praktische Wendung. Hierin liegt geschichtlich der entscheidende Fortschritt.

Um die Bedeutung des Vorganges zu ermessen, müssen wir die Entwicklung noch etwas weiter verfolgen. Diese knüpft vor allem an die Tätigkeit von Leibniz an. Dieser, 1646 in Leipzig geboren, wird 1691 Bibliothekar an der Wolfenbütteler Bibliothek, d. h. derjenigen, die von Gustav Selenus, d. h. dem Herzog August von B.-Lüneburg im Jahre 1633 begründet war. Auch die Berufung von Leibniz an diese Stelle hängt mit der Geschichte dieser in ihrer Zeit bedeutenden Bildungsanstalt eng zusammen. Leibniz kommt dadurch ganz in den Gedankenkreis, der sehr wesentlich durch die Wirksamkeit des Herzogs August bis zu seinem Tode im Jahre 1666 bestimmt war. Die geistigen Beziehungen von Leibniz zu Sophie von der Pfalz, der Frau von Ernst August, Kurfürst zu Hannover, die beide in der Ahnentafel von Friedrich dem Großen doppelt, nämlich als A III 3 und 5 und A III 4 und 6 vorkommen, sind von großer Bedeutung gewesen. Die spätere Berufung von Leibniz nach Berlin hängt wahrscheinlich, abgesehen von seiner wissenschaftlichen Bedeutung, sehr mit den verwandtschaftlichen Beziehungen des Hauses Braunschweig-Lüneburg zu Friedrich I. von Preußen, dem Schwiegersohn des genannten Fürstenpaares, zusammen. Abgesehen von diesem Einfluß auf seinen äußeren Lebensgang von seiten der B.-Lüneburgschen Fürstenfamilie ist Leibniz als Bibliothekar von Wolfenbüttel sehr wahrscheinlich auch in einem wesentlichen Punkt seiner geistigen Ausbildung von dem Gründer der Bibliothek und Verfasser der erwähnten Schrift, dem Herzog August von Braunschweig-Lüneburg, beeinflußt worden,

nämlich gerade in der Richtung der wissenschaftlichen Zeichenlehre. Der Grundgedanke, verwickelte Erscheinungen und Vorgänge der Wirklichkeit durch einfache Zeichen auszudrücken und dadurch ein wichtiges Hilfsmittel für die Entwicklung der Wissenschaften zu gewinnen, nimmt bei ihm, entsprechend seiner besonderen Anlage, vor allem eine mathematische Wendung und hat in diesem Gebiet die wichtigsten Folgen gehabt. Für die Stellung von Leibniz in dem Zusammenhang der mathematischen Entwicklung ist seine Schrift über die Ars combinatoria im Jahre 1666 von größtem Interesse. Im Titel ist besonders auf die Kunst, zu denken, und die logische Erfindung hingewiesen (Artis Meditandi seu logicae Inventionis semina sparguntur). Dabei findet sich eine höchst merkwürdige Abbildung mit einem Schema der Elemente (Feuer, Luft, Erde, Wasser) sowie ihrer Grundeigenschaften mit einer Darstellung der möglichen und unmöglichen Verbindungen (Combinatio possibilis oder Combinatio impossibilis). Hier ist der Zusammenhang mit der mittelalterlichen Elementenlehre, auf welcher auch die Einteilung der menschlichen Temperamente beruht, deutlich gegeben, und die wissenschaftliche Weiterentwicklung im Sinne einer mathematischen und logischen Kombinationslehre deutlich ersichtlich. Hier liegen die Keime seiner ganzen folgenreichen Entdeckungen im mathematisch-logischen Gebiet, die im Grunde auf der Weiterentwicklung einer rationellen Zeichenlehre beruhen.

Damit sind die Voraussetzungen gegeben, aus denen verständlich wird, daß Leibniz an der literarischen Arbeit von Gustav Selenus das größte Interesse nehmen mußte. Sehr wahrscheinlich ist auch gerade diese besondere Richtung von Leibniz mit dafür ausschlaggebend gewesen, daß er an die von Gustav Selenus gegründete Bibliothek berufen wurde und zu dem Hofkreise der Braunschweig-Lüneburgischen Fürstenfamilie in engere Berührung trat. Leibniz ist später der wesentliche Urheber der Integralrechnung geworden. Der Abstand dieser hochstehenden mathematischen Leistung von der Geheimschrift des Gustav Selenus erscheint zunächst als ein so außerordentlicher, daß ein ideengeschichtlicher Zusammenhang nicht ohne weiteres glaubhaft ist. Untersucht man jedoch die Grundgedanken von Leibniz näher und vergleicht man mit diesem Vorgange andere explosive Entwicklungen, die in manchen Zeiten wissenschaftliche und technische Ideen unter besonderen Umständen und bei besonderen geistigen Anlagen plötzlich aufweisen, so erkennt man, daß der Grundgedanke von Leibniz, nämlich sprachlich schwer

oder gar nicht auszudrückende Vorgänge durch eine wissenschaftliche Zeichensprache gewissermaßen symbolistisch zu ersetzen, durchaus auf dem Boden erwachsen ist, den Gustav Selenus durch seine Schrift schon vorbereitet hat. Leibniz war das Genie, welches, von den in der Kryptographie gegebenen Anfängen ausgehend, in kurzer Zeit die weitgehendsten Folgen der Zeichenlehre für mathematische und andere Wissenschaften entwickelt hat. Man kann sogar sagen, daß seine Grundideen bis zur Gegenwart noch nicht völlig ausgemünzt sind und daß sich, soweit ich dies verstehe, auch jetzt noch in der Mathematik Richtungen geltend machen, die eine Art Exekutive der im einzelnen noch gar nicht praktisch bestimmbaren allgemeinen Ideen von Leibniz in bezug auf die wissenschaftliche Zeichenlehre darstellen. Reiht man in dieser Weise das Buch des Selenus in die geschichtliche Entwicklung ein, so wird man ohne Verkleinerung und ohne Übertreibung sagen können, daß es das Werk eines tüchtigen Schriftstellertalentes ist, welches eine für die weitere Entwicklung sehr wesentliche Problemlage erfaßt und mit Glück zunächst für die praktischen Zwecke der Geheimschrift besonders in Kriegszeiten durchgeführt hat. Dabei zeigt sich bei dem Vergleich mit den Bestrebungen des Johann Trithemius nicht nur eine richtige Erfassung des Wertvollen bei diesem Schriftsteller, sondern schon im Titel eine sehr anerkennenswerte und manchmal in der Literatur leider zu vermissende Offenheit im Verhältnis zu dem Buche des Trithemius als Hauptquelle der Kryptographie des Gustavus Selenus. —

Die Memoiren und Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover, die unlängst von Geerdz herausgegeben worden sind, übersteigen durch Inhalt und Ausdrucksform viele derartige Erscheinungen. Sie zeigen 1. eine bedeutende Darstellungskraft, 2. ein ausgeprägtes Interesse am geschichtlichen Geschehen, 3. Anteilnahme an den geistigen Bewegungen der Zeit. In letzterer Beziehung sind besonders die Briefe an Leibniz von größtem Interesse. Wie schon bemerkt, kommt Sophie als Frau von Ernst August, Kurfürst von Hannover, in der dritten Ahnenreihe Friedrichs des Großen zweimal, als AIII4 und 6, vor. Ihr Bruder war Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz (1617 bis 1680). Ihre Nichte, Tochter von Karl Ludwig, war Elisabeth Charlotte (Liselotte, 1652 bis 1722), vermählt mit Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV.

Elisabeth Charlotte von der Pfalz, später Herzogin von Orleans,

hat ebenfalls wie ihre Tante Sophie eine Reihe von höchst interessanten Briefen hinterlassen. Diese bilden nicht nur höchst bedeutende Dokumente der Zeit, besonders von dem Hofe Ludwigs XIV., sondern sie sind auch schriftstellerisch von großem Interesse.

Tatsächlich sind die an dem französischen Hof größtenteils deutsch geschriebenen Briefe ein nicht unwichtiges Ereignis bei der Wiedererstehung des deutschen Schrifttums. Vor allem ist vielfach darin zu erkennen, wie die deutsche Schriftsprache aus den Quellen des Dialektes, im besonderen Fall des Pfälzischen, wesentliche Zuflüsse sprachlicher Anregung erhält, ebenso wie dies später bei Goethe in bezug auf den Frankfurter Dialekt zutrifft. Dabei tritt eine in ihrer Offenheit und Derbheit außerordentlich sympathische Persönlichkeit zutage. Ihr Verhalten zu Ludwig XIV. ist in einem eigentümlichen Sinne kerndeutsch. Es ist deutsche Treue in der Form, wie sie die Geschichte bis zur Gegenwart in vielen Beispielen gezeigt hat. Ihr Schwager Ludwig XIV., der Verwüster der Pfalz, der Quälgeist, der für unbefangene Beurteiler das Lebensglück der Herzogin von Orleans in den Beziehungen zu ihrem Mann (Monsieur) schwer geschädigt hat, wird von ihr trotzdem noch lange mit großer Zähigkeit verteidigt und entschuldigt. Wir erkennen hier ein tragisches Schicksal, das sich im persönlichen Briefwechsel in bedeutenden sprachlichen Formen enthüllt. —

Vergleicht man die schriftstellerische Begabung der drei durch Blutsverwandtschaft in Betracht kommenden Personen, nämlich der Liselotte, ihrer Tante, d. h. der Sophie von der Pfalz, und des Gustav Selenus, unter sich und mit der von Friedrich dem Großen, so kann man sagen, daß eine Art gradueller Steigerung bei den Genannten in dieser Beziehung vorhanden ist.

Liselotte hat das ganz elementare Talent zum sprachlichen Ausdruck, wie es auch ohne literarische Äußerung bei einzelnen Menschen scharf hervortritt, und wie es z. B. in ganz ähnlicher Weise bei der Mutter von Goethe, der Frau Rath, vorhanden war. Daß eine derartig beanlagte deutsche Frau, die sich dieser Neigung zur sprachlichen Äußerung ungehemmt hingab, gerade an den französischen Königshof durch eine politisch bedingte Heirat verschlagen wurde, war ein eigenartiges Natur- und Geschichtsexperiment. Es ist deutlich erkennbar, daß die tragische Wendung, die ihr Leben besonders in der Beziehung zu Ludwig XIV. am französischen Königshofe genommen hat, sehr wesentlich auf der offenen Aussprache von

natürlichen Dingen beruht, die ihr in diesem Milieu, durch Zwischenträgerei verzerrt, zum Unheil ausschlug. Eine Besonderheit dieses elementaren Sprachtalentes scheint in diesen und ähnlichen Fällen die nahe Beziehung zu dem reichen Quell sprachlichen Ausdruckes, der, ganz abgesehen von der Klangart und Sprechweise, in den deutschen Dialekten vorhanden ist, zu sein. Vereinzelte Sprachgenies, deren Äußerungen nie gedruckt worden sind, findet man gelegentlich in den verschiedensten Kreisen unseres Volkes. Sicher bildet diese elementare Sprachkraft, auch wenn sie sich sekundär mit hohem Reichtum von Ideen und logischen Eigenschaften verknüpft, die eigentliche Grundlage der schriftstellerischen Begabung und läßt sich auch in dieser Form bei Friedrich dem Großen in ganz ähnlicher Weise nachweisen.

Eine weitere Entwicklung zeigt sich bei der Sophie von der Pfalz, bei der dieses elementare Ausdrucksvermögen schon viel mehr als bei der Liselotte mit geschichtlichen Interessen und politischen Gesichtspunkten verknüpft ist. Die einfache Kraft des Ausdruckes verbindet sich hier mit geistigen Elementen im Gebiet der Intelligenz und der Assoziationskomplexe. Auch diese Art der Darstellung läßt sich in einer ganzen Reihe von Schriften Friedrichs des Großen erkennen.

Eine weitere Stufe in der Entwicklung des sprachlichen Ausdrucksvermögens zeigt sich bei Gustav Selenus, bei dem eine leichte Wortfindung mit Drastik des Ausdrucks sich um ein bestimmtes intellektuelles Thema gruppiert. Es gilt dies besonders für sein Buch über die Geheimsprache. Auch für diese Art der schriftstellerischen Betätigung findet sich bei Friedrich dem Großen eine ganze Reihe von ähnlichen Leistungen. Es sind somit in seinen Schriften drei Arten des schriftstellerischen Ausdrucks verknüpft, die als Einzelformen bei den genannten drei Personen deutlich hervortreten. Dazu kommt nun aber bei Friedrich dem Großen als Gipfelpunkt bei dem Anstieg der schriftstellerischen Leistungen die Tatsache, daß bei ihm das Sprachvermögen durchaus zur Ausdrucksform für seine überragende geistige Persönlichkeit geworden ist. Das, was bei den vorher Genannten als einzelner Zug, auch schon graduell abgestuft und mit anderen geistigen Elementen verknüpft, erscheint, ist bei Friedrich dem Großen zu einer gewaltigen Darstellung einer geistigen Persönlichkeit geworden.

In der eigenartigen Entwicklung Friedrichs des Großen ist die Stufenfolge der schriftstellerischen Begabung, die wir in den Werken

der genannten Blutsverwandten erkennen, deutlich ersichtlich. Die oben von mir vorgeschlagene Reihenfolge für das Lesen seiner Schriften ist geeignet, die allmähliche Entfaltung dieser Fähigkeiten hervortreten zu lassen. In den Dichtungen findet sich die elementare Freude am sprachlichen Ausdruck, die in den Briefen der Liselotte sehr scharf hervortritt. Vielfach sind es sozusagen gereimte Wortergüsse, zu denen man vom Standpunkt der Gegenwart erst dann das richtige Verhältnis gewinnt, wenn man unabhängig von der eigentlichen poetischen Form die Kraft und Fülle des Ausdruckes beachtet. Wie stets bei der eigentlichen schriftstellerischen Begabung zeigt sich ein außerordentlicher Reichtum von Vorstellungen und Gedankenverbindungen, die bei einigen hervorragenden Schriftstellern wie Shakespeare schon zum Gegenstand von Zählungen und dadurch ermöglichten psychologischen Messungen gemacht worden ist. Das gleiche Verfahren möchte ich den Sprachsachverständigen auch bei den poetischen Werken Friedrichs des Großen empfehlen. Seine schriftstellerische Anlage wird dabei viel deutlicher zum Vorschein kommen, als wenn man lediglich die für die Gegenwart veraltete poetische Form beachtet. Zugleich treten, wenn man die poetischen Schriften Friedrichs des Großen in dieser Weise liest, die Ähnlichkeiten mit der elementaren Ausdruckskraft der Liselotte deutlich hervor.

In den philosophischen und geschichtlichen Schriften Friedrichs des Großen erscheint der schriftstellerische Typus der Sophie von der Pfalz in verstärkter Form. Das, was bei letzterer besonders in ihren Memoiren hervortritt, die nachdenkliche Betrachtung politischer und geschichtlicher Vorgänge, ist bei Friedrich dem Großen zur bedeutenden Leistung einer geschichtlichen Darstellung seiner Zeit und der brandenburgischen Vorgeschichte ausgereift.

Vergleicht man die genannten schriftstellerischen Leistungen Friedrichs des Großen mit den von mir in der dritten Gruppe genannten Arbeiten besonders militärischen Inhaltes, so fällt eine manchmal kaum glaublich erscheinende Verschiedenheit der Stilart ins Auge. Während Friedrich der Große in seinen poetischen Schriften oft geradezu in Wortfindung zu schwelgen scheint, so daß die Menge der Vorstellungen fast unabhängig vom Gegenstand als das Wesentliche auffällt, so ist in den philosophisch-historischen Schriften dieser Reichtum des Ausdruckes schon mehr durch den besonderen Inhalt im Zaume gehalten und bestimmt. In den militärischen und den damit wesensverwandten politischen Schriften,

die sich zum Teil in dem 7. Band finden, zeigt sich dagegen sehr häufig eine so knappe, klare, nur das völlig Wesentliche ausdrückende Einfachheit des Stiles, daß man zunächst kaum auf den Gedanken kommen würde, daß diese Arbeiten von dem gleichen Verfasser herrühren. Hier ist der sprachliche Ausdruck, dessen Fülle man erst bei genauerer Untersuchung erkennt, vollständig von einem bestimmten intellektuellen Thema beherrscht und in feste, einfache Form gebracht. Diese Schreibweise erinnert im wesentlichen sehr an die logische und das Notwendige und Nützliche hervorhebende Darstellungsart des Gustav Selenus, seines Blutsverwandten aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg. Die Untersuchung der schriftstellerischen Leistungen ergibt also inhaltlich so nahe Beziehungen, daß zu dem geschehenen Nachweis einer starken Ahnenhäufung aus dem Hause B.-Lüneburg und der pfälzischen Fürstenfamilie qualitative Ähnlichkeiten treten, die im gleichen Sinne zu deuten sind, daß die geistige Persönlichkeit Friedrichs des Großen sehr wesentlich durch die Abstammung von diesen beiden Familien bedingt erscheint. —

Wenn es also wahrscheinlich ist, daß Friedrich der Große in bezug auf seine schriftstellerische Begabung zum Teil aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg beeinflußt ist, so fragt es sich weiter, ob er nachweislich noch andere geistige Züge hat, die sich besonders auf diese Familie beziehen lassen. Hierbei müssen neben normalen geistigen Anlagen vom Standpunkt der Vererbungslehre besonders auch pathologische Züge berücksichtigt werden.

Innerhalb der neueren Psychiatrie ist man nach einem Vorstadium, in dem lediglich die Tatsache eines mehrfachen Auftretens von Geisteskrankheit in einer Familie unter dem Begriff der Heredität behandelt wurde, dazu übergegangen, in den einzelnen Familien die Art dieser Belastung genauer zu untersuchen, und es hat sich herausgestellt, daß diese Heredität sich häufig in klinisch gleichen oder ähnlichen Formen äußert, die auf derselben pathologischen Grundlage beruhen, wenn sie auch graduell und in einigen Symptomen manchmal wechselnd auftreten. So hat sich herausgestellt, daß es ganze Familien gibt, in denen z. B. eine epileptische oder psychogene (hysterische) Form der krankhaften Belastung vorkommt. Dabei darf man vom Standpunkt der Familienforschung nicht nur die ausgeprägten Formen von Geisteskrankheit in der Familie berücksichtigen, sondern muß auch bestimmte Züge besonders des Affektcharakters bei den einzelnen Mitgliedern im Hinblick auf ausgeprägt pathologische Fälle in der Familie beachten. Wendet man diese

Grundsätze bei der Analyse des Charakters von Friedrich dem Großen an, so ergibt sich, daß in dem geistigen Bild des großen Königs neben einer Reihe von ausgezeichneten Eigenschaften sich ein ausgeprägt mißtrauischer Zug herausstellt. Dieser spielt in dem Verhalten des großen Königs, besonders auch in seinen persönlichen Beziehungen, eine hervorstechende Rolle und erklärt eine ganze Reihe von kleinen Ereignissen in seinem Leben. Auch sein Verhalten gegen seine Ärzte ist von diesem Charakterzug sehr wesentlich mit bestimmt. Betrachtet man diese Eigentümlichkeit vom Standpunkt der Familienforschung, so fällt die Tatsache ins Auge, daß in der dritten Ahnenreihe von Friedrich dem Großen Ernst August von H., der paranoische Züge hatte, doppelt auftritt, und daß dieser Fürst zugleich der Großvater von Friedrich Wilhelm I. ist. Bei dem tragischen Verhältnis zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Friedrich scheint mir diese gemeinsame Belastung durch diesen geistig abnormen Vorfahren, die bei beiden in Form eines mißtrauischen Zuges zum Vorschein kommt, von ausschlaggebender Bedeutung zu sein. Allerdings wird dieser angeborene Zug durch Zwischenträgerei, Hofklatsch, Unterschied der Bildungsverhältnisse usw. in dem Verhältnis von Vater und Sohn gesteigert, aber im wesentlichen erscheint er angeboren und bildet daher die Grundlage, auf der sich die ganze Spaltung zwischen Vater und Sohn mit ihren furchtbaren Folgen vollzogen hat.

Die pathologischen Momente in dem Hause Braunschweig-Lüneburg sind von W. Strohmayer in seiner psychiatrisch-neurologischen Untersuchung der Abstammung Königs Ludwig II. und Otto I. von Bayern eingehend dargestellt worden. In der Ahnentafel der beiden Könige erscheinen infolge des Auftretens der Blutsverwandten Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, und Sophie Dorothea von Hannover-Großbritannien in der sechsten Ahnenreihe drei Deszendenten des Hauses B.-Lüneburg, Sophie Charlotte von Hannover, 1668 bis 1705, Georg I. von Hannover, 1660 bis 1727, und Sophie Dorothea von Ahlden, 1666 bis 1726, in der siebenten Ahnenreihe erscheint Ernst August von Hannover, 1629 bis 1698, doppelt, ferner ebenfalls aus dem Hause B.-Lüneburg Georg Wilhelm, Herzog von B.-Lüneburg, 1624 bis 1705. In der achten Ahnenreihe kommt Georg, Herzog von B.-Lüneburg, ebenso Anna Eleonore von Hessen-Darmstadt dreifach vor, in der neunten Ahnenreihe Wilhelm der Jüngere von B.-Lüneburg dreifach. Es ist also merkwürdigerweise in der Ahnentafel der beiden Bayernkönige Ludwig II. und Otto I.

ebenso wie in der von Friedrich dem Großen das Haus B.-Lüneburg außerordentlich stark vertreten.

„So knüpft sich für die Bayernkönige ein Pedigree, in dessen höheren Ahnenreihen Wilhelm d. J. eine breite Basis bildet, die infolge der aus den Ahnentafeln I und II klar ersichtlichen Verwandtenehen eine für Ludwig II. und Otto I. bedeutsame hereditäre Konvergenz erfährt."

„Von Wilhelm d. J. wird berichtet, daß er im Jahre 1581 in ein schweres ‚Gemütsleiden' verfiel, das ihn zur selbständigen Führung der Regierungsgeschäfte unfähig machte, so daß er zwei Vormünder bekam. Dieser im übrigen sehr fruchtbare Herr, der sieben Söhne und acht Töchter hinterließ, starb am 20. August 1592, ohne daß man von einer Genesung hört. Die Art seiner geistigen Erkrankung läßt sich aus den mir bekannten historischen Angaben nicht exakt diagnostizieren. Aus dem Zeitpunkt des Ausbruchs der Psychose (im 46. Lebensjahre) und aus der Tatsache, daß der Kranke danach noch 11 Jahre lebte, glaube ich schließen zu dürfen, daß es sich um keine organische Gehirnkrankheit (etwa progressive Paralyse), sondern vielleicht um eine Psychose des Rückbildungsalters melancholischer oder wahnhafter (depressiver Wahnsinn, Kraepelin) Färbung handelte, also um eine sogenannte endogene, nicht auf äußere Schädlichkeiten (Syphilis) zurückzuführende, und deshalb vererbungsfähige psychische Störung. Ob dabei Arteriosklerose mitspielte oder nicht, ist für unsere Fragestellung von sekundärer Wichtigkeit. Gleich seinem Ahnherrn, dem Herzog Welf, kam auch über ihn das Erbübel des Welfenhauses, die Blindheit."

Strohmayer stützt sich bei seinen Ausführungen zumeist auf die allgemeine deutsche Biographie, Leipzig, Duncker & Humblot.

Ferner weise ich auf folgende Stelle in W. Piersons Preußischer Geschichte hin[1]):

„Als Herzog Albrecht 1568 starb, erklärten die Regimentsräte (ein adliger Ständeausschuß) dessen sechzehnjährigen Sohn Albrecht II. Friedrich zwar für mündig, bereiteten ihm aber, da er mit Kraft die Zügel ergriff und den Anmaßungen des Adels und der streitsüchtigen lutherischen Geistlichkeit entgegentrat, so viele Kränkungen, daß er in eine Gemütskrankheit verfiel, zu welcher der Keim freilich schon in ihm lag. Denn seine Mutter (Anna Marie von Braunschweig, zweite Frau Albrechts I.) war epileptisch, deren Vater lange Zeit geisteskrank gewesen. Gleichwohl verheiratete man den jungen Herzog; es war die Prinzessin Marie Eleonore von Jülich, welche das wenig beneidenswerte Los traf (1573). Er zeugte mit ihr zwei Kinder, Anna und Eleonore; aber von seinem Tiefsinn genas er nicht, und nun hatte der herrschsüchtige Adel gewonnenes Spiel; er leitete durch jenen Ausschuß den Staat." (Albrechts Tochter Anna war die Frau von Johann Sigismund von Brandenburg.) —

In unserem Zusammenhang ist die besondere Art der Psychopathie von Wichtigkeit, die sich bei Georg I., dem Vater der Sophie

---

[1]) Vgl. V. Auflage, 1889, S. 103.

Dorothea von Hannover, 1687 bis 1757, der Mutter Friedrichs des Großen findet. Georg I. war ein Urenkel des geisteskrank gewordenen Wilhelm d. J. Strohmayer sagt über die Mutter Friedrichs des Großen und ihren Vater folgendes:

„Die Königin war eine echte Braunschweigerin ingezüchteten Schlages, wie ein Blick auf die Ahnentafel II zeigt. Ihr Vater, Georg I., war ein ausgesprochener Psychopath, charakterschwach, verschlossen und mißtrauisch bis an die Grenze des Paranoischen. Seine Kusine, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans spricht einmal von seinem ‚wunderlichen Hirnkasten'. Ein andermal schreibt sie von ihm: „Er ist ein trockener und störriger Herr. Mißtrauen, Hochmut und Kargheit machen diesen Kurfürsten, wie er ist. Er ist so froid, daß er alles in Eis verwandelt." Auch die Markgräfin Wilhelmine charakterisiert ihn als kalt, pedantisch und steif. Gegen seinen Sohn, den späteren König Georg II., war er abstoßend bis zur Feindseligkeit, und er soll sich öfter mit dem Gedanken getragen haben, ihn zu verleugnen und von der Thronfolge auszuschließen. Im Jahre 1723 erlitt er bei einem Besuche in Berlin einen Schlaganfall, der bei einer Wiederholung im Jahre 1727 sein Ende herbeiführte. Seit der Nachricht von dem Tode seiner von ihm geschiedenen und verbannten Gattin, seiner Kusine Sophie Dorothee (1726) verfiel er in Schwermut, die bis zu seinem Tode auf ihm lastete."

Es ist sehr bemerkenswert, daß sich zwischen Georg I. und seinem Sohn, dem späteren König Georg II., ein ganz ähnliches mißtrauisches Verhältnis findet wie zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Friedrich.

Wenn ich den ausgeprägt mißtrauischen Zug Friedrichs des Großen mit der geistigen Störung seines Großvaters Georg I. und mit dessen Vorfahren Wilhelm dem Jüngeren, der in der fünften Ahnenreihe Friedrichs des Großen dreimal vorkommt, in Beziehung setze, so möchte ich mich ausdrücklich davor bewahren, die Gesamtanlage Friedrichs des Großen als pathologisch zu erklären. Die psychiatrische Familienforschung ergibt jedoch tatsächlich die Erkenntnis, daß Krankheiten in einer Familie bei einzelnen Deszendenten sich nicht in ausgeprägter Stärke zeigen, sondern in der Form eines bestimmten Charakterzuges, der von anderen Eigenschaften verdeckt oder im Zaum gehalten werden kann. Es ist interessant, diesem Zuge zum Mißtrauen in dem persönlichen Leben und in den schriftstellerischen Äußerungen Friedrichs des Großen nachzugehen. Während jener in seiner persönlichen Lebensführung gelegentlich eruptiv gegen bestimmte Personen zum Vorschein kommt, ist er in wichtigen Angelegenheiten und auch literarisch bei ihm zu einer Art von vorsichtiger Lebensweisheit geworden. Ich weise hier besonders auf seine Ausführungen über die Talente des Heerführers

in der Schrift über die Grundlagen der Kriegskunst[1]) hin, wo folgendes steht:

„Ferner verlangt man von ihm Verstellungskunst und dabei doch den Anschein von Natürlichkeit, Sanftmut und Strenge, stetes Mißtrauen und unerschütterliche Ruhe."

„Die Kunst, seine Gedanken zu verbergen oder die Verstellungskunst ist für jeden, der große Geschäfte zu leisten hat, unentbehrlich."

„Die Normannen gaben ihren Kindern eine Lebensregel mit: ‚Sei mißtrauisch!' — ‚Gegen wen?' — ‚Gegen jedermann.' Im Kriege gilt das Mißtrauen beständig dem Feinde. Nur ein Tor traut ihm. Zumeist aber schläfert euch das Gefühl der Sicherheit ein. Ich verlange also von einem Heerführer, daß er auf die Pläne seiner Feinde stets ein wachsames Auge habe. Er ist die Schildwache seiner Armee."

Diese Ausführungen Friedrichs des Großen scheinen als Anweisung für regierende und diplomatische Persönlichkeiten außerordentlich wichtig zu sein und selbst, wenn man den Ursprung des mißtrauischen Zuges bei Friedrich dem Großen aus der psychischen Belastung der Fürstenfamilie B.-Lüneburg zugibt, wird dadurch die außerordentliche praktische Bedeutung seiner Lebensregeln nicht verkleinert werden.

Im Sinne meiner bisherigen Darstellung bringe ich eine Reihe von Eigenschaften Friedrichs des Großen mit der Fürstenfamilie B.-Lüneburg auch in der Art der Begabung, besonders mit der Erbmasse, an der Gustav Selenus beteiligt ist, in Beziehung. Allerdings haben wir außerdem noch die beiden Schriftstellerinnen Sophie von der Pfalz und Liselotte im gleichen Sinne verwendet, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich ganz ähnlich wie in der Ahnentafel von Goethe, bei Untersuchung besonders der mütterlichen Abstammung, auch bei Friedrich dem Großen die Zahl der Familien noch häufen wird, in denen schriftstellerische Talente aufgetreten sind. —

Bei der weiteren Untersuchung Friedrichs des Großen vom Standpunkt der Vererbungslehre ist es nötig, besonders sein militärisches Genie in Betracht zu ziehen.

Auch in dieser Beziehung ist durch die Gesamtausgabe in deutscher Übersetzung eine günstige Voraussetzung geschaffen. Friedrichs des Großen hervorragende Fähigkeit als Heerführer läßt sich in seinen militärischen Schriften im sechsten Band der Gesamtausgabe studieren. Dabei bekam diese Untersuchung enge Beziehungen zu

---

[1]) Vgl. Gesamtausgabe, Bd. VI, S. 32, 33, 34.

den kurzen Ausführungen, die ich über die Heerführer in der Schrift über „Krieg und Seelenleben“ (Verlag von O. Nemnich, Leipzig 1916) gemacht habe:

„Einen der wichtigsten Gegenstände der Kriegspsychologie bilden die Heerführer. Die Geschichte weist eine große Reihe von ihnen auf, jedoch wenige bieten psychologisch so klare Einsichten wie z. B. Friedrich der Große, Napoleon I. und Blücher. Im allgemeinen scheint es sich, ganz abgesehen von den großen Unterschieden des Charakters und der Nebeneigenschaften, im Grunde um eine fast typische Vereinigung von mechanischer und mathematischer Anlage mit Kombinationsvermögen zu handeln, unter Anwendung auf die militärischen Aufgaben in taktischer und strategischer Hinsicht.

Sicher wird hierbei die psychologische Analyse von Hindenburg bei fortschreitender Erkenntnis über sein strategisches Verfahren neue Aufklärung bringen. Sein Bruder, Bernhard von Hindenburg, redet in seiner Schrift über ihn von einer Verbindung von Mathematik und Phantasie.“

Die militärischen Schriften Friedrichs des Großen geben die Möglichkeit, diese Auffassung zu prüfen und scheinen sie durchaus zu bestätigen. Ich verweise besonders auf: 1. Die Grundlagen der Kriegskunst; Einleitung: Die Generalprinzipien des Krieges und ihre Anwendung auf die Taktik und Disziplin der preußischen Truppen (1748); 2. Feldzugspläne; 6. Geländekenntnis; 7. Das Augenmaß; 8. Aufstellung der Truppen; 9. Verschiedene Lager; 10. Sicherung des Lagers; 12. Die Talente des Heerführers; 15. Kennzeichen, an denen man des Feindes Absicht erraten kann; 17. Alle Märsche, die eine Armee machen kann; 20. Bewegungen, um den Feind zum Stellungswechsel zu zwingen; 21. Flußübergänge; 22. Verteidigung von Flüssen; 23. Überfälle von Städten; 24. Angriff und Verteidigung fester Plätze; 25. Treffen und Schlachten; 29. Die neue Taktik der Armee.

Diese Ausführungen werden in den Aufsätzen: Gedanken und allgemeine Regeln für den Krieg (1755), über Kriegsmärsche und was bei ihnen zu beachten ist (1777), ferner durch die Betrachtungen über Feldzugspläne (1775), sowie das militärische Testament von 1768, ferner eine Anzahl von Instruktionen und Denkschriften fortgesetzt und ergänzt.

Wie stets bei genialen Persönlichkeiten, ist die endgültige Leistung bei Friedrich dem Großen besonders auch in militärischer Beziehung nicht nur von der wesentlichen Grundeigenschaft abhängig, sondern von einer ganzen Anzahl von Nebeneigenschaften, wie er sie selbst in dem Kapitel über die Talente des Heerführers in den Generalprinzipien des Krieges dargestellt hat. Seine grundlegende

geistige Eigenschaft, die der von mir ausgesprochenen allgemeinen Auffassung des militärischen Genies entspricht, scheint mir in der mechanisch-mathematischen Grundidee seiner schrägen Schlachtordnung hervorzutreten, die besonders in den Generalprinzipien des Krieges im 25. Kapitel über Treffen und Schlachten im 7. Abschnitt, „wie man den Feind bei ungleichen Kräften schlagen kann", deutlich entwickelt ist. Hier heißt es:

„Ist der Feind den preußischen Truppen an Zahl überlegen, so muß man doch nicht am Siege verzweifeln. Aber dann müssen die Dispositionen des Heerführers den Mangel an Streitkräften wettmachen."

„Meine erste Regel gilt also der Wahl des Geländes und die zweite dem Schlachtplane selbst. Bei solchen Gelegenheiten kann man meine schräge Schlachtordnung mit Erfolg anwenden. Man versagt dem Feind einen Flügel und verstärkt den anderen, der zum Angriff bestimmt ist. Dieser greift einen Flügel des Feindes mit aller Kraft an, und zwar in der Flanke. Eine Armee von 100 000 kann, in der Flanke gefaßt, von 30 000 Mann geschlagen werden; denn die Schlacht wird dann rasch entschieden."

Es geht aus vielen anderen Ausführungen hervor, daß Friedrich der Große bei diesem Plan ein einfaches mechanisch-physikalisches Prinzip verfolgt, nämlich: durch eine mit möglichster Geschwindigkeit in Bewegung gesetzte Truppenmasse den schwächsten Punkt in der Aufstellung des Feindes zu treffen. Nicht in einer dogmatischen Festhaltung seiner schrägen Schlachtordnung, sondern in der Anwendung eines mechanisch-mathematischen Grundprinzips scheint mir das Wesentliche der militärischen Anlage von Friedrich dem Großen zu liegen.

Im Zusammenhang der obigen Untersuchung über seine Persönlichkeit vom Standpunkt der Vererbungslehre ist es ein interessantes Problem, auf welche Erbmassen in den am Aufbau seiner Ahnentafel beteiligten Familien sich diese eigenartige Grundlage zurückführen läßt.

Besonders muß die Frage beantwortet werden, wie sich die Abstammung aus dem Hohenzollernblut, das nach der oben gegebenen Ahnentafel auf der väterlichen Seite sich mehrfach mit dem der Oranier gemischt hat, zu den dargestellten Einschlägen verhält. Vorläufig möge die vorliegende Studie den Weg weisen, auf dem sich ein Verständnis für die Gesamtpersönlichkeit dieses wahrhaft großen Königs voraussichtlich erreichen läßt.

Goethe.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts macht sich in Deutschland eine Betonung des Gefühlslebens bemerkbar, das immer mehr in Gegensatz zu dem einseitigen Rationalismus des 17. Jahrhunderts, besonders der kartesianischen Weltauffassung tritt und als selbständiges Gebiet des geistigen Lebens neben dem des Verstandes und des Willens Geltung verlangt. Im Anfang besonders aus dem Gefühlsüberschwang einzelner Freundeskreise entsprungen, bekommt diese Bewegung, die man ohne Beachtung ihres sehr aktiven Grundzuges als Sentimentalität bezeichnet, bald eine große Bedeutung für das künstlerische Schaffen. Alles, was von Gefühlsvorgängen in der Seele ruht und aus ihr aufsteigt, sollte nun ergriffen und dargestellt werden. Die Steigerung des Gefühlslebens mit dem Ringen nach künstlerischem Ausdruck führt zum Sturm und Drang, der sich allmählich zur klassischen Literatur abklärt. Ein unvergänglicher Ausdruck des vertieften Gemütslebens, aus dem diese hervorgegangen ist, sind Goethes „Leiden des jungen Werther".

In jener Zeit sind gefühlsbegabte Naturen zur Wirksamkeit gekommen, die, wenn ihre Lebenszeit in das 17. Jahrhundert gefallen wäre, völlig ausgeschaltet und zur tragischen Vereinsamung verurteilt gewesen wären. Viele von ihnen sind für die Gegenwart verschollen, nur die Bedeutendsten wurden im Gedächtnis der Menge bewahrt, andere haben nur noch für die Literarhistoriker von Fach ein Interesse. Aus diesem wogenden Meere des deutschen Gefühlslebens jener Zeit ragt die Gestalt Goethes für den Blick der Gegenwart in riesenhaften Umrissen auf, und von allen Seiten sucht man zu einem Verständnis seiner Natur zu gelangen. Von unserem Standpunkt muß dies auf dem Boden der Familienforschung und Vererbungslehre geschehen. In der ersten Auflage dieses Buches habe ich 1907 das Goetheproblem, besonders Goethes große Ähnlichkeit mit der Mutter der Mutter (A II 4), in diesem Sinne als Beispiel einer allgemeinen Vererbungserscheinung dargestellt (vgl. I. Aufl., S. 70).

Da ich nicht warten konnte, bis die Literaturhistoriker diesen Weg verfolgten, habe ich zunächst die Beziehungen Goethes zu der Lindheimer-Familie zu erforschen gesucht, wobei mir die Nähe von Wetzlar bei meinem Wohnort Gießen zu statten kam. Das erste Resultat war die Studie über Goethes Wetzlarer Verwandtschaft (im Verlag von J. A. Barth, Leipzig 1908), in der zunächst die Schwester von Goethes Großmutter (Anna Margarethe Lindheimer A II 4) als Haupt des Familienkreises, in den Goethe in Wetzlar

kam, hervortritt. Frau Susanna Maria Cornelia Lange geb. Lindheimer, die jüngere Schwester von Goethes Großmutter Anna Margarethe Lindheimer, war in erster Ehe mit einem Herrn Dietz verheiratet. Ein Sohn aus dieser Ehe war der Hofrat Dietz, der mit Lotte Buffs älterer Schwester Karoline verlobt war. So kam Goethe in den Familienkreis Lottes, auf deren bezaubernde Persönlichkeit sich in den Leiden des jungen Werther der Überschwang der Gefühle bezieht.

Es ist nun durch die Studien von Knetsch und Kiefer die Goethe sehr wahrscheinlich unbewußte Tatsache zutage gekommen, daß er mit Lotte Buff blutsverwandt war, und zwar wiederum durch die hessische Familie Soldan.

Fassen wir nun die Familie Lindheimer weiter ins Auge, so tritt zunächst der Vater von Goethes Großmutter, der Reichskammergerichtsprokurator und Advokat Dr. Cornelius Lindheimer hervor. Auf ihn bezieht sich der Hauptteil meiner oben erwähnten Studie über Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Er war der Verfasser oder Mitverfasser des originellen Tagebuches der Belagerung von Wetzlar, das ich ausführlich wiedergegeben habe. Die psychologische Analyse ergibt dabei folgendes:

„In dieser Satire auf ein geschichtliches Ereignis treten eine Anzahl von psychischen Zügen sehr stark hervor, nämlich 1. eine große Deutlichkeit der optischen Vorstellungen, 2. eine phantastische Weiterbildung wirklicher Züge, die man als Konfabulation bezeichnen kann, 3. eine Freude am Grotesken und Drastischen, 4. unter scherzhafter Form eine sehr ernsthafte Betrachtung kulturgeschichtlicher Verhältnisse, 5. im Gegensatz zu dem komischen Inhalt ein rationalistisch pedantischer Stil, der zum Teil eine Nachahmung der reichsgerichtlichen Schreibart darstellt."

In der genannten Schrift sind die Beziehungen dieser Züge zu Inhalt und Form von Goethes Schriften entwickelt.

Jedenfalls wies dieser Befund immer mehr auf die Familie Lindheimer hin. Auf diesem Weg ging ich weiter und faßte diese Studien bei dem I. Kurs für Familienforschung und Vererbungslehre in Gießen im August 1908 in einem Vortrag über Goethe im Lichte der Vererbungslehre zusammen, der erweitert als Buch im Verlag von Ambrosius Barth in Leipzig 1908 erschienen ist. In genealogischer Beziehung liegt dabei die Schrift von Knetsch in Marburg a. L. über Goethes Ahnen zugrunde. Von meinem Standpunkt handelte es sich weiter um eine qualitative Analyse der in den Ahnentafeln auftretenden Personen und ihrer Familienanlage. Ich muß hier das Resultat dieser Untersuchung kurz wiedergeben. Es

zeigen sich in der Ahnentafel Goethes 3 Gruppen von Familien mit scharf charakterisierten Erbmassen, die sich in Goethe durch Vererbung zusammenfinden, nämlich:

1. Die väterliche Familie Goethe, die seit mehreren Generationen dem Handwerkerstand angehörte und erst bei Goethes Vater in eine höhere bürgerliche Schicht aufsteigt.

2. Die mütterliche Familie Textor, die seit einer Reihe von Generationen dem Stande der Juristen und Verwaltungsbeamten angehört und sich, durch die Ehe von Catharine Elisabeth Textor mit Johann Kaspar Goethe, mit dem sozial aufstrebenden Abkömmling der Handwerkerfamilie Goethe verbindet.

3. Die Familie der Großmutter, Anna Margarete Lindheimer, deren Vater Dr. Cornelius Lindheimer oben hervorgehoben worden ist. Diese alte, wahrscheinlich aus Lindheim in Oberhessen stammende, Frankfurter Familie erweist sich als eine hochbegabte. Dazu kommt, daß die Ahnentafel seiner Frau Cathar. Elis. Juliane Seip viele Namen von geistig hochstehenden Familien aufweist, aus denen Schriftsteller und Künstler hervorgegangen sind. Dabei sind besonders die Soldane und Lucas Cranach hervorzuheben. Diese Verwandtschaft geht durch hessische Familien besonders aus den Universitätsstädten Marburg und Gießen über Schmalkalden nach Weimar, ein ganz merkwürdiger, Goethe unbewußter, Zusammenhang.

Ich greife nun aus der ausführlichen Darstellung in meinem genannten Buche (S. 8) die folgenden Abstammungsgruppen heraus:

Zu 1, Goethe: A I 1 Johann Kaspar Goethe, geb. 1710, gest. 1782, Kaiserlicher Rat zu Frankfurt a. M. A II 1 Friedrich Georg Goethe, geb. in Artern 1657, seit 1687 Frankfurter Bürger, Schneidermeister, später Gastwirt, gest. 1730 in Frankfurt a. M. A III 1 Hans Christian Goethe, Hufschmied in Artern, geb. in Berka um 1633, begr. in Artern 1694. A IV 1 Hans Goethe, Gemeindevorsteher in Berka, seit 1656 oder 1657 in Sangerhausen, seit etwa 1685 in Artern, begr. in Artern 1686. A V 1 (fehlt).

Zu 2, Textor: A I 2 Cath. Elisabethe Textor, 1731 bis 1808 in Frankfurt a. M. A II 3 Joh. Wolfgang Textor, geb. 1693 in Frankfurt, gest. 1771. Seit 1747 Stadtschultheiß in Frankfurt. A III 5 Chr. Heinr. Textor, Kurpfälzischer Hofgerichtsrat in Frankfurt, seit 1703 Frankfurter Bürger, geb. in Altdorf 1666, gest. in Frankfurt 1716. A IV 9 Joh. Wolfgang Textor, von dem auf dem Wege über seinen Enkel Joh. Wolfgang Textor Goethe seine Vornamen hat, geb. in Neuenstein 1638, gest. in Frankfurt 1701, seit 1663 Gräfl. Hohen-

lohescher Kanzleirat in Neuenstein, 1665 bis 1674 Rat der Stadt Nürnberg und Professor der Jurisprudenz in Altdorf, 1674 bis 1690 Professor in Heidelberg, 1690 bis 1701 Syndicus primarius in Frankfurt. A V 17 Wolfgang Weber auch Textor, Gräfl. Hohenlohescher Kanzleiverwalter (1615), Kanzleidirektor (1649) in Neuenstein, geb. in Weikersheim 1588, gest. in Neuenstein 1650. A VI 33 Jorg Weber, Lakai 1588 bis 1604 und Sarctor (Schneider?) des Grafen Wolfgang von Hohenlohe zu Weikersheim, lebte 1615. Mit dessen Sohn Wolfgang, der sich Textor nennt und Kanzleidirektor in Neuenstein wird, beginnt der Aufstieg der Familie, also über 100 Jahre eher als der bei der Goethe-Familie.

Zu 3, Lindheimer-Seip: A II 4 Anna Margarethe Lindheimer. A III 7 Dr. Cornelius Lindheimer, Advokat und Prokurator am Reichskammergericht in Wetzlar, geb. in Frankfurt 1671, gest. in Wetzlar 1722. A III 8 Cath. Elisabethe Juliane Seip, geb. in Marburg 1680, gest. 1759. A IV 15 Johann David Seip, geb. 1652 und gest. 1729 in Wetzlar, J. U. Lic. bei dem Hofgericht in Marburg, seit 1679 Syndikus der Stadt Wetzlar, Geheimrat. A IV 16 Elisabeth Cath. Steuber, geb. 1657 in Marburg, gest. 1724 in Wetzlar. A V 29 Johann Seip, geb. in Marburg 1614, gest. in Wetzlar 1681, Consulent und Syndikus der Stadt Wetzlar. Die Familie Seip ähnelt also in ihrer Berufswahl sehr der Familie Textor. — A V 31 Joh. Engelhard Steuber, geb. in Gießen 1618, gest. in Marburg 1683, seit 1650 Diakonus in Marburg, seit 1670 Superintendent und 1671 Oberpfarrer in Marburg. A VI 57 David Seip aus Großenlinden bei Gießen, geb. etwa 1558, gest. 1633 zu Marburg, 1613 bis 1620 Obervogt, dann Rentmeister in Marburg. A VI 61 Johannes Steuber, seit 1614 Professor der Physik in Gießen, geb. in Lißberg 1590, gest. in Marburg 1643. Das Bild dieses Mannes, eines der ersten Professoren an der 1607 begründeten Universität Gießen, hängt in einem theologischen Hörsaal dieser Hochschule. Er wurde 1614 auch noch Professor der griechischen Sprache, 1620 der Theologie in Verbindung mit der hebräischen Sprache. J. Steuber bildet einen sehr bedeutungsvollen Einschlag in der Ahnentafel Goethes. Im übrigen greife ich von den weiteren Vorfahren der Anna Margarethe Lindheimer noch die Namen folgender Familien heraus, von denen Mitglieder durch geistige Leistungen hervorgetreten sind:

A VI 58 Catharina Kornmann, geb. in Marburg, gest. in Marburg 1632. A VI 59 Jakob Schroeter, geb. 1570 in Weimar, 1601 Professor in Jena, Kanzler in Meiningen, gest. in Meiningen 1645.

A VI 62 Elisabeth Lyncker, lebte noch 1657, Frau des unter A VI 61 genannten Professors Johannes Steuber in Gießen. A VII 117 Jakob Schroeter, Bürgermeister in Weimar, geb. etwa 1529, gest. 1612. A VIII 235 Christian Pontanus, Weimarischer Rat und Kanzler, seit 1556, gest. (geviertelt) in Gotha 1567. A VIII 236 Magdalena Cranach, gest. Ehringsdorf bei Weimar 1590. A IX 471 Lucas (Müller von) Cranach der Ältere, Kursächsischer Hofmaler, geb. in Kronach 1472, gest. in Weimar 1553. Ferner führt ein Aszent über A VI 58 Catharina Kornmann, A VII 116 Elisabethe Lauck, A VIII 231 Johann Lauck der Ältere, Ratsherr und Bürgermeister in Frankenberg. A IX 461 Luckenhenn (d. h. Heinrich Lauck), A IX 462 Anna Solden in Frankenberg zu A X 923 Johann Solden in Frankenberg, 1490 bis 1494 Baumeister u. l. Frauen, 1494 bis 1495 Bürgermeister, 1495 bis 1496 städtischer Baumeister in Frankenberg. Dieser ist sehr wahrscheinlich identisch mit Nr. 40 in dem 2. Soldanstammbaum (vgl. 1. Auflage dieses Buches), dem Vorfahren des Rektors Johannes Soldan in Wetter, von dem die jetzigen hessischen Soldane stammen.

Während also die Familie Goethe erst Anfang des 18. Jahrhunderts, die Familie Textor Anfang des 17. Jahrhunderts in das geistig tätige Bürgertum aufsteigt, treffen wir eine Reihe von Ahnen der Anna Margarethe Lindheimer schon im Beginn der Reformation am Anfang des 16. Jahrhunderts in bedeutenden Stellungen. Der erstaunliche Reichtum von Goethes Fähigkeiten ergibt sich aus der Verbindung von drei charakteristischen Erbmassen, die durch fortschreitende Auslese im Laufe von Jahrhunderten gewachsen sind und schließlich durch die drei Heiraten Lindheimer-Seip, Textor-Lindheimer, Goethe-Textor zusammenkommen. Es liegt in meinem Sinne eine Epimixis III. Grades, also eine ganz ungewöhnliche Erscheinung vor.

Dabei erscheint es sehr schwierig, die einzelnen Vererbungseinflüsse richtig gegeneinander abzuwägen und ihren Wert für seine geniale Leistung zu bestimmen. Daß Goethe gewisse, für seine künstlerische Tätigkeit wesentliche Eigenschaften von seinen mütterlichen Vorfahren, besonders aus der Familie Lindheimer und von den mütterlichen Ahnen der Anna Margarethe Lindheimer, geerbt hat, halte ich nach den obigen Feststellungen für sicher; es darf dies aber nicht so aufgefaßt werden, als ob die Gesamtpersönlichkeit Goethes lediglich aus diesen Linien der Ahnentafel abgeleitet werden könnte.

Goethes Natur erscheint vielmehr in ausgeprägter Weise als ein synthetisches Gebilde, in dem sich die aus der aufgedeckten

Quelle abgeleiteten künstlerischen Fähigkeiten mit dem mehr rationalen und systematischen Geiste der Familien Goethe und Textor vereinigten. Gerade diese durch Vererbung vollzogene Synthese zweier völlig verschiedener Grundanlagen hat sehr wahrscheinlich für die geistigen Leistungen Goethes die größte Bedeutung gehabt. Nicht aus der künstlerischen Anlage allein, aus der die genialen Einfälle und die gestaltende Phantasietätigkeit entspringen, sondern aus ihrer Vereinigung mit einer starken Gedankenarbeit und einem großen Reichtum von Begriffen ist Goethes Eigenart auch in seinem künstlerischen Schaffen zu verstehen.

Wenn man diese Auffassung mit den Gegensätzen vergleicht, die sich in der ganzen geistigen Geschichte des 18. Jahrhunderts zeigen und deren Vereinigung die große Aufgabe dieser Zeit bildete, so erkennt man die tiefe Beziehung, welche Goethes Doppelanlage zu den Grundrichtungen dieses Jahrhunderts aufweist. In ihm verbanden sich die rationalen Züge mit der impulsiven Gefühls- und Phantasietätigkeit, aus der die Sturm- und Drangperiode hervorgegangen ist; und infolge dieser auf seiner angeborenen Anlage beruhenden Vereinigung von Eigenschaften konnte er die Grundkräfte des 18. Jahrhunderts in unvergänglichen Formen zum Ausdruck bringen. —

Fragt man, welche deutschen Stämme zu dem Aufbau von Goethes Natur biologisch beigetragen haben, so ergibt sich folgendes:

Zu 1: Die Familie Goethe stammt aus dem Grenzgebiet zwischen Mittel- und Norddeutschland (Berka, Sangerhausen, Artern).

Zu 2: Die Familie Textor war ursprünglich in Weikersheim im Taubertale ansässig, also im ostfränkischen Gebiet.

Zu 3: Die Familie Lindheimer stammt aus Frankfurt und ursprünglich wahrscheinlich aus der Wetterau (Lindheim), die Familien Seip, Steuber, Lyncker, Kornmann, Lauck, Soldan aus Hessen, Schroeter, Zöller, Pontanus-Brück, Cranach aus Thüringen. Es liegt also im wesentlichen eine mitteldeutsche und südwestdeutsche Abstammung vor.[1])

Blücher.

Die Bedeutung Blüchers ist nur in dem größeren Zusammenhang der deutschen Geistesgeschichte ganz zu verstehen. Man muß

---

[1]) Vgl. hierzu die Werke von Josef Nadler, „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ und „Die Berliner Romantik“.

dabei von den Freiheitskriegen auf Friedrich den Großen, während dessen erster Regierungsjahre Blücher geboren ist, und auf die geistige Entwicklung Deutschlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zurückgreifen. Nach dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges setzte in Deutschland der außerordentliche geistige Aufschwung ein, der sich schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts durch die Verstärkung des Gefühlslebens geltend gemacht hatte. Der Schauplatz der Bewegung war jedoch wesentlich verändert. Während sich der militärisch-politische Aufstieg unter der Herrschaft der Hohenzollern im Nordosten von Deutschland vollzogen hatte, strömten nun besonders im Südwesten starke Quellen des künstlerischen Schaffens hervor, während im Zentrum des neuen Preußen immer mehr der Rationalismus herrschte.

Diese Antithese ist in der Geschichte unserer Literatur scharf ausgeprägt. Preußen geriet nach den Großtaten Friedrichs immer mehr in eine Erstarrung, wie sie nach Genieperioden öfter beobachtet wird, und die wir als involutionistisch bezeichnen.

Zugleich vollzog sich in Frankreich durch das Zusammenwirken einer geistigen und wirtschaftlichen Bewegung, nämlich des Rationalismus mit der Emanzipation des dritten Standes, die Revolution, die zur Beseitigung des Königstums und später, entsprechend den rationalistischen Grundbegriffen, nach mehreren Zwischenstadien durch Napoleon zum revolutionären Zentralismus führte. Entscheidend für den Gang der Ereignisse war, daß das militärische Genie Friedrichs des Großen in Napoleon I. zur Wiedergeburt kam. Nicht nur das Heer, sondern auch der erstarrte Mechanismus des preußischen Staates unterlag bei Jena dem geistig überlegenen Angriff Napoleons, dessen Kriegführung gerade hier die größte Ähnlichkeit mit der Friederizianischen Angriffsmethode hatte, indem er die größte Masse auf den schwächsten Punkt konzentrierte. —

Es folgte die Besetzung des größten Teiles der preußischen Monarchie durch die Franzosen, und nun drohte den deutschen Staaten das Schicksal, zu französischen Provinzen zu werden. Nach dem Untergang des napoleonischen Heeres in Rußland war, im Fall der völligen Niederlage Napoleons, andererseits die Möglichkeit vorhanden, daß ganz Mitteleuropa einschließlich Österreich und Preußen unter russische Vorherrschaft geriet. Daß beides vermieden wurde, ist hauptsächlich der kraftvollen Begeisterung zu verdanken, die im preußischen Staat zu Beginn der Freiheitskriege zuerst in Schlesien hervortrat und zur Bildung des Heeres führte, das unter Blüchers

Führung zum gefährlichsten Feinde der napoleonischen Armeen wurde. Der Marschall Vorwärts war die eigentliche Seele der ganzen Kriegführung bis zu Napoleons Sturz bei Waterloo. Aber Blüchers Natur ist durch diesen Beinamen nicht erschöpfend bezeichnet. Vom Standpunkt der Vererbungslehre erscheint sie noch unklar und bedarf der weiteren Untersuchung.

Gebhard Leberecht von Blücher wurde nach dem Buche von K. A. Varnhagen von Ense, das 1912 von Adalbert Luntowski neu herausgegeben wurde, in Rostock in Mecklenburg am 16. Dezember 1742, also 2 Jahre nach der Thronbesteigung Friedrich II., 7 Jahre vor Goethe, geboren. Sein Vater war früher Rittmeister im Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel und lebte als Landedelmann auf dem kleinen Erbgut Grossen-Rensow in Mecklenburg. Blüchers Mutter war eine geborene von Zülow, ebenfalls aus mecklenburgischem Landadel. Der Geburtsort Rostock ist zufällig, da seine Mutter sich wegen der Unruhen zwischen dem Landesfürsten und der Ritterschaft in die größere Sicherheit einer bedeutenden Stadt begeben hatte. Ob noch andere Beziehungen zu Rostock vorlagen, bleibt dahingestellt. Aus der Ehe der Eltern gingen 7 Söhne und 2 Töchter hervor, Gebhard Leberecht war der jüngste Sohn. Er kam im Alter von 14 Jahren mit seinem etwas älteren Bruder Ulrich Siegfried zu einer Schwester, die an einen Herrn von Krackwitz verheiratet war, nach Rügen. Hier erlangte er in der Landwirtschaft frühzeitig Erfahrung und fand zugleich mit seinem Bruder beim Reiten, Rudern, Wandern und Klettern das Feld für seinen Tätigkeitsdrang und Wagemut. „Doch scheint auch hier von Unterricht und Erziehung kaum die Rede gewesen." Es war eine Selbstausbildung im mutigen Handeln ohne systematische Schulung des Wissens. Dieser Grundzug geht durch Blüchers ganzes Leben und hat vielfach zu einer Unterschätzung seiner Anlagen geführt.

Bei den Kriegsläufen hatten sich die Schweden den Feinden Friedrich II. angeschlossen, schweiften durch Pommern und kamen auch nach Rügen. In jugendlichem Drang traten die beiden Brüder trotz Abraten der Verwandten in ein schwedisches Husarenregiment ein. Infolge seiner Tollkühnheit wurde Blücher am 29. August 1760 bei Friedland in Mecklenburg gefangen und zu dem Husarenoberst von Belling gebracht. Dieser gewann ihn für den preußischen Dienst, worauf Blücher bald Offizier wurde. Er machte sodann die letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges als Husarenoffizier mit. Nach dem Krieg kam eine Zeit, in der Blüchers übermütiger Tatendrang sich

in manchmal bedenkliche Formen umsetzte. 1770 ließ Friedrich der Große wegen der Unruhen in Polen Truppen, darunter das Regiment von Belling, in die Grenzländer einrücken. Nach einiger Zeit wurde der General von Lossow Führer des Regiments, mit dem Blücher Mißhelligkeiten hatte, so daß er bei einer Beförderung übergangen wurde. Da schrieb Blücher nach Varnhagens Buch selbst an den König. „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen, ich bitte Ew. Majestät um den Abschied.“ Hier kommt die Empörung des natürlichen Adels gegen die Vorrechte des Standesadels bei Blücher zum Durchbruch. Friedrich II. antwortete: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren.“

Blüchers Verabschiedung, die im Januar 1773 erfolgte, ist ein Zeichen der beginnenden Involution des Preußentums, das mit der überschäumenden Kraft dieses Reiterführers nichts mehr anzufangen wußte. Blücher bewirtschaftete nach seiner Heirat ein Gut zuerst in Polen dann in Pommern. Aber die Neigung zum Offiziersdienst war bei ihm unausrottbar. Vergeblich bemühte er sich mehrfach, Friedrichs Gunst wieder zu erlangen. Erst nach dem Tode Friedrichs des Großen, der am 17. August 1786 erfolgte, gelang es Blücher, unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. wieder in der preußischen Armee eingestellt zu werden. Er trat am 23. März 1787, also nach 15jähriger Pause, als Major wieder in sein Regiment ein. Aus den Lebensereignissen bis zu den Freiheitskriegen möchte ich nur 2 Punkte hervorheben:

1. Für das Verständnis der Freiheitskriege ist es notwendig, klarzustellen, ob Blücher wirklich strategisches Genie besessen hat oder nur der Motor war, der nach vorwärts drängte. Das Studium des Buches von Varnhagen von Ense spricht für erstere Annahme. Nur tritt bei ihm die Begabung für die Mechanik der Menschenmassen in der eigenartigen Form der Denkweise eines Reitergenerals hervor. Dabei spielt die rasche Erkennung der Sachlage, die Anpassung an die gegebene Situation, die Voraussicht der Wirkung und Gegenwirkung, die Schnelligkeit des Handelns eine wesentliche Rolle. Ich verweise hier als Beispiel auf einen von Blücher selbst geschilderten Reiterangriff (Varnhagen von Ense, herausgegeben von Adalbert Luntowski, 1912, S. 37 und 38), kann jedoch den Beweis hier nicht weiter ausführen. Es handelt sich psychologisch um eine Verbindung von Mechanik und Phantasie.

Nur durch seine wirkliche strategische Begabung konnte Blücher der gefährlichste Gegner Napoleon I. werden. —

Der Ursprung dieser Begabung ist von unserem Standpunkt bis jetzt nicht ermittelt.

2. Blücher, dessen Briefe mit ihrer eigenartigen Orthographie bekannt sind, war ein Militärschriftsteller von großer Klarheit und ausgeprägter Darstellungskraft. Blücher hatte über die Feldzüge von 1793 und 1794 besondere Tagebücher geführt, die er im Jahre 1796 in Münster zusammenfaßte (vgl. l. c. S. 27 u. f.). Auch die Quelle dieser Begabung ist bisher unklar. —

Friedrich Wilhelm II., der am 16. November 1797 König geworden war, beförderte Blücher am 20. Mai 1801 zum Generalleutnant. Zur Zeit der Schlacht bei Jena war Blücher 64, bei Ausbruch der Freiheitskriege 71 Jahre. In diesem Alter wurde er zum Führer der deutschen Jugend bei dem großen Kampf gegen den französischen Kaiser. —

Bismarck.

Nach den Freiheitskriegen lebte in der deutschen Jugend an den Universitäten die burschenschaftliche Bewegung auf, die in dem Streben nach einem einheitlichen deutschen Reich, trotz mancher Unterschiede im einzelnen, ein gemeinsames Ziel hatte. Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817 bezeichnet den Höhepunkt dieser Bewegung. Aber den dynastischen Regierungen der deutschen Einzelstaaten galt diese als revolutionär, und besonders nach dem unsinnigen Attentat von Georg Sand auf Kotzebue begannen die politischen Verfolgungen, denen viele hoffnungsvolle junge Männer zum Opfer fielen, indem sie entweder durch Freiheitsstrafen getroffen oder zur Auswanderung genötigt wurden. Dieser Abfluß von bedeutenden Begabungen in das Ausland, der sich zu Anfang der dreißiger Jahre verstärkt, ist von unserem Standpunkt einer der traurigsten Vorgänge in der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts. Als Beispiel kann im Zusammenhang dieses Buches die nach politischen Verwicklungen geschehene Auswanderung der beiden Brüder Carl und Florentin Jakob Soldan gelten, der Söhne des Pfarrers Soldan in Rüsselsheim am Main, die 1833 als Gießener Studenten aus Hessen nach Frankreich und der Schweiz flohen und dort die Stammväter der Schweizer Soldan-Familie wurden. In ganz ähnlicher Weise sind Hunderte von begabten Studenten, die durch ihre Schwärmerei für das Deutsche Reich Anstoß erregten, zur Aus-

wanderung besonders auch nach Amerika genötigt worden: ein chronischer Blutverlust für den deutschen Volkskörper.

Dabei wurden die Gegensätze immer schärfer: Aus der Romantik des Kaisertraumes erhob sich immer mehr eine die dynastischen Mächte bedrohende Demokratie. Diese Gegensätze waren, wie der Verlauf der Revolution von 1848 bewies, politisch unvereinbar und hätten schon damals zu einem Kampfe auf Leben und Tod zwischen den beiden Gewalten geführt, wenn nicht in der Natur Bismarcks eine Vereinigung beider Kräfte zustande gekommen wäre. Was politisch unmöglich war, vollzog sich auf biologischem Wege durch das Zusammentreffen entgegengesetzter Eigenschaften und Neigungen in seiner genialen Anlage.

Otto Eduard Leopold von Bismarck ist am 1. April 1815 auf dem Gut Schönhausen bei Tangermünde in der Altmark geboren, das sein Vater, früher Offizier in der preußischen Armee, bewirtschaftete. Dieser war Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, geboren am 13. November 1771, gestorben am 22. November 1845, der jüngste von vier Brüdern. Er trat bei einem Reiterregiment in Rathenow ein und wurde später bei dem französischen Feldzug 1792 Ordonnanzoffizier bei dem Herzog von Braunschweig. 1793 wurde er als Leutnant zur Dienstleistung beim Prinzen Louis Ferdinand befohlen. Im rheinischen Feldzug 1794, den Blücher beschrieben hat, führte er eine Brigade und machte mit Auszeichnung eine Reihe von Treffen mit. 1795 wurde der Krieg durch den Baseler Frieden beendigt. Während dieser Zeit und auch später hatte er persönliche Beziehungen zu dem Prinzen Louis Ferdinand. Auf Wunsch seines Vaters übernahm er das Erbgut Schönhausen und erhielt am 28. Juli 1798 seinen Abschied. Sein älterer Bruder Friedrich stand bis 1806 in Potsdam bei der Leibgarde des Königs. Ferdinand nahm, als Landedelmann auf Schönhausen, öfter im Winter Aufenthalt in Berlin und hatte durch seinen Bruder Beziehungen zu Potsdam. Sehr wahrscheinlich entstand auf diesem Wege die Beziehung zu der Familie des im Jahre 1801 verstorbenen Geheimen Kabinettsrats Mencken, dessen Tochter Luise Wilhelmine Mencken seine Frau wurde. Nach kurzem Brautstand fand am 6. Juli 1806 in der Kgl. Hof- und Garnisonkirche in Potsdam die Trauung statt, wahrscheinlich durch den Ausbruch des Krieges beschleunigt. Ferdinand von Bismarck war etwas über 34 Jahre, die am 24. Februar 1790 geborene Luise Wilhelmine Mencken 16½ Jahr alt.

Über die Familie von Bismarck liegen ausführliche Studien vor,

besonders die von E. Marcks, die in dem Buch von Dr. Konrad Müller über „Bismarcks Mutter und ihre Ahnen“ verwendet sind. Hier heißt es (S. 298):

„Was Otto von Bismarck von seinen adligen Vorfahren empfing, liegt klar zutage: Leibeskraft, die Gesundheit und den nüchternen Wirklichkeitssinn des Landes, geschichtliche Tradition, den Royalismus preußischer Offiziere, den unbekümmerten Wagemut des Junkers, eine geborene Herrschnatur, eine ausgeprägte Willenskraft, Leidenschaft, Temperament, aber selbst sein farbenreiches Gemüt mit den Zutaten von Humor und Zartheit fallen auf diese Seite. Das Heroische wie das Konstante, zwei Grundbedingungen für seine weltgeschichtlichen Taten, haben in ihr den Hauptstützpunkt.“

Bemerkenswert in bezug auf die Kreuzung mit der Familie Mencken ist der geistige Typus von Bismarcks Großvater Karl Alexander, einem Sohn von August Friedrich von Bismarck, der 1742 als Oberst an der Spitze seines Regiments tödlich verwundet wurde. Er wählte zuerst den diplomatischen Dienst, trat aber dann in das Heer über. 1788 nahm er jedoch als Rittmeister den Abschied und lebte nach dem Buch von Dr. Konrad Müller (S. 299) „seitdem beschaulich und schriftstellerischen und poetischen Kleinneigungen ergeben, auf seinen Gütern. Eine überaus zärtliche Liebe verband ihn mit seiner Gemahlin und seinen Kindern; er legte im Schlosse ein wahres Archiv von allen Andenken und Briefen an sie an und setzte seiner Gemahlin noch nach dem Tode ein Denkmal in einer auch zum Druck gelangten Gedächtnisschrift, in der er wortreich, gefühlsüberströmend, fast im Werthertone ein Bild der Herzensgüte, Anmut, Tugend der Verschiedenen und seiner glücklichen Ehe zeichnete“. Sein jüngster Sohn war Karl Wilhelm Ferdinand, der Vater von Otto von Bismarck.

Bismarcks Mutter, Wilhelmine Luise Mencken, geboren am 24. Februar 1790, gestorben am 1. Januar 1839, war die Tochter von Anastasius Ludwig Mencken, Geheimer Kabinettsrat des Königs Friedrich Wilhelm III.

Nach dem Aufsatz „Die Leipziger Ahnen des Fürsten Bismarck“, von Stephan Kekule von Stradonitz (Grenzboten Nr. 49 vom 5. XII. 1907) ergibt sich folgende Ahnentafel Bismarcks in bezug auf die mütterliche Familie Mencken und die in diese einheiratenden Frauen:

A I 2 Wilhelmine Luise Mencken. A II 3 Anastasius Ludwig Mencken, geb. 2. August 1752 zu Helmstedt, Geheimer Kabinettsrat in Potsdam. A III 5 Dr. jur. Gottfried Ludwig Mencke (der Jüngere), geb. 17. Mai 1712 zu Leipzig, ordentlicher Professor der Rechte an der Hochschule in Helmstedt, herzogl. Braunschweigisch.-Lüneburg. Hofrat. A III 6 Luise Maria Witten

aus Gandersheim, getraut am 27. Oktober 1751, gestorben am 6. April 1800, alt 73 Jahre (also geb. 1727). A IV 9 Gottfried Ludwig Mencke (der ältere), geb. 28. Juli 1683 in Leipzig, gest. 1744 zu Wittenberg, Professor der Rechte an der Hochschule in Leipzig, später in Wittenberg, wurde hier Kgl. poln. und Kurfürstl. sächs. Hof-Justizien- und Appellationsrat. A IV 10 Christiane Marie Zoller, geb. 1684 in Leipzig, gest. 16. Juli 1737 in Wittenberg. A IV 11 Anastasius Witten, Vorsteher des Stifts zu Gandersheim. A V 17 Lüder Mencke, geb. 14. Dez. 1658 in Oldenburg, gest. 29. Juni 1726 in Leipzig, Professor der Rechte in Leipzig.

Es zeigt sich also, wie schon Kekule von Stradonitz hervorgehoben hat, von Lüder Mencke (A V 17) bis zu Anastasius Ludwig Mencke (A II 3), dem Vater von Bismarcks Mutter, eine ununterbrochene Reihe von Juristen, von denen drei Professoren der Rechte an deutschen Hochschulen in Leipzig, Wittenberg und Helmstedt waren. Dazu kommt die Beschaffenheit der Vorfahren der Luise Maria Witten (A III 6), der Frau des Professors Gottfried Ludwig Mencke des Jüngeren, deren Ahnentafel Kekule von Stradonitz schon früher (in den Grenzboten Nr. 3 des 65. Jahrganges vom 18. Januar 1906) dargestellt hatte. Der Verfasser sagt in dem Aufsatz über die Leipziger Ahnen Bismarcks folgendes:

„Ich habe in meinem mehrfach erwähnten Aufsatze, der die Ahnentafel der Luise Marie Witten behandelt, schon darauf aufmerksam gemacht, daß sich darin eine auffallend große Zahl von Domherren, Stiftssyndizi, Senatoren und Ratsherren, das heißt von Rechtsgelehrten und Verwaltungsmenschen findet, so daß diese Anlage zu dem Blute des rechtsgelehrten Professors (Gottfried Ludwig der Jüngere) Mencke der Universität Helmstedt hinzutretend, sehr wohl in Verbindung mit dem alten Soldaten- und Krautjunkerblut der Bismarck, die einzige Anlage hervorbringen konnte, die die Mit- und Nachwelt bei Otto von Bismarck zu bewundern alle Ursache haben."

Für die Vererbung wichtig ist der Umstand, daß zu der Anlage der Familie von Bismarck eine zweite, in sich durch freiwillige Auslese (Mencke-Witten) gefestigte, von völlig verschiedener Art hinzutritt. Am Schluß seines Aufsatzes hat Kekule von Stradonitz darauf hingewiesen, daß die Familie Mencke aus Oldenburg im Großherzogtum stammte, „von ihr und durch sie also eine kleine Beimischung altoldenburgischen Blutes in die Adern des Fürsten Bismarcks gelangt ist, die der Aufmerksamkeit der Rassenbiologen wohl wert erscheint". Es ist jedoch leicht möglich, daß der Stammvater Mencke[1]) nur seinen Berufsaufenthalt in Oldenburg hatte, ähnlich wie später Gottfried Ludwig Mencke (der Jüngere) nach Helmstedt

[1]) Vgl. Dr. Conrad Müller, Bismarcks Mutter und ihre Ahnen, 1909, S. 6.

im Braunschweigischen gelangte. Besonders in akademischen Berufen sind solche Wanderungen häufig. Die psychologischen Züge der Familie Mencke, soweit sie erkennbar sind, lebhafte Assoziation, Beweglichkeit des Geistes, Anpassungsfähigkeit, sprachliche und schriftstellerische Begabung weisen mehr nach Mitteldeutschland hin, als nach dem ausgeprägt niederdeutschen Oldenburg mit seiner schweren Kraft. Ich vermute also den eigentlichen Ursprung der Familie Mencke nicht dort, sondern in Mitteldeutschland (Thüringen oder den angrenzenden Teilen von Hessen und Franken).

In diesem Zusammenhange möchte ich auf folgende Punkte in meiner Schrift „Goethe im Lichte der Vererbungslehre“ hinweisen. In der Ahnentafel Goethes kommt als A VI 58 Catharina Kornmann, geb. in Marburg, gest. in Marburg 1632, vor, deren Familie aus Kirchhain in Hessen (zwischen Marburg a. Lahn und Treysa) stammt. Die Familie ist von Strieder im VII. Band der hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte behandelt. In einem Auszug des Familienstammbaumes heißt es bei Strieder: „Henrich, das Menche genannt, wohnhaft auf Amöneburg; dieser, nachdem er große Güter gehabt und in teuerer Zeit vielen Armen mit Korn geholfen, ist das Korn-Menche genannt worden, sowie auch die Posterität den Zunamen hat, gest. 1400.“ (Es folgt bei Strieder der Stammbaum.) Der ursprüngliche Name dieser Familie war also Menche, was wohl im Zusammenhang mit der Umformung Kornmann auf Männche oder niederdeutsch Männke oder Mencke deutet. Diese althessische Familie Menche = Kornmann hat, wie ich in der genannten Schrift dargestellt habe, eine Anzahl von bedeutenden Gelehrten und Schriftstellern hervorgebracht. Von Strieder wird erwähnt:

1. Dr. Johann Menche, gebürtig aus Kirchhain, Kanzler zu Köln und Vikarius zu Mainz, der durch soziale Gesinnung und gemeinnützige Taten hervorragte.

2. Henrich Kornmann, J. U. Doktor, Verfasser des Templum nat(uralis) hist(oriae), ferner der Schrift De miraculis mortuorum, opus novum et admirandum in X. partes distributum, in quo ... quaestiones naturales, physicae, medicae, theologicae, juridicae traduntur et artificiose pertractantur Frf. 1610. Hier tritt eine überraschende Universalität der Gegenstände und Gesichtspunkte hervor.

3. Johannes Kornmann, 1625 Professor der Beredsamkeit und Geschichte, zugleich Syndikus der Universität Marburg, wo er auch

praktische Philosophie lehrte, Dr. jur., seit 1630 Professor der Rechte, starb am 16. Januar 1656 als Professor des kanonischen Rechtes.

4. Johann Hartmann Kornmann, geb. 1624, als Sohn des vorigen, in Marburg, juristischer Dozent und Advokat in Marburg, 1652 Professor der Moral und Politik in Marburg a. L., 1656 Professor der Rechte, gest. 16. Oktober 1673.

Bei diesem Hinweis auf die hessische Familie Menche liegt bisher lediglich eine Hypothese vor, die sich auf folgende Überlegungen stützt:

1. Daß im allgemeinen bei relativ seltenen gleichen Namen und ebenfalls seltenen gleichen Anlagen häufig eine Blutsverwandtschaft zugrunde liegt.

2. Daß die Art der schriftstellerischen und akademischen Betätigung in der alten hessischen Familie Kornmann = Menche in ganz auffallender Weise zu dem Lebensgang der in Bismarcks Ahnentafel auftretenden Familie Mencken = Mencke stimmt. Ein Beweis des Zusammenhanges ist bisher nicht erbracht, aber ich möchte die Genealogen von Fach hierdurch bitten, diese Vermutung möglichst zu prüfen.

Würde sich diese Hypothese bestätigen, so wäre damit eine noch stärkere Betonung des durch die Familie Mencken zu der Anlage der Familie von Bismarck hinzutretenden Elementes gegeben. Aber auch ohne diese Erweiterung erscheint der biologische Einfluß der Familie Mencken auf die Anlage Bismarcks sehr bedeutend.

Bismarck entstammte also der Ehe eines preußischen Offiziers aus altem Landadel mit der Tochter eines geistig hochstehenden Bürgerlichen, der als Geheimer Kabinettsrat das Vertrauen seines Königs Friedrich Wilhelm III. genoß. Der Ort der Eheschließung ist dabei bedeutungsvoll: In Potsdam am Hofe des Königs von Preußen kreuzen sich die Träger zweier völlig verschiedener Erbmassen, von denen die eine aus dem niederdeutschen Landadel, die andere aus dem bürgerlichen Geistesadel Mitteldeutschlands stammt. Die väterlichen Vorfahren und deren Blutsverwandte waren preußische Landedelleute, die entweder ihre Güter verwalteten oder dem Staat als Offiziere und Beamte dienten: ein altes kräftiges Geschlecht.

Auf diesen Stamm von altem Landadel wird nun ein Zweig aus bürgerlichem Geistesadel gepfropft, ein biologisches Naturexperiment bedeutungsvollster Art. Mit der Tochter aus dem Hause Mencken ziehen die deutsch-bürgerlichen Ideale vor den Freiheitskriegen in

den preußisch-adeligen Kreis der Familie von Bismarck ein; nicht nur durch ihre Anlage, sondern auch durch die aus Umgebung und Erziehung entspringenden Vorstellungskomplexe sind die sich kreuzenden Elemente sehr verschieden. In biologischer und sozialpsychologischer Beziehung handelt es sich bei der Ehe, aus der Otto von Bismarck hervorgegangen ist, um eine Epimixis, d. h. eine Kreuzung gefestigter Stämme von verschiedener Eigenart. Nur so konnten die sozialen und kulturellen Gegensätze in Deutschland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer Persönlichkeit vereinigt werden.

Aus dieser Doppelanlage erklärt sich auch der Gang von Bismarcks Leben, und der preußisch-deutschen Geschichte seit der Revolution von 1848. Der Revolutionär konnte nur durch den preußischen Adeligen in eigener Person bei dem preußischen Königshofe eingeführt werden und konnte sich an diesem nur durch stärkste Betonung des monarchischen Prinzipes, trotz seiner Bestrebung auf ein einiges deutsches Reich, halten. Wie stark die Opposition war, die Bismarck am preußischen Königshofe zu überwinden hatte, ist bekannt, sie erklärt sich aus seinen Bestrebungen in diesem Kreise leicht. Dabei zeigt sich in seinem Hinarbeiten auf das Kaisertum deutlich die deutsche Romantik aus der Zeit nach den Freiheitskriegen. Staatsrechtlich wäre es bei der Reichsgründung auch möglich gewesen, den König von Preußen als primus inter pares zu lassen und auf den Kaisertitel zu verzichten, aber gerade durch Bismarck erhielt der Kaisertraum der deutschen Jugend nach den Freiheitskriegen seine Verkörperung. —

Ibsen.

Ibsen ist vom literaturgeschichtlichen und psychologischen Standpunkt schon so eingehend behandelt worden, daß eine weitere Darstellung unnötig erscheinen könnte. Ich verweise besonders auf das Buch von Josef Collin: Henrik Ibsen, Sein Werk — seine Weltanschauung — sein Leben.

Aber im Zusammenhange unserer Darstellung ist es doch nötig, ihn in drei Beziehungen kurz zu betrachten:

1. im Hinblick auf die Geschichte des deutschen Geisteslebens;
2. vom Gesichtspunkt der Familienforschung im engeren Sinne, wobei sich die vererbte Grundlage seiner künstlerischen Leistung und seiner Stellung im Rahmen der unter 1 genannten geistigen Erscheinungen ergibt;
3. in bezug auf die Psychologie der germanischen Stämme.

Zu 1. Im II. Teil Faust hat Goethe als höchste Weisheit die Tat bezeichnet und damit ahnungsvoll die neue Zeit des Wollens vorausgenommen. Hierin liegt zugleich der Richtspruch über das Gefühlsleben des 18. Jahrhunderts. In der Welt der Arbeit und der ruhelosen Tätigkeit hat das gesteigerte Gemütsleben, aus dem die deutsche Literatur seit der Mitte bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstanden war, keinen Raum. Mit der industriellen Entwicklung Deutschlands wurden die Bedingungen zur Entfaltung des Gefühlslebens immer schwieriger, das gleiche gilt für andere Völker. Nur hervorragende Geister waren imstande, die Anforderungen einer einseitig auf Aktivität eingestellten Zeit mit Pflege des Gemütslebens zu vereinigen. Vom Standpunkt der deutschen Geistesgeschichte entsteht ein tragischer Konflikt: Das Gemüt fühlt sich durch den Willenscharakter bedrängt und sucht sich gegen die ablenkenden Eindrücke der ruhelosen Arbeit zu behaupten. Der Widerspruch wird um so stärker, je mehr die große Idee der Arbeit, die im Faust hervortritt, sich in kleinliche Geschäftigkeit verflüchtigt oder sich mit egoistischer Gewinnsucht verbindet. Hieraus wird die geistige Umgebung in einer Reihe von Ibsens Dramen verständlich: Die kleinlichen Bemühungen um Gewinn, Einfluß, äußere Ehren treten in schärfsten Gegensatz zu der Forderung eines vertieften Innenlebens. Andererseits flammt dieses in wilden Ausbrüchen auf und bricht sich mit sieghafter Wucht Bahn. Dabei wird diese tiefe und gewaltige Seelenerregung als religiöse Kraft empfunden und tritt in um so schärferen Gegensatz zu der entgötterten Außenwelt. Das religiöse Moment in Ibsens Natur und Schriften ist besonders in dem Buche von Collin dargestellt worden.

Um diese grundlegenden Gegensätze reihen sich bei Ibsen andere gegensätzliche Gruppen von Eigenschaften: die scharfe, unbeirrbare moralische Forderung und die weiche Hingebung der Empfindsamkeit, klarer Verstand mit wissenschaftlicher Analyse und pietistische Versenkung. Ibsen verkörpert den deutschen Geist des 18. Jahrhunderts, hineingestellt in die Willens- und Verstandeswelt des 19. mit ihrer ruhelosen Arbeit und zerlegenden Wissenschaft: stärkste Gegensätze, in denen die geistigen Kräfte von zwei Jahrhunderten zusammentreffen.

Zu 2. Als biologische Grundlage seiner Natur ergibt sich familiengeschichtlich bei diesem norwegischen Dichter ein ganz eigenartiger Befund: Henrik Ibsen wurde am 20. März 1828 als erstes Kind seiner Eltern in Skien im südlichen Norwegen geboren. Nach dem Buch

von Henrik Jaeger, übersetzt von Heinrich Zschalig 1897, war Ibsens Urgroßvater A III 1, Peter Ibsen, ein dänischer Schiffer, der 1720 von Möen nach Bergen kam, wo er das Bürgerrecht erwarb und sich mit Brigitte Holtermann, der Tochter eines eingewanderten Deutschen, verheiratete. In Bergen fand seit alter Zeit ein starker Zufluß deutscher Einwanderer, z. B. aus Hamburg im Zusammenhang mit dem Seehandel statt. Sein Sohn Henrik Petersen Ibsen war ebenfalls Schiffer, also in einem Beruf, der reich an dramatischen und tragischen Vorfällen ist. Er war mit Wenche Dischington aus der Familie eines früher eingewanderten und zum norwegischen Bürger gewordenen Schotten verheiratet, starb jedoch schon im ersten Jahr der Ehe vor der Geburt seines Sohnes Henrik.

Diese wesentlichen Kreuzungen der dänischen Schifferfamilie Ibsen mit einem deutschen und schottischen Stamm gehen in geschichtlich durchaus verständlicher Weise in Bergen, also im Westen von Norwegen vor sich, wo der Seehandel Familien von verschiedenen germanischen Stämmen zusammenführte. Die Witwe von Henrik Petersen Ibsen verheiratete sich in zweiter Ehe mit dem Probst von der Lippe zu Solum bei Skien im südlichen Norwegen, wo ebenfalls besonders Handel und Industrie zahlreiche deutsche Abkömmlinge hingezogen hatte. Hier in Skien verband sich der II. Henrik Ibsen mit einer Kaufmannstochter Johanne Cathrine Plesner, deren beide Eltern von Deutschen stammten. Henrik hatte wie Vater und Großvater den Familienberuf als Schiffer und verunglückte mit seinem Schiff bei Hesnaes in der Nähe von Grimstad. Sein Sohn war Knud Ibsen, der Vater des Dichters, getauft in Skien 1797, gestorben 1877. Auch dieser nahm eine Frau aus deutschem Geschlecht, Maria Cornelia Altenburg, die Tochter eines reichen Kaufherrn in Skien, der ursprünglich Schiffsherr war. Die Beziehung zur See, ihren Gefahren und den wechselnden Schicksalen der Seefahrer und Schiffsbesitzer war in der Familie traditionell. — Es kreuzt sich also der Ibsen-Stamm nochmals in zwei Generationen mit deutschen Geschlechtern, die in Norwegen angepaßt waren.

Zu 3. Diese Abstammung mit ihrer Verbindung der früher dänischen Familie Ibsen mit vorwiegend deutschen Familien nebst einem schottischen Einschlag führt in die Psychologie der germanischen Stämme. Henrik Jaeger sagt darüber:

„Diese Abstammung verbreitet Licht über sein Wesen; sie trägt dazu bei, sein Alleinstehen und seinen Weltbürgersinn zu erklären; sie macht es ver-

ständlich, daß er sich so vollkommen vom Vaterland loszureißen und mehr als 20 Jahre in freiwilliger Verbannung zuzubringen vermochte.

Und sie läßt uns die Quelle zu noch tiefer liegenden Eigentümlichkeiten in seiner Natur ahnen.

Der Puritanismus und Idealismus Schottlands, die beide eine so eingreifende Rolle in der schottischen Geschichte gespielt und die Philosophie des Landes ausgeprägt haben, treten uns unwillkürlich vor die Seele, wenn wir uns mit dem Manne beschäftigen, dessen Forderungen an die Menschen unerbittlich sind, wie die eines Idealisten, und dessen Weltanschauung düster ist, wie die eines Puritaners.

Und nun der deutsche Einfluß! Die Anlage des Deutschen für das Spekulative, seine Vorliebe für die reine Abstraktion, sein Sinn für das streng folgerechte und systematische Denken — finden sich nicht alle diese Züge in Henrik Ibsen, und haben sie nicht ihren Einfluß auf die Bildung seiner seelischen Veranlagung ausgeübt? —

Will man noch weiter forschen, woher er seine geistigen Eigentümlichkeiten geerbt hat, so halte man sich besonders an die Frauen. Ihr Einfluß ist augenscheinlich der bedeutendste gewesen."

Diese Charakteristik ist in einem sehr wesentlichen Punkte, der bei Ibsens dramatischer Leistung leicht übersehen wird, zu ergänzen. In Ibsen lebt die deutsche Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts wieder auf und bildet eine wesentliche Quelle seiner Kunstwerke. Sein stark sensitiver, mit Ängstlichkeit verbundener Gemütscharakter ist aus seiner Jugendgeschichte, seiner Lebensführung, und bei psychologischer Analyse auch aus seinen Werken ersichtlich. Alle Eindrücke, besonders schauerliche, prägen sich ihm tief ein und wirken lange nach. In dem Buch von Jaeger finden sich mehrere Beweise hierfür, von denen ich einen nach der Selbstbeschreibung Ibsens herausgreife. Er hatte als Kind einen Patentaler mit dem Bild des „Königs Friedrich rex" geschenkt bekommen und verlor diesen beim Spielen. Man suchte denselben vergeblich in dem Fußboden. Dieses rätselhafte Verschwinden wirkte auf den Knaben stark ein:

„Noch lange nachher konnte ich nicht davon loskommen, mich für einen schweren Verbrecher zu halten, und wenn ich den Polizeidiener der Stadt, Peter Tysker, aus dem Rathaus kommen und auf unsere Haustür zugehen sah, lief ich, was ich konnte, in die Kinderstube und versteckte mich unter das Bett."

Ferner trat eine Neigung hervor, sich gegen die laute Umgebung seiner Geschwister abzuschließen:

„Sicher ist es jedenfalls, daß er schon frühzeitig durch seinen für ein Kind ungewöhnlichen Ernst Aufmerksamkeit erregte. Er spielte nicht wie andere Kinder. Wenn seine vier jüngeren Geschwister beim Spiele draußen sich herumtummelten, zog er sich zurück in eine kleine Kammer am Küchengange und schloß sich mittels eines Türhakens darin ein, um sich gegen die

rücksichtslosen Einfälle der anderen zu wehren. Hier saß er nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter in der strengsten Kälte."

Auf dieser Sensitivität beruht das Haftenbleiben vieler Jugendeindrücke, die später in seinen Dramen wieder auftauchen. Wenn Ibsen trotz seiner im wesentlichen dänisch-deutschen Abkunft ein so genauer Darsteller norwegischer Menschen und Dinge geworden ist, beruht dies auf dieser erhöhten Sensitivität für alle Eindrücke. Dabei ist es familiengeschichtlich klar, daß diese Züge besonders von der Großmutter, geb. Plesner, stammen. Auf sie hat schon Jaeger hingewiesen:

„Die Großmutter soll eine nach damaligen Begriffen sehr gebildete Frau gewesen sein. Sie nahm an allem, was die Zeit bewegte, lebhaften Anteil. Ihr Wesen war streng und ernst, und dazu soll sie wahrhaft religiös gesinnt gewesen sein, was zu jener Zeit in Kreisen wie den ihrigen nicht allgemein war. Von ihren Kindern zweiter Ehe wird erzählt, daß sie, bis auf ein paar Ausnahmen, sich durch eine Zurückhaltung und Verschlossenheit auszeichneten, welche es schwierig machten, sich ihnen zu nähern.

Die Mutter war gleichfalls eine verschlossene Natur, der es schwer fiel, sich andern mitzuteilen. Ihre Zurückhaltung ging mit den Jahren in eine Scheu über, die in größerem oder geringerem Maße sich auf ihre Kinder vererbt haben soll."

Dazu kommen Einflüsse aus der geistigen Umwelt in Skien, wo ein Herd des Pietismus war:

„Die Skiener stehen von alters her im Rufe, sehr religiös zu sein; die zur Sektenbildung neigenden religiösen Bewegungen haben hier lange eine ihrer dankbarsten Wirkungsstätten gehabt. Bereits im vorigen Jahrhundert war die Stadt als eine Pflegestätte des Pietismus bekannt, und in Ibsens Jugend wirkte hier der Prediger Lammers und veranlaßte die Bewegung, die seitdem seinen Namen trägt. Von Skien, ihrem Brennpunkte, breitete sie sich dann über das Land aus und rief überall eine Gärung in den Gemütern hervor. Am stärksten war die Bewegung in Skien selbst, und Ibsen kam mit derselben insofern in innigste Berührung, als mehrere seiner nächsten Angehörigen davon ergriffen wurden. Erinnerungen und Auffrischungen aus jener Gärungszeit sind es daher auch, welche teilweise den Stoff zu ‚Brand' geliefert haben."

Ich leite also Ibsens öfter verkannte Sentimentalität von den deutschen Stamm-Müttern ab. Auch sonst sind die inneren Beziehungen zum Geist des 18. Jahrhunderts unverkennbar, z. B. sagt Collin (Vorrede S. V): „Ein Dichter der Freiheit, der persönlichen Freiheit, ist Ibsen, und er ruft zu ihr auf, indem er die Knechtschaft schildert und gleichzeitig ihre Ursachen aufdeckt."

Diese individualistische, empfindsame Anlage verbindet sich bei Ibsen mit einem väterlichen Stamm, bei dem der Seemannsberuf mit

seiner Einstellung auf Tätigkeit und Entschlußkraft durch Generationen erblich war. Ich sehe hierin, nicht in der speziell dänischen Abkunft, das Wesentliche in der väterlichen Familie: es handelt sich um die bei den Nordgermanen vielfach eingetretene Anpassung an den seemännischen Beruf. Zwei in sich geschlossene eigenartige Anlagen treffen durch Epimixis in der Natur Ibsens zusammen und ergeben bei ihrer Wechselwirkung den Antrieb zur künstlerischen Gestaltung von Gemütserlebnissen in dramatischer Form.

Kaiser Wilhelm II.

In dem Abschnitt über Friedrich den Großen habe ich eine Reihe von Eigenschaften Friedrichs des Großen durch Vererbung aus der Familie der Braunschweig-Lüneburger und der Pfälzer erklärt, ferner auf den pathologischen Einschlag hingewiesen, den die Anlage Friedrichs des Großen gerade aus dem Welfenhause, besonders durch den in der zweiten Ahnenreihe auftretenden Georg I., Herzog von Hannover und König von England, sowie den in der fünften Ahnenreihe dreimal vertretenen Wilhelm den Jüngeren, hat. Dieser während des Krieges erschienene Aufsatz ist seinerzeit von denen, die er am meisten anging, selbstverständlich ignoriert worden, da solche Analysen erfahrungsgemäß von den beteiligten Familien als wenig angenehm empfunden werden. Es schien mir jedoch unbedingt notwendig, das für die preußische und deutsche Geschichte so bedeutungsvolle Hohenzollerngeschlecht unbefangen vom wissenschaftlichen Standpunkt zu betrachten. Mit Genugtuung habe ich gesehen, daß meine Arbeit neuerdings in dem Militärwochenblatt in einer Besprechung des Aufsatzes durch Herrn Archivrat K. Morneweg (vgl. 1920, H. 5, S. 96) verwendet worden ist, um die herabsetzenden Angriffe eines Engländers gegen Friedrich den Großen zu widerlegen.

Die neueren Ereignisse haben es immer notwendiger gemacht, nunmehr auch den Charakter Wilhelms II. von dem wissenschaftlichen Standpunkt der Vererbungslehre zu betrachten, da er, vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Ausbruch des großen Krieges und bis zu dem Zusammenbruch, in vieler Beziehung, wenn auch nicht in der von unseren bisherigen Feinden behaupteten Weise, eine ausschlaggebende Bedeutung gehabt hat. Man hat seit der Revolution mehrfach versucht, den Geisteszustand des Kaisers aus psychopathologischen Gründen zu erklären, es ist jedoch hierbei bisher wenig herausgekommen. Im Gegensatz zu diesem Verfahren ist es notwendig, die Anlage des Kaisers aus den Erbmassen unter

Berücksichtigung der äußeren Umstände herzuleiten. Es muß daher zunächst die Ahnentafel des Kaisers untersucht werden.

Diese Vorarbeit hat Kekule von Stradonitz in seinem Ahnentafelatlas bis zur fünften (32er) Ahnenreihe geleistet. Im Hinblick auf meine Darstellung von Friedrich dem Großen ist dabei vor allem die väterliche und mütterliche Abstammung Wilhelms II. von demselben Georg I. von England wichtig, der in der Ahnentafel Friedrichs des Großen eine so verhängnisvolle Bedeutung hat. Im Sinne meiner Ahnenbezifferung ist A I 2 Viktoria von England, die Gemahlin Kaiser Friedrichs III., eine Tochter der Queen Victoria von England (A II 4) und ihres Gemahls, des Prinzen von Koburg (A II 3). Queen Victoria war die Tochter des Herzogs von Kent (A III 7), dessen beide älteren Brüder als Georg III. und Wilhelm IV. Könige von England waren. Diese drei Brüder waren die Enkel des Königs Georg II. (A V 25), dessen Sohn, der Vater der drei genannten Brüder, unter der Ziffer A IV, 13 in der Ahnentafel Wilhelms II. steht. Georg II. war der Sohn von Georg I., König von England, der in der Ahnentafel Wilhelms II. das Zeichen A VI, 49 hat. In bezug auf Friedrich den Großen hat Georg I. das Zeichen A II, 3. Es kommt dazu noch folgendes: Der Prinzgemahl von Viktoria I. Alexandrine, Franz August Karl Albrecht Manuel, Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha, stammt ab von Ernst Friedrich, Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld, geb. 1724, gest. 1800, und seiner Frau Sophie Antonie von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel, geb. 1724, gest. 1802. Das gleiche Ehepaar tritt auch in der Ahnentafel der Queen Victoria auf. Diese und der Prinzgemahl waren also blutsverwandt aus dem Hause Sachsen-Coburg-Saalfeld und Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Daher erscheint das genannte Ehepaar in der Ahnentafel Wilhelms II. doppelt als A V, 49 und 50 und A V, 60 und 61. Rechnet man hierzu die direkte Abstammung der Queen Victoria aus dem Hause Hannover, so ist also bei der Queen Victoria, und infolge der väterlichen Abstammung in noch viel erhöhtem Maße bei Wilhelm II., das Welfenblut vorhanden. Geht man von Wilhelm II. durch die väterliche Linie zurück, so gelangt man über Kaiser Friedrich III. (A I, 1), Kaiser Wilhelm I. (A II, 1), Friedrich Wilhelm III. (A III, 1), Friedrich Wilhelm II. (A IV, 1) zu August (A V 1), welcher der Bruder von Friedrich dem Großen war, dann über Friedrich Wilhelm I. (A VI, 1) und seine Gemahlin Sophie Dorothee von Hannover (A VI, 2) zu der gleichen Ahnentafel, wie sie Friedrich der Große hatte. Da also die Abstammungslinien sowohl über die väterliche als die mütterliche

Linie von Kaiser Wilhelm II. bei Georg I. von England zusammenlaufen, so erscheinen die von mir für Friedrich den Großen hervorgehobenen Beziehungen zu den Braunschweig-Lüneburgern von Georg I. an für Kaiser Wilhelm II. verdoppelt.

Dazu kommt noch folgendes: Der Vater von Friedrich Wilhelm II., August, hatte ebenso wie sein berühmter Bruder Friedrich II. eine Prinzessin von Braunschweig-Bevern zur Gemahlin. Auch diese hängt durch Blutsverwandtschaft mit den Braunschweig-Lüneburgern zusammen, so daß auch von dieser Stamm-Mutter Kaiser Wilhelms II. das hereditäre Moment von seiten der Braunschweig-Lüneburger durch Inzucht aus dieser Familie vermehrt wird.

Die Linie Braunschweig-Bevern ist begründet von Ferdinand Albrecht, dem dritten Sohn des August von Braunschweig-Lüneburg, gest. 1666, der, wie früher dargestellt wurde, unter dem Pseudonym Gustav Selenus (Selene = Mond = Luna, mit Bezug auf Lüneburg) ein bedeutendes Buch über Geheimschrift geschrieben hat[1]). Auch ist er durch sein Buch über das Schachspiel bekannt. August war ein Sohn des Heinrich, der die Linie Braunschweig-Lüneburg-Danneberg begründete. Dieser war ein Bruder des geisteskranken Wilhelm, der in der Ahnentafel Friedrichs des Großen in der fünften Ahnenreihe dreimal vorkommt. Heinrich und Wilhelm waren Söhne von Ernst dem Bekenner, gest. 1546, bei welchem die genannten Linien zusammenlaufen.

Nach dem von mir in bezug auf Friedrich den Großen Nachgewiesenen erscheint diese familiengeschichtliche Beziehung für die Frage des angeborenen Charakters von großer Bedeutung. Geht man von dieser Analyse der Ahnentafel aus, so scheint Wilhelm II. viel mehr ein Ausläufer der begabten, aber mit starken pathologischen Zügen durchsetzten Welfenfamilie, als ein Hohenzoller zu sein.

Es fragt sich nun, wie sich zu diesen genealogischen Tatsachen der psychologische Befund verhält. Wenn man versucht, aus den Zügen, die greifbar vorliegen, eine Charakteristik des Kaisers Wilhelm II. zu geben, so kann folgendes hervorgehoben werden:

1. Die ausgeprägte rhetorische Begabung, die bei einer Persönlichkeit in dieser Lebensstellung naturgemäß vielfache Mißverständnisse und Verwicklungen bedingt hat. Psychologisch liegt dabei lebhafte Assoziation und Witz zugrunde.

---

[1]) Vgl. S. 232.

2. Bei den Reden des Kaisers eine ausgeprägte Einfühlung in die augenblickliche Umgebung, so daß die Rede im Augenblick wirkt, aber gerade wegen ihrer einseitigen Hingabe an bestimmte Vorstellungsgruppen später in anderen Kreisen Anstoß erregt. Es fehlt die für einen Herrscher unbedingt notwendige Zurückhaltung gegenüber den zufälligen Situationen.

3. Ein gesteigertes Selbstbewußtsein, das bei Kaiser Wilhelm II. besonders unter der Form der Ahnenverherrlichung auftritt.

4. Eine mit den Zügen 1—3 zusammenhängende Eigentümlichkeit, unversöhnliche politische und nationale Gegner durch persönliche Liebenswürdigkeit bezaubern zu wollen, worauf nach dem Mißlingen solcher Versuche öfter eine Verstimmung folgte, die ebenso schädlich war, als die anfängliche scheinbar nachgiebige Freundlichkeit.

5. Ein mystisch-religiöser Zug, der besonders in den Vorstellungen über sein Verhältnis zu Gott und seine Aufgaben als Herrscher hervortritt. Während des Krieges scheint sich dieses Moment stark gesteigert zu haben.

6. Ein heftiges impulsives Wesen, das nach außen durch Herablassung in der Unterhaltung oft verdeckt war, aber jeden Augenblick hervorbrechen konnte.

7. Eine Neigung zu der Tätigkeit als Heerführer und Kritiker in militärischen Dingen, wobei zunächst die Frage der entsprechenden Begabung offen bleibt. Dieses Moment spielt bei der Auswahl seiner militärischen Berater eine verhängnisvolle Rolle, da geniale Begabungen, wie die von Hindenburg, in diesem Kreise nicht bestehen konnten. —

Diese Darstellung kann keine vollständige sein, da viele Züge dem Fernerstehenden unsichtbar sind. Es ist notwendig, sie mit anderen Quellen zu vergleichen.

Im dritten Band seiner Gedanken und Erinnerungen, der 1919 gedruckt, nach langem Streit endlich 1921 erschienen ist, hat Bismarck im 10. Kapitel eine Charakteristik des Kaisers Wilhelm II. gegeben. Dabei sucht Bismarck psychologische Beobachtungen, zu denen er bei seinem Verkehr mit dem Kaiser vielfach Gelegenheit hatte, mit Betrachtungen über Vererbung im Hinblick auf die früheren Preußenkönige zu vereinigen. Man darf dabei nicht vergessen, daß Bismarcks Darstellung sehr wahrscheinlich nach seinem Sturz geschrieben ist, und möglicherweise durch seine Empörung über diesen Vorgang und alles, was vor diesem geschehen war, beeinflußt ist. Bismarck bezieht sich bei seinen Vergleichen:

1. Auf Friedrich I. (König von 1701—1713): „Von unserem ersten Könige hat er die Prachtliebe, die Neigung zu einem durch das Kostüm gehobenen Hofzeremoniell bei feierlichen Gelegenheiten, verbunden mit einer lebhaften Empfänglichkeit für geschickte Anerkennung.“ Bismarck weist dabei ironisch auf das Schicksal des Grafen Eberhard Danckelmann hin, der ursprünglich Erzieher und Günstling Friedrichs I. war, später in Ungnade fiel und eingekerkert wurde.

2. Friedrich Wilhelm I. (König von 1713—1740): „Gleiche erbliche Anklänge zeigt der Kaiser an Friedrich Wilhelm I., zuerst in der Äußerlichkeit der Vorliebe für ‚lange Kerls‘.“

3. Friedrich II. (König von 1740—1786): „Ausgeprägter noch ist die Vererbung der Neigung Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. zu selbstherrlicher Leitung der Regierungsgeschäfte und der Glaube an die Berechtigung des hoc volo, sic jubeo.“ Im übrigen hebt Bismarck bei Friedrich dem Großen zwei Eigenschaften hervor, ohne direkt zu sagen, daß er sie bei Wilhelm II. vermißt. „Ihm waren zwei einander fördernde Begabungen eigen, des Feldherrn und eines hausbackenen, bürgerlichen Verständnisses für die Interessen seiner Untertanen.“ Als Ähnlichkeit mit Friedrich dem Großen nennt Bismarck bei Kaiser Wilhelm II. folgenden Zug: „Die Gewohnheit Friedrichs des Großen, in die Ressorts seiner Minister und Behörden und in die Lebensverhältnisse seiner Untertanen einzugreifen, schwebt Sr. Majestät zeitweise als Muster vor.“ Bismarck betont jedoch die psychologische Verschiedenheit in der Art der Randbemerkungen und sagt über Friedrich den Großen: „Die Geduld, mit welcher er sich vor definitiven Entscheidungen über Rechts- und Sachfragen unterrichtete, die Gutachten kompetenter und sachkundiger Geschäftsleute hörte, gab seinen Marginalien ihre geschäftliche Autorität.“

4. Friedrich Wilhelm II. (König von 1786—1797, Neffe Friedrichs des Großen): „An dem Erbe Friedrich Wilhelms II. ist Kaiser Wilhelm II. nach zwei Richtungen hin nicht unbeteiligt. Die eine ist die starke sexuelle Entwicklung, die andere eine gewisse Empfänglichkeit für mystische Einflüsse.“

5. Friedrich Wilhelm III. (König von 1797—1840): „Mit Friedrich Wilhelm III. finde ich keine Ähnlichkeit in der Erscheinung Wilhelms II.“

6. Friedrich Wilhelm IV.: „Mit Friedrich Wilhelm IV. hat der regierende Kaiser die Gabe der Beredsamkeit und das Bedürfnis gemein, sich ihrer öfter als geboten zu bedienen. Auch ihm fließen

die Worte leicht zu, in der Wahl derselben war aber sein Großoheim vorsichtiger, vielleicht auch arbeitsamer und wissenschaftlicher.“ Ferner hebt Bismarck folgende Übereinstimmung hervor: „Mit Friedrich Wilhelm IV. hat Wilhelm II. darin eine Ähnlichkeit, daß die Grundlage ihrer Politik in der Vorstellung wurzelt, daß der König, und er allein, den Willen Gottes näher kenne als andere, nach demselben regiere und deshalb vertrauensvollen Gehorsam verlange, ohne sein Ziel mit den Untertanen zu diskutieren und denselben kundzugeben.“ Hier wendet sich der mystische Zug, den Bismarck schon in bezug auf Friedrich Wilhelm II. hervorgehoben hat, auf das Verhältnis des königlichen Ich zu Gott.

7. und 8. Wilhelm I. und Friedrich III.: „In gewissen Beziehungen sucht man vergebens nach Analogien zwischen Wilhelm II. und seinen nächsten drei Aszendenten; Eigenschaften, welche Grundzüge in den Charakteren Friedrich Wilhelms III., Wilhelms I. und Friedrichs III. bildeten, treten bei dem jungen Herrn nicht in den Vordergrund. Ein gewisses schüchternes Mißtrauen in die eigene Leistungsfähigkeit hat in der vierten Generation einem Maße von zuversichtlichem Selbstvertrauen Platz gemacht, wie wir es seit Friedrich dem Großen nicht auf dem Throne gesehen haben.“

Bismarck bringt also die Anlage von Kaiser Wilhelm II. im wesentlichen mit der ersten Reihe der Preußenkönige: Friedrich I., Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. und dessen Neffen Friedrich Wilhelm II. in Beziehung, ferner noch mit seinem Großonkel Friedrich Wilhelm IV., während er eine Ähnlichkeit mit seinen Ahnen in der ersten bis dritten Ahnenreihe (Friedrich III., Wilhelm I., Friedrich Wilhelm III.) verneint. Mögen auch Einzelheiten in Bismarcks Beurteilung persönlich bedingt sein, im wesentlichen stimmt seine Darstellung mit dem Resultat der Abstammungsforschung überein, wonach bei Kaiser Wilhelm II. dieselben Ahnengruppen überwiegen wie bei Friedrich II. und seinem Vater Friedrich Wilhelm I.: nämlich die Braunschweig-Lüneburger, und zwar infolge der Ehe des späteren Kaisers Friedrich III. mit Viktoria von England. Das welfische Erbe in der Anlage Friedrichs des Großen ist bei Kaiser Wilhelm II. stark vermehrt und wird nicht mehr von anderen Eigenschaften im Zaum gehalten.

Erinnert man sich an das pathologische Moment, das in der Ahnentafel Friedrichs des Großen, und zwar in der fünften Ahnenreihe, durch Wilhelm den Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg mehrfach auftritt, so war eine weitere Inzucht in gleicher

Richtung vom genealogisch-psychiatrischen Standpunkt unbedingt zu verwerfen. Der von Bismarck festgestellte Mangel einer Ähnlichkeit mit seinen Ahnen in den ersten drei Generationen und die Beziehung zu den ersten Preußenkönigen erklärt sich als Rückschlag auf das psychische Erbe der Braunschweig-Lüneburger. Trotz unverkennbarer Ähnlichkeit mit Friedrich II. liegen jedoch wesentliche Unterschiede zwischen beiden Herrschern vor: Friedrich der Große hat sich diesen Namen hauptsächlich erworben, weil er, wenigstens im ersten Teil seiner Regierung, eine gründliche Auslese der Tüchtigen hielt, die den preußischen Staat auch kulturell bedeutend machten. In diesem für uns wesentlichen Punkte hat Kaiser Wilhelm II. versagt. Seit der Wende des Jahrhunderts regierte unter seiner Herrschaft in Deutschland die Mittelmäßigkeit. Hierin liegt der tiefere und wahre Grund der militärischen und politischen Ereignisse nach Ausbruch des großen Krieges.

Hindenburg.

Um den Standpunkt zur Beurteilung von Hindenburg zu gewinnen, gehe ich von folgenden Voraussetzungen aus:

1. Das strategische Genie ist eine Abart der mechanisch-mathematischen Anlage mit Anwendung auf die im Kriege zu führenden Menschenmassen und ihre Bewegung.

2. Die Art dieses Genies ist trotz der sonstigen großen Verschiedenheiten seiner Träger (Friedrich der Große, Napoleon I., Moltke) im Grunde gleichartig, muß sich aber in jeder Zeit an besondere Bedingungen, Mittel und Aufgaben anpassen.

3. In bezug auf die letzteren zeigt sich eine fortschreitende Schwierigkeit, so daß eine Steigerung der Grundlage notwendig ist, um sie zu überwinden. Insofern gibt es eine Geschichte der strategischen Aufgaben und des strategischen Genies.

4. Die Kriegführung Friedrichs des Großen löste, mit Hilfe der sogenannten schrägen Schlachtordnung, die Aufgabe, mit geringerer Truppenzahl einen überlegenen Gegner durch einen überraschenden Flankenangriff zu schlagen. Es handelt sich im Grunde um eine auf Mechanik und angewandter Mathematik beruhende Methode. Die Kriegführung Napoleons, besonders in der Schlacht bei Jena, bildet die weitere Durchführung dieses Prinzipes: Der schwächste Punkt wird von der größten, in starke Bewegung gesetzten Masse getroffen.

5. Eine außerordentliche Erschwerung bedeutet die Aufgabe:

mit schwachen Kräften einen weit überlegenen Feind auf beiden Flügeln zu umfassen und zu vernichten. Diese scheinbar unmögliche Leistung hat Hindenburg bei Tannenberg vollbracht, wodurch der Nachweis seiner überragenden Genialität erbracht ist. Die gleiche Methode hat Hindenburg im weiteren Verlauf des Krieges gegen die Russen noch mehrfach, zum Teil mit großem, aber nicht mehr mit so vollständigem Erfolg angewendet. Sie bildet den eigentlichen Typus seiner Krieg- und Heerführung.

6. Das Wesentliche seiner Naturanlage ist eine Kombination von Mechanik, Mathematik, Entschlußkraft, Phantasie und Anpassungsfähigkeit in Verbindung mit genauester Kenntnis des Geländes und der militärischen Fachwissenschaft. Seine ganze persönliche Geschichte bildet die geistige Vorbereitung auf den Moment der höchsten Genieentfaltung bei Tannenberg.

7. Hindenburgs weltgeschichtliche Bedeutung besteht darin, daß er durch diesen und seine weiteren Siege im Osten nicht nur Deutschland, sondern ganz Westeuropa vor der Herrschaft des russischen Zarismus gerettet hat.

Von diesem Standpunkt ist es eine wichtige Aufgabe, den Quellen seines Genies nachzuforschen.

Der Name Hindenburg ist zu dem des männlichen Stammes von Benneckendorff hinzugetreten, indem er diesem zur Erinnerung an die Familie einer eingeheirateten Frau angehängt wurde. Die Familie von Benneckendorff hatte ursprünglich ihren Sitz bei Salzwedel in der Altmark und breitete sich dann in die Neumark aus, wo u. a. Altenklücken bei Arnswalde in ihrem Besitz war. Der Generalfeldmarschall Paul Ludwig Hans Anton Benneckendorff von Hindenburg ist, nach dem Buch seines Bruders Bernhard von Hindenburg, am 2. Oktober 1847 in Posen geboren. Sein Vater war Robert Benneckendorff von Hindenburg, geb. 21. Mai 1816 auf Gut Neudeck, nahe bei Freistadt im Kreise Rosenberg in Westpreußen, das damals mit Ostpreußen zu einer gemeinsamen Provinz Preußen gehörte. Das Gut liegt nur 6 Meilen von der russischen Grenze. Hier ist sein berühmter Sohn oft bei den Großeltern gewesen und hat dort sicher viele Kenntnisse bekommen, die ihm als Heerführer gegen die Russen später nützlich waren. Neudeck war ursprünglich nebst Limbsee im Besitz des Obersten Otto Friedrich von Hindenburg, des Bruders von Scholastica Katharina von Hindenburg, die sich mit Hans Heinrich von Benneckendorff verheiratete. Otto Friedr. von Hindenburg vermachte 1772 die beiden Güter dem Enkel seiner

Schwester Scholastica, Johann Otto Gottfried von Benneckendorff, geboren am 7. Juni 1747, „mit dem Wunsch, daß er Namen und Wappen des mit ihm aussterbenden Geschlechts der von Hindenburg mit dem seinigen verbinden sollte. König Friedrich Wilhelm II. genehmigte am 2. Januar 1789 diese Vereinigung."

Bernhard von Hindenburg sagt in seinem Buche folgendes: „Die Hindenburge sind ein Harzer Geschlecht, dessen Stammburg gleichen Namens nördlich von Quedlinburg lag und im Bauernkriege zerstört wurde. — Auch von diesem Geschlecht war ein Teil in der Altmark ansässig, ein Hindenburg nahm als erster in dieser Mark das Kreuz zum Zuge nach Jerusalem. Der Zug nach Osten macht sich auch hier fühlbar, die Familie breitete sich in der Mark Brandenburg und in der Neumark aus, wo sie verschiedenen Orten ihren Namen gab. So ist es erklärlich, daß auch dieser Name vielfach als bürgerlicher auftritt. Ein Träger eines solchen, geboren 1741, machte sich als Professor in Leipzig verdient um Kombinatorik. Ein anderer war von 1758—1780 Pastor in Zehlendorf und erlebte dort während des Siebenjährigen Krieges 1760 die Kosaken . . .

Oberst Otto Friedrich von Hindenburg war zu Falkenberg in der Neumark geboren. Seine Schwester Scholastica Katharina von Benneckendorff auf Altenklücken überlebte ihn als letzte geborene von Hindenburg. — Er hatte zwei schlesische Kriege mitgemacht und den Orden Pour le mérite erhalten; neben dem Könige reitend, verlor er durch eine Kanonenkugel ein Bein. Der König belohnte ihn mit den zwei Gütern Limbsee und Neudeck. Am 10. Januar 1772 starb er."

In bezug auf den väterlichen Stamm ergibt sich folgende Deszendenzreihe:

A V 1 Hans Heinrich von Benneckendorff, geb. 1670, verh. mit A V 2 Scholastica Katharina von Hindenburg aus dem Hause Falkenberg, Schwester des Obersten Otto Friedrich von Hindenburg. A IV 1 Wilhelm Christoph von Benneckendorff, geb. 1714, gestorben als Generalmajor 1782, verh. mit Katharine von Brandt aus dem Hause Grunefelde. A III 1 Johann Otto Gottfried von Benneckendorff, geboren 7. Juni 1747, verh.: 1. mit Louise zu Eulenburg aus dem Hause Prassen, gest. 1779. (Deren Mutter, geborene von Tettau.) Stammutter von Paul von Hindenburg, verh.: 2. mit ? (Besitzer der Güter: Keimkallen, Perscheln und Wesdehlen in Ostpreußen). Seit 1789 führte er den Namen von Benneckendorff und von Hindenburg. A II 1 Otto Ludwig von Benneckendorff-Hindenburg, geb. 1770 zu Keimkallen in Ostpreußen, wohnhaft in Neudeck, gest. 18. Juli 1855, verh. mit A II 2 Eleonore von Brederlow aus dem Hause Klaukendorf, geb. 1784. A I 1 Robert Benneckendorff von Hindenburg, geb. 21. Mai 1816. A I 2 Luise Schwickart.

Bei Robert Benneckendorff von Hindenburg, der 1832 als Sechzehnjähriger bei dem Infanterieregiment Nr. 18 in Posen eingetreten war, beginnt die bürgerliche Anpassung des alten Landadelgeschlechts. Er heiratete am 17. Oktober 1845 in Posen A I 2 Luise, die Tochter

des Generalarztes Schwickart (A II 3). Deren Mutter (A II 4) war Julie, Tochter des Generalarztes Mönnich (A III 7) und seiner Frau, geb. Berger. Die Großmutter Berger (A III 8) soll eine sehr schöne Frau gewesen sein. Paul von Hindenburg entstammt also ebenso wie Bismarck der Kreuzung einer alten preußischen Landadelsfamilie mit einem geistig hochstehenden bürgerlichen Stamm. Unter Paul von Hindenburgs mütterlichen Vorfahren sind merkwürdigerweise in zwei Generationen Mediziner im Militärdienst. Auch war die älteste Schwester von A I 1 Robert Benneckendorff von Hindenburg in Posen an einen Medizinalrat von Baren verheiratet, dessen Familie aus Holland stammte.

Aus der Lebensgeschichte Pauls von Hindenburg, die sein Bruder Bernhard geschrieben hat, hebe ich hier nur wenige Abschnitte hervor. Sein Vater kam als Offizier 1850 nach Pinne, 1855 nach Glogau. Mit der Reife für Quarta kam Paul Ostern 1859 vom Gymnasium in Glogau zur Kadettenanstalt in Wahlstatt, und zwar in die Sexta. 1863 siedelte er in die Hauptkadettenanstalt nach Berlin über. Den Krieg 1866 machte Paul als Leutnant bei dem 3. Garderegiment mit Auszeichnung durch. Von großem Interesse sind die von Bernhard Hindenburg abgedruckten Briefe Pauls aus dem 70er Kriege.

1878 wurde er nach dreijährigem Studium auf der Kriegsakademie Hauptmann im Großen Generalstabe, kam dann zum Generalkommando des 2. Armeekorps nach Stettin, wo er sich am 24. September 1879 mit Gertrud Wilhelmine von Sperling verheiratete.

1881 kam er als Generalstabsoffizier zur I. Division nach Königsberg i. Pr., wo er sich eindringlich mit den Grenzbefestigungen und den Narewsümpfen beschäftigte. Hier liegen die entscheidenden Vorbereitungen zu seinen Taten in den Jahren 1914 und 1915. Nach einjähriger Tätigkeit im Frontdienst in Fraustadt in Posen kam er 1885 nach Berlin in den großen Generalstab, wobei er gleichzeitig Lehrer der Taktik auf der Kriegsakademie war, wurde dann erster Generalstabsoffizier beim 3. Korps in Berlin, kam dann wieder in den großen Generalstab und darauf als Abteilungschef in das Kriegsministerium.

Bis hierher vollzog sich seine Entwicklung im richtigen Geleise. Wäre dieses strategische Genie weiter im Zentrum geblieben und hätte wie Moltke Gelegenheit gehabt, durch eine Reihe von Jahren in leitender Stellung die Verteidigung Deutschlands vorzubereiten, so wäre wahrscheinlich der Krieg gegen den feindlichen Ring unter ganz

anderen Voraussetzungen verlaufen. Sicher spielt seine große Bescheidenheit bei seinem Lebensschicksal eine große Rolle.

Dieses verläuft nach dem weiteren Aufstieg im Frontdienst zu der Pensionierung: 1893, also im 46. Jahre, wurde er Oberstleutnant und Regimentskommandeur in Oldenburg, 1896 Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps unter Vogel von Falkenstein in Koblenz, 1900 wurde er Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe, 1903 bis 1911 war er kommandierender General des IV. Armeekorps in Magdeburg. Er nahm den Abschied, „weil er schon acht Jahre kommandierender General war, und stets den Grundsatz vertreten hatte, man solle auch dem Nachwuchs Raum schaffen und den Zeitpunkt nicht verpassen, zur rechten Zeit zu gehen". — Das war als Bescheidenheit aus seinem Charakter erklärlich. Aber wenn man seine bedeutenden Fähigkeiten an leitender Stelle kannte, so war es von unserem Standpunkt unverantwortlich, ihn bei voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit gehen zu lassen.

Der Wendepunkt seines Lebens liegt schon viel früher, als man ihn 1893 von der Tätigkeit in der Zentrale nach Oldenburg sandte. Das war wenige Jahre nach Bismarcks Entlassung. So traf der ausbrechende Krieg den genialen Heerführer als Pensionär in Hannover im Alter von 67 Jahren. Über 20 Jahre waren seit seinem Weggang von Berlin im Jahre 1893 versäumt: Das Genie war zu Aufgaben im Frontdienst verwendet worden, die weniger Bedeutende auch hätten leisten können. Er wurde zuerst aus der zentralen Leitung, dann auf dem Wege des typischen Lebenslaufes der Offiziere aus der Armee ausgeschaltet. — Wäre der Krieg nicht gekommen, so hätte die Welt nie erfahren, daß es ein deutsches Genie Hindenburg gegeben hat. Die „Auslese der Tüchtigen" hatte in diesem Falle wie in vielen anderen versagt.

Und nun betrachte man das weitere Schicksal Hindenburgs: Nach den großen Siegen über die Russen wird er nicht etwa alsbald zur Leitung des ganzen Kampfes berufen: In der Funktion eines militärischen Verwaltungsbeamten bleibt er noch lange im Nordosten, bis die furchtbare Not des Krieges doch zwingt, ihn zu berufen. Zu spät! 20 versäumte Jahre lassen sich in der Organisation eines Volkes zur Verteidigung in einem Weltkrieg nicht plötzlich einbringen! So vollzog sich unsere Geschichte! —

Bei Hindenburg ist das strategische Genie in die Anlagen, Anschauungen und Gewohnheiten des preußischen Offiziers vom alten Schlage eingebettet und mit einem edel-menschlichen Charakter ver-

bunden. Er bildet in vielen Eigenschaften den stärksten Gegensatz zu Napoleon I., besonders in seiner außerordentlichen Bescheidenheit, gegenüber dem Herrscherbewußtsein des französischen Kaisers. Darin besteht gerade das Eigenartige solcher Naturen, daß die gleiche geniale Grundanlage mit ganz verschiedenen Willens- und Gefühlseigenschaften verknüpft sein kann. Versucht man vom Standpunkt der Vererbungslehre eine Analyse der Gesamtnatur Hindenburgs, so treten folgende Momente hervor:

1. Es ist bemerkenswert, daß aus dem Mannesstamm von Benneckendorff eine Reihe bedeutender Männer entsprungen ist. Nach Bernhard von Hindenburg war einer der Vorfahren aus der Neumark, Johannes Benneckendorff, 36 Jahre lang Kanzler bei den Kurfürsten von Brandenburg Joachim Friedrich, Johann Sigismund und Georg Wilhelm. Er war Herr auf Pammin, Drehnow und Schönfließ.

Aus den verschiedenen Linien ist eine große Zahl von kurbrandenburgischen und königlich preußischen Offizieren hervorgegangen. Darunter sind besonders zwei von großem Interesse, da sie im kritischen Moment wichtige Schlachtentscheidungen herbeigeführt haben. Der eine hiervon war Ludwig Ernst von Benneckendorff, der ein Tagebuch hinterließ: „Offenherzige Berechnung meiner Lebens- und Dienstjahre.“ Er war als Sohn des Geheimen Rates und Hofmarschalles Benneckendorff in Ansbach 1711 geboren, studierte 1727—1729 auf der Universität Jena. 1733 zog ihn sein natürlicher Hang zum Militär nach Dresden, wo er als Reiteroffizier in kurfürstlich sächsische Dienste kam. Er war der eigentliche Urheber des für Friedrich den Großen unglücklichen Ausganges der Schlacht bei Kollin, indem er mit seiner Schwadron die ankommende preußische Kavallerie über den Haufen warf, was die preußische Niederlage einleitete. Nach allen Nachrichten über die Schlacht spielt hierbei die Panik über die unerwartete erste Niederlage eine wesentliche Rolle. Merkwürdigerweise hat ein zweiter, der Rittmeister Paul von Benneckendorff-Hindenburg, in der Schlacht bei Mars-la-Tour am 16. August 1870 in ganz ähnlicher Weise entscheidend eingegriffen, indem er, um die Batterie des linken Flügels zu entlasten, mit seiner Schwadron gegen die starke französische Kavallerie, die einen Umgehungsversuch machte, vorging und diese ablenkte. Die beiden Genannten zeigen an mutiger Entschlußfähigkeit eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Charakter von Blücher.

Psychologisch interessant ist ein von Bernhard von Hindenburg wiedergegebenes Gedicht seines Vaters, das zwar kein poetisches

Kunstwerk ist, aber eine überraschende Klarheit der optischen Anschauung verrät. Der Generalfeldmarschall hat offenbar seinen Vater, der im Generalstab gewesen war, militärisch hoch eingeschätzt. Auch die Großeltern sowohl von väterlicher (Hindenburg) als von mütterlicher (Schwickart) Seite, deren Bilder Bernhard von Hindenburg wiedergegeben hat, machen einen bedeutenden geistigen Eindruck, besonders auch der Großvater Schwickart, dessen Familie weiter erforscht werden muß.

Die Hauptfrage vom Standpunkt der Vererbungslehre ist die, ob der Oberst Otto Friedrich von Hindenburg und seine Schwester Scholastica, verh. von Benneckendorff, blutsverwandt mit dem bedeutenden Mathematiker Karl Friedrich Hindenburg sind, der 1741 in Dresden geboren, 1771 Privatdozent für Philosophie und Physik, 1781 Professor extraordinarius, 1786 ordentlicher Professor der Physik in Leipzig wurde. Bernhard von Hindenburg nimmt diese Verwandtschaft bestimmt an. Sie muß jedoch genealogisch genauer geprüft und sichergestellt werden. Der Mathematiker Hindenburg begründete die kombinatorische Analyse. Von ihm stammt das sehr wichtige Buch: „Novi systematis Permutationum, Combinationum ac Variationum primae lineae etc., Lipsiae 1781." Außer diesem Werk über Mathematik hat er nach Mitteilung meines Gießener Kollegen Geheimrat Pasch über Mechanik, Astronomie und Schachspiel geschrieben. Einen guten Einblick in seine Persönlichkeit gewinnt man aus seinen Briefen an Lambert, die in dessen Briefwechsel abgedruckt sind[1]). Wenn Bernhard von Hindenburg den Generalfeldmarschall als eine Verbindung von Mathematik und Phantasie bezeichnet, so trifft dieser Ausdruck auch auf den Mathematiker Hindenburg durchaus zu. Auch im übrigen sind auffallend gleichartige Charakterzüge ersichtlich, besonders bei großer geistiger Bedeutung eine außerordentliche Bescheidenheit und Gerechtigkeit, was bei der Beurteilung der Leistungen in ihm verwandter Richtung arbeitender Forscher, besonders auch Lamberts, zutage tritt. Die weitere Klarstellung der Urelemente der geistigen Anlage Hindenburgs ist eine sehr wichtige Aufgabe der auf die Analyse der deutschen Geschichte gerichteten Vererbungslehre.

Schon im Januar 1915 habe ich mich wegen der Frage der Blutsverwandtschaft des Mathematikers mit dem Generalfeldmarschall

[1]) Vgl. Johann Heinrich Lamberts deutscher gelehrter Briefwechsel. Herausgegeben von Joh. Bernonilli. Fünfter und letzter Band, Leipzig 1787, Seite 155, III. Brief, Hindenburg an Lambert.

Hindenburg an die Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte in Leipzig gewendet, die sich bereit erklärt hat, weitere Nachforschungen einzuleiten. Ich habe aber seitdem keinerlei Nachricht darüber erhalten, auch auf erneute Anfrage vor kurzer Zeit nichts Wesentliches erfahren können. Die Aufgabe erscheint jedoch vom Standpunkt der Genielehre sehr bedeutungsvoll. Ihre bejahende Lösung würde eine Art experimentellen Beweis für die Richtigkeit der entwickelten Anschauung über die Art des strategischen Genies im allgemeinen und seine Quelle bei Hindenburg im besonderen bilden.

Rückblick und Ausblick.

Wenn man die deutsche Geschichte und die in ihr hervortretenden geistigen Führer im 18. und 19. Jahrhundert vom Standpunkt der Familienforschung betrachtet, so ergeben sich folgende Sätze:

1. Die deutsche Kultur nach dem Dreißigjährigen Krieg beruht in geistiger und politischer Hinsicht auf einer mit erstaunlicher Wucht auftretenden Genieperiode.

2. Die genialen Führer der geistigen und staatlichen Bewegung gehen aus eigenartig beanlagten Familien hervor, die in arbeitsamer Tätigkeit, öfter im gleichen Beruf, ferner durch Auswahl ähnlich beanlagter Frauen, in manchen Fällen auch durch Verwandtenehe einen bestimmten Familiencharakter ausbilden und sich dann in einer oder mehreren Generationen mit anders gearteten, ebenfalls stammfest gewordenen Familien kreuzen.

Die Genialität, im bisherigen Sinne besonders hervorragender Leistungen, bildet eine besondere Gruppe im Gebiet der Epimixis, deren grundlegende Bedeutung bei der Vererbung neben Inzucht und Amphimixis ich hervorgehoben habe. Dabei muß das Verhältnis der beiden Begriffe klargestellt werden. Nicht jede Epimixis führt biologisch zu Produkten, die im bisherigen Sinne genial sind. Andererseits deutet bei allen von mir bisher untersuchten genialen Persönlichkeiten der psychologische, und in den meisten Fällen auch der familiengeschichtliche Befund, auf Epimixis als letzte Ursache hin. Das Produkt hängt von der Art der Erbmassen ab.

Die Epimixis umfaßt also ein viel weiteres Gebiet als das der Genialität. Z. B. spielt sie nach meiner Erfahrung auch in der Kriminalpsychologie eine sehr wesentliche Rolle, da sich bei familiengeschichtlicher Analyse gerade die schlimmsten Verbrechernaturen

als eine Wirkung der Epimixis durch Synthese von Eigenschaften aus mehreren Stämmen und Familiencharakteren erklären. Auch im normalpsychologischen Gebiet beruhen viele eigenartige Anlagen, auch wenn sie im landläufigen Sinne nicht als genial zu bezeichnen sind, auf der Kreuzung verschiedener, in sich gefestigter Familiencharaktere. Eine umfassende Erforschung der Epimixis ist eine der wichtigsten Aufgaben der Vererbungslehre und einer von diesem Standpunkt betrachteten Geistesgeschichte.

3. Die biologische Vorbereitung dieser Genieperiode geht, durch Ausbildung von eigenartigen Familien und Erbmassen, in einigen untersuchten Fällen (bei Friedrich dem Großen und Goethe) schon bis in die Reformationszeit zurück. In anderen Fällen (Schiller, Blücher, Hindenburg) ist diese Art der Synthese noch unklar. Die genialen Leistungen erscheinen als eine Kette geistiger Eruptionen bei dem Zusammentreffen von längst vorgebildeten Erbmassen. Diese bilden also die Voraussetzung zur Entstehung des Genies und ganzer Genieperioden.

4. Bei der Epimixis, die den genialen Persönlichkeiten der deutschen Geschichte zugrunde liegt, handelt es sich hauptsächlich um bürgerliche Familien, bei denen geistige Berufe, z. B. als Pfarrer, Juristen, Verwaltungsbeamte, Universitätslehrer u. a. durch mehrere oder, wie in der Soldan-Familie, durch viele Generationen erblich geworden sind, und die sich dann mit anderen Stämmen kreuzen. Dabei sind, wie besonders die Ahnentafel Goethes lehrt, die Vertreter des eigentlichen Handwerks nicht zu vergessen, bei dem wirklich die Hände unter Leitung des Verstandes arbeiten. Für die Konstitution gerade des künstlerischen Genies ist diese Erbschaft des Handwerkertums im psychophysischen Sinne von größter Bedeutung in bezug auf das Ausdrucksvermögen, z. B. in der Plastik.

Neben den bürgerlichen Familien sind familiengeschichtlich auch Abkömmlinge des deutschen Standesadels am Aufbau genialer Persönlichkeiten beteiligt (bei Friedrich dem Großen, Bismarck u. a.), jedoch schränkt sich dies im wesentlichen auf das politische und militärische Gebiet ein, auch zeigt sich gerade bei Bismarck, wie auch bei Zeppelin, deutlich die Epimixis von Landadelfamilien und geistig hervorragenden Bürgerfamilien.

5. Faßt man die deutsche Geistesgeschichte in dieser Weise auf, so entsteht die Schicksalsfrage: Befindet sich Deutschland am Ende einer Genieperiode und wird es in geistige Mittelmäßigkeit versinken, oder ist die Genieentfaltung nur vorübergehend gehemmt infolge

des Mangels an Auslese, der sich seit der Wende des Jahrhunderts gerade in den leitenden Kreisen des deutschen Reiches gezeigt hat? Im ersteren Falle wäre die Ähnlichkeit mit dem Gang der Genieperiode in Italien, besonders in Florenz, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts sehr groß. — Es spricht jedoch manches für die zweite Auffassung. Die Ursachen des Zusammenbruches liegen, wie immer im staatlichen Leben, mehrere Jahrzehnte zurück. Das Werk der deutschen Genies wurde der Mittelmäßigkeit anvertraut, die Auslese der Tüchtigen im staatlichen Leben stockte. Während die deutsche Industrie Triumphe feierte und der Ruhm der Vergangenheit das Reich umstrahlte, begann in den regierenden Kreisen die Periode der Erstarrung, der Involution, die den wahren Grund unseres Schicksals als Staat und Volk gebildet hat.

6. Die Möglichkeit des neuen Aufstieges hängt wesentlich davon ab, ob im deutschen Volk, und im weiteren Umfang bei den germanischen Völkern, der natürliche Adel gefördert wird und in allen Gebieten des staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens zur Führung kommt. Die Auslese der Begabten muß in den Schulen beginnen und grundsätzlich in allen Kreisen des Volkes durchgeführt werden. Es darf besonders niemand zu einer wichtigen Stellung im staatlichen Leben zugelassen werden, der nicht durch besondere Leistungen den Befähigungsnachweis dazu geliefert hat.

7. Bei der weiteren Entstehung bedeutender Anlagen im deutschen Volk wird möglicherweise die Epimixis der deutschen Stämme eine große Bedeutung haben. Diese bilden gewissermaßen auf psychologischem und biologischem Wege befestigte Erbmassen, die bei ihrer Kreuzung, nach den bei der Analyse genialer Persönlichkeiten herausgestellten Tatsachen, hervorragende Anlagen bilden können. Zugleich ist leider vorauszusagen, daß, wenn der bisherige furchtbare Druck der Siegerstaaten auf Deutschland anhält, die deutschen Genies der Zukunft von vornherein zu einem tragischen Leben, mit schweren Kämpfen gegen ungünstige äußere Verhältnisse, verurteilt sein werden. —

22. Kapitel.

Meine Abstammung.

Im Zusammenhange dieses Buches möchte ich meine Abstammung vom methodischen Standpunkt behandeln und eine Reihe von Punkten hervortreten lassen, die für viele Familienforschungen typisch sind: Das anfänglich nur die Reihe bis zum Großvater umfassende Familienbewußtsein, die Unmöglichkeit, lediglich mit den Kirchenbüchern weiterzukommen, die Bedeutung der Familienurkunden, die in vielen bürgerlichen Familien mit Recht oder Unrecht vorhandene Überlieferung adeliger Abkunft, die Betrachtung von Wappenzeichen, die Untersuchung von alten Akten, die Bedeutung der Umwelt, in der die Vorfahren gelebt haben, die Beziehungen zu dem Gang der allgemeinen Geschichte von Volk und Staat, die Ausbreitung und Streuung der Familie in andere Länder, das Schicksal der Familie in Beziehung zu der vererbten Anlage, das Zusammentreffen verschiedener Anlagen aus der väterlichen und mütterlichen Familie. Alle diese Punkte müssen zur Erörterung kommen und bilden einen Beitrag zur familiengeschichtlichen Diagnostik. Zur leichteren Übersicht gebe ich folgende Zusammenstellung des Inhaltes:

I. Väterliche Abstammung. Seite 286
1. Der Rechtsanwalt Karl Friedrich Adolph Sommer in Grottkau in Schlesien.
2. Die Familienurkunde.
3. Der Bürgermeister A. L. Sommer in Treptow an der Tollense, † 1749, und seine Familie.
4. Die Frage der adeligen Abkunft.
5. Die Familie Sommer in Alt-Berlin.
6. Der norwegische und dänische Zweig der Familie Sommer.

II. Mütterliche Abstammung. Seite 316
1. Der herzogliche Kammerdirektor Friedrich Wilhelm Lange in Ratibor in Schlesien und seine Familie.
2. Der Kämmerer und Senator Samuel David Lange in Groß-Glogau in Schlesien, † 1799.

III. Meine Schriften und ich. Seite 321
1. Lebenslauf.
2. Schriften.
a) Psychologie und Ästhetik, b) Psychiatrie, c) Psychophysiologie und Individualpsychologie, d) Kriminalpsychologie, e) Familienforschung und Vererbungslehre, f) Sozialpsychologie und soziale Organisation, g) Universität und Stadt Gießen, h) Dichtungen.
3. Selbstanalyse vom Standpunkt der Psychologie und Vererbungslehre.

I, 1. Der Rechtsanwalt Carl Friedrich Adolph Sommer in Grottkau in Schlesien.

Mein Vater Carl Friedrich Adolph Sommer war am 24. Oktober 1824 als 1. Kind seiner Eltern in Parchim in Mecklenburg geboren, ist jedoch, wie seine Geschwister, in Pritzwalk in der Priegnitz aufgewachsen, wo sein Vater Johann Ludwig Heinrich Sommer eine Färberei hatte. Die Familie war evangelisch. Trotz des mäßigen Einkommens aus dem Geschäft, durfte mein Vater als ältester Sohn das Joachimstalsche Gymnasium in Berlin beziehen, wo seine Großeltern gelebt hatten und wo noch Verwandte aus der Sommerfamilie vorhanden waren. Er ist wohl zwischen 1838—1843 in dieser ausgezeichneten Schule gewesen. Das große Interesse meines Vaters an guten Unterrichtsmethoden, das sich besonders in seinem Urteil über Schulpforta äußerte, und aus dem sich erklärt, daß er später drei seiner Söhne in Schlesien das Gymnasium in Jauer besuchen ließ, hängt wahrscheinlich eng mit den Einflüssen des genannten Gymnasiums zusammen.

Nach dem Abiturientenexamen studierte er Jura in Halle und Berlin, während die Zeitgeschichte sich schon zu den Ereignissen der Jahre 1848/49 wendete. Er war meines Wissens nicht selbst Burschenschafter, lebte aber in ihrem Geiste und hatte wahrscheinlich nahe Beziehungen zu den Burschenschaften in Halle und Jena. Aus seinem Nachlaß besitze ich eine ganze Reihe von Porträtzeichnungen seiner Freunde aus jener Zeit mit persönlichen Dedikationen, wie sie in Korporationen und Freundesgruppen bei deutschen Studenten üblich sind. Die genauere Erforschung der Personen dieser Bilder würde vermutlich in einen Kreis von Männern führen, die den Idealen der deutschen Demokratie angehangen haben, die damals vergeblich hoffte, durch freiwilligen Zusammenschluß ein deutsches Reich zu schaffen. —

Nach seinem ersten juristischen Examen bemühte sich mein Vater, wie ich aus seinen hinterlassenen Papieren gesehen habe, bei den schlechten Einkommensverhältnissen der Familie eine bezahlte Beschäftigung als Referendar zu bekommen, aber sein Antrag wurde in einer Weise, die deutlich den Stempel der Involution trägt, von dem preußischen Ministerium mit dem Hinweis abgelehnt, daß bezahlte Stellen für ihn nur in der Subalternlaufbahn vorhanden seien. So mußte der bittere Kampf um den Lebenskreis der akademischen Bildung weitergehen. Schließlich kam mein Vater als Assessor an das Gericht in Ratibor in Oberschlesien, wo sein

Leben sich entscheidend wandte. Nach Mitteilung eines juristischen Freundes meines Vaters war dieser als Hilfsrichter in Ratibor bei einem politischen Prozeß beteiligt, der sich gegen einen Anhänger demokratischer Ideen richtete. Dieser wurde von dem Gericht freigesprochen, was der preußischen Regierung in politischer Beziehung unbequem war, so daß die Richter, darunter mein Vater, mißliebig wurden.

Auch in familiärer Beziehung bekam sein Leben in Ratibor die entscheidende Wendung. Er verheiratete sich mit Anna Lange, der Tochter des herzoglich Ratiborschen Kammerdirektors Lange und seiner Frau geb. Krumpholz. Meine Mutter war katholisch, ging also mit meinem Vater eine sogenannte Mischehe ein. Das gleiche Verhältnis lag bei ihren Eltern vor, da ihr Vater, Lange, evangelisch, ihre Mutter, geb. Krumpholz, katholisch war. Es handelt sich um einen nicht sehr häufigen, aber in Oberschlesien im gewissen Sinne typischen Vorgang, indem aus anderen Teilen des preußischen Staates eingewanderte Beamte und Juristen evangelischer Konfession Frauen aus einheimischen katholischen Familien nehmen. Bei meinen Vorfahren tritt das in zwei Generationen ein. Zur Gründung des eigenen Hausstandes suchte mein Vater nun eine selbständige Stellung als Rechtsanwalt und Notar in Schlesien, wobei ihm seine politisch bedingte Mißliebigkeit bei der preußischen Regierung sehr hinderlich war. Erst bei der 13. Bewerbung gelang es ihm schließlich, in Grottkau in Schlesien als Rechtsanwalt und Notar zugelassen zu werden. Nach der Verheiratung übte er hier seit 1854 die juristische Praxis aus.

Die in Grottkau geborenen Kinder dieser Ehe waren:

1. Heinrich, geb. 17. Juli 1855, gest. 1899,
2. Hans, geb. 28. Mai 1857, gest. 24. April 1886,
3. Margarethe, geb. 30. Juli 1858, zur Zeit verw. Frau Oberst Wilke-Dörfurt,
4. Max, geb. 2. April 1860, gest. 10. März 1879,
5. Fritz, geb. 1862, gest. Dez. 1862, alt 3/4 Jahr,
6. Robert, geb. 19. Dezember 1864.

Es war zwischen den Eltern in paritätischer Weise ausgemacht, daß Knaben nach dem Vater evangelisch, Mädchen nach der Mutter katholisch werden sollten. Die katholische Kirche war aber bei der großen Überzahl der Knaben, die übrigens anscheinend ein Erbteil der väterlichen Familie ist, von vornherein im Nachteil.

Meine Mutter starb schon 1872 in meinem 8. Lebensjahre,

so daß sich meine Jugenderinnerungen größtenteils auf den Vater beziehen, um so mehr, als ich fortschreitend mehr Verständnis für seine geistige Art und Arbeit bekam. Von verschiedenen Seiten, auch von Männern seines Faches, ist er mir als hervorragender Jurist bezeichnet worden, dessen Wirkungskreis in der schlesischen Landstadt zu klein sei. Aber mein Vater verstand es, seine Tätigkeit weit über diesen Kreis auszudehnen, so daß er vielfach an den Gerichten in Neiße und Brieg zu tun hatte. Von Beruf Jurist, hatte er einen ausgeprägt naturwissenschaftlichen Verstand und einen klaren Blick für das Wirkliche und Notwendige. Dies kam ihm bei vielen Aufgaben seiner notariellen Praxis sehr zu statten, zunächst bei der Beurteilung der Verhältnisse auf den schlesischen Ritter- und Bauerngütern. Immer mehr bekam er bei den Parteien den Ruf eines Friedensrichters, der verwickelte Prozeßstreitigkeiten durch zweckmäßige Vergleiche zu beiderseitiger Zufriedenheit auflöste. Dies galt besonders z. B. für die vielfachen Verträge bei der Übergabe von Gütern sowie bei Testamenten, ferner für die in Schlesien bei den zahlreichen Wasserläufen, z. B. im Gebiet der Neiße, häufigen Mühlen- und Wehrprozesse, die oft schon sehr lange Zeit unentschieden verfochten wurden. Mit sicherem Sinn für das Tatsächliche und Zweckmäßige brachte er in diesem schwierigen Gebiet Vergleiche zustande, die sich völlig bewährten, so daß solche Aufgaben sich für ihn in weitem Umkreise vermehrten. Obgleich er im Jahre 1900 schon 76 Jahre alt war, behielt er bei Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches seine ausgedehnte Praxis, besonders am Landgericht in Brieg, bei. Er hatte sich in das neue Gesetzbuch durch eingehendes Studium trotz seines Alters völlig eingearbeitet. — Die Bändigung des protestantischen Demokraten in der meist katholischen kleinen Stadt war also der preußischen Regierung nicht gelungen. Auch in politischer Beziehung war mein Vater lange Zeit tätig, er war in einer Wahlperiode zwischen 1860 und 1866 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Den wesentlichen Gang der politischen Entwicklung in der preußischen Geschichte von 1864 bis 1871 hat er mitgemacht. Was die alte deutsche Demokratie durch einen freiwilligen und friedlichen Entschluß der Nation vergeblich zu erreichen suchte, wurde durch Bismarcks Politik im Kampfe errungen: ein geeinigtes deutsches Reich. Mein Vater schloß sich wie viele Demokraten nach 1866 der damaligen nationalliberalen Partei an, die es damals mit ihrem Doppelnamen ernst nahm. Im Gang der Ereignisse (nach 1871) rückte er, seinen demokratischen Grund-

anschauungen gemäß, soweit ich dies rückblickend beurteilen kann, wieder mehr nach links.

Sein Charakterbild ist das eines unermüdlichen geistigen Arbeiters, auch in seinen täglichen Gewohnheiten. Als Frühaufsteher machte er nach einer kalten Abreibung des Körpers einen Spaziergang und arbeitete dann mit kurzer Mittagspause ununterbrochen bis abends, und zwar am Stehpult. Bemerkenswert war bei ihm das Fehlen von Ablenkbarkeit. Wir Kinder konnten uns tosend bis in sein Arbeitszimmer jagen, ohne daß er gestört wurde. Er war völlig konzentriert. Fragte ich ihn dabei etwas, so schrieb er seinen Satz zu Ende und antwortete dann auf die Frage, die er genau behalten hatte. — Erholung fand er regelmäßig abends durch das von ihm sehr geschätzte Billardkegelspiel, für das er eine besondere Geschicklichkeit hatte, und in dem sich für ihn alles vereinigte, was jetzt durch Turnen, Spiel und Sport bezeichnet wird. Ferner war er bei den Jagden auf den umliegenden Gütern ein gern gesehener Gast, da er als Schütze scharfen Blick und sichere Hand hatte. Im übrigen wurde seine starke Arbeit jährlich durch eine größere Reise während des vierwöchigen Urlaubes unterbrochen, wobei er, abgesehen von einigen Fahrten in die nordischen Länder, fast immer nach dem damals noch wenig besuchten Tirol ging. Die Vorbereitung dazu wurde sehr sorgfältig betrieben, so daß er ein besonderer Kenner dieses Landes wurde. In seinem Nachlaß habe ich eine große Zahl von österreichischen Generalstabskarten von Tirol gefunden, mit denen er sich ausgerüstet hatte. Auch kleinere Wanderungen in dem schlesischen Gebirge, besonders in den Bergen hinter Neiße und in der Grafschaft Glatz, liebte er sehr und nahm mich dabei so oft als möglich mit. Dabei wurde mir der Vater immer mehr zum Freunde. Seine Lebensführung war außerordentlich sparsam und einfach, während er auf die Erziehung der Kinder große Kosten verwendete. Im allgemeinen schweigsam, hatte er die Fähigkeit des kurzen, klaren Ausdruckes, was besonders in seinen gerichtlichen Schriftsätzen hervortrat. Nach Mitteilung ihm befreundeter Juristen war seine scharfe Feder besonders in Berufungssachen, wenn er meinte, daß ein falsches Urteil ergangen sei, gefürchtet. Einige Male hatte er durch solche etwas derbe Schriftsätze Schwierigkeiten bei den Gerichtsbehörden. Manche von seinen treffenden Urteilen und Bemerkungen wurden in ihm befreundeten Juristenkreisen öfters zum Scherz erzählt. Im übrigen hat er sich meines Wissens schriftstellerisch nicht betätigt, obgleich er die Gabe des Ausdruckes in hohem Maße

besaß. Er war ganz auf die Durchführung seiner gerichtlichen und notariellen Arbeit eingestellt. Äußere Ehren und Titel zu erwerben, zeigte er wenig Anlage und Neigung, er hatte die trotzige Selbständigkeit der geistigen Arbeiter. Durch den Titel „Justizrat" war er ungenügend bezeichnet, nach seiner Tätigkeit hätte er eher den Namen „Friedensrichter" verdient.

So hat er bei mäßiger Lebensweise in steter Arbeit ein hohes Alter erreicht. Noch am Abend vor seinem Tode stand er arbeitend am Stehpult. Er starb am 27. Juli 1903 im 79. Lebensjahr an einem Schlaganfall und liegt in Grottkau begraben. Von der Familie meines Vaters habe ich nur seinen Vater Johann Ludwig Heinrich Sommer aus Pritzwalk und meinen Onkel Robert Sommer, aus Hermsdorf unter dem Kynast in Schlesien, gekannt — weitere Kunde über seine Familie habe ich erst im Laufe dieser Studie erhalten. — Mein Großvater väterlicherseits war Johann Ludwig Heinrich Sommer, geb. 29. Juli 1800 in Berlin, gest. im Mai 1882 in Wolmirstedt bei Magdeburg. Er war mit Caroline geb. Grammelsdorf, geb. im April 1804, gest. im September 1841, verheiratet.

Die Kinder dieses Ehepaares, das lange Zeit in Pritzwalk in der Priegnitz lebte, waren:

1. Carl Friedrich Adolph Sommer, geb. in Parchim in Mecklenburg am 24. Oktober 1824, gest. am 27. Juli 1903 in Grottkau in Schlesien.
2. Louise Henriette Sommer, geb. 7. VI. 1826, gest. 11. XI. 1894, verheiratet mit Theodor Voges, geb. 22. VIII. 1822 in Strausberg in der Mark.
3. Marie Eleonore, geb. 25. III. 1828, gest. 3. III. 1829.
4. Ludwig Heinrich Sommer, geb. 19. III. 1830, Färber in Mühlhausen in Thüringen (Sohn erster Ehe Carl, Färber in Mühlhausen), Frau zweiter Ehe Anna geb. Helmboldt.
5. Wilhelm Sommer, geb. 20. XI. 1831, Kaufmann in Meyenburg in der Ostpriegnitz, gest. 7. II. 1914, 83 Jahre alt.
6. Klara Auguste, geb. 11. VIII. 1833, gest. 22. VIII. 1833.
7. Gustav Sommer, geb. 2. I. 1835, unverheiratet, gestorben als Soldat im nordamerikanischen Krieg.
8. Karoline (Lina) Sommer, geb. 17. II. 1836, verheiratet mit Fritz Wenkebach aus Erxleben, Gärtner, gestorben in Wolmirstedt.
9. Adolf Sommer, geb. 23. VI. 1837, in hohem Alter in Mühlhausen i. Thür. gestorben.
10. Robert Sommer, geb. 30. X. 1838, als Baumeister in Hermsdorf unter dem Kynast gestorben.
11. Agnes Sommer, geb. 12. I. 1840, verheiratet mit Eduard Alscher, Berlin.
12. Wilhelmine (Minna) Sommer, geb. 14. II. 1841, verheiratet mit K. Schneider, Berlin.

Es waren also 6 Knaben und 6 Mädchen. Aus diesem Verzeichnis und der weiteren Deszendenztafel ergibt sich, daß der überwiegende Teil der Nachkommen des Johann Ludwig Heinrich Sommer sich im Handwerker- und Kaufmannsstand, also im mittleren Bürgertum befunden hat. Mein Großvater Johann Ludwig Heinrich Sommer war Färber, gehörte also auch zum Handwerkerstand. Es hat sich jedoch zu meiner Überraschung aus mehreren Urkunden herausgestellt, daß derselbe vorher studiert hat, und zwar Chemie. Seine Eltern waren jedoch früh gestorben und mein Großvater wurde offenbar durch die ungünstigen Vermögensverhältnisse gezwungen, sein akademisches Studium aufzugeben und sich zu einem praktischen Handwerk, zur Färberei, zu wenden. Das, was bei ihm mißlungen ist, nämlich der Aufstieg in einen akademischen Beruf, hat später bei meinem Vater, allerdings mit großer Mühe und vielen Entbehrungen, zum Erfolg geführt, indem er als einziger von den 6 Söhnen studieren konnte. Der Grund für diesen Gang der Familiengeschichte lag nach allem, was ich über die Geschwister meines Vaters weiß, nicht in Mangel an Begabung, sondern in der schlechten Vermögenslage der Familie, die es unbedingt notwendig machte, daß die Söhne, außer dem ältesten, meinem Vater, möglichst bald erwerbsfähig wurden. Mein Großvater Johann Ludwig Heinrich Sommer war trotz seiner bescheidenen Lebensstellung geistig sehr angeregt und erscheint mir in meinen Kindheitserinnerungen als ein sehr lebhafter und tätiger alter Mann, der durch weite Reisen, die er als junger Mensch gemacht hatte, gebildet war. Er war, sehr wahrscheinlich mit außerordentlich bescheidenen Mitteln, vermutlich mit Hilfe von Handarbeit, bis Belgrad gekommen, und hatte sich eine große Menge von praktischen Kenntnissen angeeignet. Er beurteilte Völker und Staaten von größeren Gesichtspunkten, als man sie im allgemeinen in seiner sozialen Schicht findet. Er war während meiner Kindheit öfter in unserem Hause in Grottkau und erzählte mir, dem Enkel, gern und viel von seinen Reisen. Ich erinnere mich, daß mir die Äußerungen des alten, aber geistig und körperlich sehr rüstigen Mannes immer den Eindruck des politischen Weitblickes gemacht haben. Körperlich hatte er mit den blaugrauen Augen, dem breiten Gesicht und dem damals schon weißen Vollbart einen ausgeprägten niederdeutschen Typus.

Von den Brüdern meines Vaters habe ich nur einen, meinen Taufpaten und Onkel Robert Sommer persönlich gekannt. Er lebte in Hermsdorf unter dem Kynast im Riesengebirge. Als Gymnasiast

war ich häufig in den Ferien bei ihm und bin ihm geistig sehr nahegetreten. Er zeigte in seiner ganzen Art den Charakter des Mannes mit selbsterworbenem Wissen. Als Sohn armer Eltern hatte er zeitig von der Schule abgehen müssen, um einen praktischen Beruf zu ergreifen. Er wurde dann, nach Erzählungen in der Familie, Feuerwerker beim Militär, was wohl eine Bezeichnung für Artillerist im jetzigen Sinne sein soll, ging dann zum Baufach und arbeitete in diesem in Hermsdorf. Für mich bot er immer ein Musterbeispiel für eine unter großen Schwierigkeiten erworbene Bildung. Er war unverheiratet und lebte vollständig in seinem eigenartigen Ideenkreise, in welchem er seine Umgebung zweifellos überragte. Er betrieb die Mathematik als Liebhaberei, hatte sich eine Anzahl mathematischer Lehrbücher angeschafft und in diesen selbständig, auf Grund seiner ursprünglich sicher geringen Schulkenntnisse, weitergearbeitet. Für mich war es auch noch als Oberprimaner eines guten schlesischen Gymnasiums zweifellos, daß er mir in diesem Gebiet überlegen war. Bei meinen Ferienbesuchen in seinem bescheidenen Hause in Hermsdorf war es für ihn eine Art von Sport, mir schwierige Aufgaben, z. B. trigonometrischer Art, vorzulegen, was ich entsprechend erwiderte. Im übrigen beschränkte sich die Bücherei des nicht sehr günstig gestellten Mannes auf eine vollständige Reuter-Ausgabe und ein Konversationslexikon. Was dieser Büchersammlung an Ausdehnung fehlte, wurde von dem Besitzer durch die Eindringlichkeit des Studiums im gewissen Sinne ersetzt. Robert Sommer kannte tatsächlich jede Szene aus Reuters Schriften mit allen Nebenumständen und lebte vollständig in dieser reichen Vorstellungswelt, in der sich ernste Lebensauffassung mit Humor verbunden zeigt. Ebenso beherrschte mein Pate das große Bildungsmaterial seines Konversationslexikons in außerordentlicher Weise, und zwar nicht nur im Sinne eines reinen Gedächtnisstoffes, sondern als Quelle eines vergleichenden Wissens, das er zum Verständnis der Dinge, die ihm im Leben und aus Zeitungen entgegentraten, heranholte. Ich war oft erstaunt, in welcher gründlichen Weise er irgend ein Thema aus den politischen Ereignissen auf Grund dieses Wissens und seiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe verfolgte.

Meine Kenntnis der väterlichen Familie war also eine sehr geringe, da mein Vater in seiner schweigsamen Weise fast nie über seine Verwandten redete, und ich damals noch gar nicht an familiengeschichtliche Dinge dachte. Erst aus seinem Nachlaß habe ich gesehen, daß er mehrfache Beziehungen zu seinen Geschwistern und

deren Kindern gehabt hat. Nennen hören habe ich ihn nach meiner Erinnerung nur noch die Brüder Ludwig Heinrich und Wilhelm Sommer, sowie die Familie Voges, d. h. die seiner Schwester Luise. Erst neuerdings hatte ich nach dem Tode von Wilhelm Sommer, der 1914, 83 Jahre alt, in Meyenburg starb, infolge der Erbschaft Gelegenheit, wenigstens einen Zug dieses Mannes wahrzunehmen. Ich ließ mir seine hinterlassenen Bücher schicken und fand dabei eine ganze Sammlung von alten und neueren Bibeln, Gesangbüchern, Katechismen, ungefähr seit dem Jahre 1700, also ein deutliches evangelisch-religiöses Interesse, im übrigen einen Roman unter dem Titel Ini von Voß mit charakteristischer Beschaffenheit: Es handelt sich darin um die Idee des lenkbaren Luftschiffes mit Hilfe der Abrichtung von Tieren, indem vor den Ballon abgerichtete Adler gespannt werden. Nachdem ich mich lange Zeit lebhaft einerseits für Luftschiffahrt und Flugprobleme, andererseits für Tierpsychologie interessiert hatte, habe ich für diese sonderbare Auslese aus der Romanliteratur volles Verständnis. Jedenfalls beweist schon diese kleine Bücherei, daß Wilhelm Sommer neben seinem Beruf noch andere geistige Interessen gehabt hat. Aus seinem Nachlaß stammt auch eine alte eichene, mit kunstvollen Beschlägen verzierte Truhe mit der Jahreszahl 1742 und den Buchstaben C. E. S., die wahrscheinlich aus der Familie Sommer herrührt.

Lange Zeit hat sich bei mir die Kenntnis meiner väterlichen Vorfahren, wie in sehr vielen Familien, auf Vater und Großvater beschränkt. Durch Anfrage bei dem Pfarramt der Marienkirche in Berlin, in der mein Großvater getauft war, konnte ich noch feststellen, daß mein Urgroßvater Johann Ludwig Sommer, Seidenknopfmacher, Bürger und Stadtdeputierter in Berlin war, am Neuen Markt Nr. 12 wohnte und am 23. II. 1809, alt 34 Jahr 10 Monate, am hitzigen Fieber gestorben ist, ferner, daß seine Frau Sophia Eleonore geb. Gerhardt am 2. VIII. 1809, also kaum ½ Jahr nach ihrem Gatten, alt 32 Jahr 7 Monate, an Entzündungsfieber gestorben ist, sowie daß aus dieser Ehe 4 Kinder stammen, nämlich Johann Ludwig Heinrich, geb. 29. VII. 1800, mein Großvater, — Ernst Friedrich Wilhelm Sommer, geb. 11. VI. 1802, gest. 8. VII. 1806 an Scharlach und Nervenfieber, Sophie Wilhelmine Henriette, geb. 20. IV. 1805 und Sophie Eleonore, geb. 30. VIII. 1807.

Aber darüber hinaus versagte jeder Versuch, Klarheit über die Vorgeschichte der Familie zu bekommen, und während ich schon im Lauf meiner Studien von der Untersuchung einzelner geistiger

Funktionen zur Analyse der Gesamtanlage und dadurch zur Familienforschung gelangt war, war meine eigene Familiengeschichte ganz dunkel. Erst durch die persönliche Bekanntschaft mit einer Nichte meines Vaters, Frau Minna Schuster, geb. Voges, geb. 17. V. 1851, einer Tochter von Luise Sommer verh. Voges, bekam dies Suchen eine andere Wendung. Frau Minna Schuster lebte als Witwe des Kunstschlossermeisters Voges, geb. 26. XII. 1840, gest. 28. VIII. 1902, in Stralau bei Berlin. Gelegentlich eines Vortrages, den ich in Berlin hielt, lernte ich sie kennen und erfuhr dabei folgendes:

1. daß mein Großvater oft bei einer Cousine, verh. Müller, in ihrem Haus an der Fischerbrücke in Berlin verkehrt hatte.

2. daß bei deren Enkelin, Frau Seiffert geb. Müller, in Berlin ein Stammbaum erhalten sein sollte. Diese Angaben haben sich völlig bestätigt, so daß nun der Weg zur weiteren Erforschung der Familie Sommer gegeben war. Von Frau Seiffert in Berlin erhielt ich zuerst eine Abschrift, später das Original der Familienurkunde, die von Berlin nach Treptow an der Tollense, also aus der Mark Brandenburg nach Pommern führte und weitere Aufklärung gebracht hat.

I, 2. Die Familienurkunde.

An dieser Urkunde, vgl. Seite 296 und 297, treten folgende Züge hervor:

1. Ihre Erhaltung hängt mit den Einträgen in dem evangelischen Andachtsbuch zusammen, das als Geschenk eines Freundes von Christian Friedrich Wilhelm Sommer pietätvoll bewahrt wurde.

2. Auch die Nachkommen haben das Buch und die Urkunde in Ehren gehalten. Die Tochter des Chr. Fr. Wilh. Sommer, Friedrika Loysa, geb. 1. Dez. 1796, verheiratete Müller, ist die Großmutter von Frau Seiffert geborene Müller, der ich die Sendung des Buches verdanke. Die Familienüberlieferung wurde also in der weiblichen Linie Sommer-Müller-Seiffert bewahrt, ein lehrreiches Beispiel für den Gang von solchen Erbstücken.

3. Die realistische Genauigkeit und Vorsorglichkeit der Einträge. Christian Fr. W. Sommer hat im voraus hinter seinen Namen die Worte „und gestorben . . . an . . .“ geschrieben, so daß seine Kinder die Worte „den 2. Dezember 1814“ und „Nervenfieber“ ergänzen konnten. Es erinnert mich das sehr an die besonnene Ruhe, mit der mein Vater sein Ableben vorbereitet hat, indem er z. B. Freunde,

die er gerne noch einmal sehen wollte, nach den ersten Zeichen seiner Krankheit zu sich einlud und bewirtete.

4. Bemerkenswert ist der gleichartige Stand einer Reihe der in der Urkunde genannten Personen. Christian war ebenso wie der Stifter des Buches, Staack aus Braunschweig, Knopfmachergeselle, später Meister, und zwar Posamentier, d. h. Seidenknopfmacher. Von seinen Brüdern Karl Friedrich August, geb. 4. März 1772, Joh. Ludewig, geb. 22. April 1774 und Gottlob Heinrich, geb. 9. Mai 1779, treten zwei in den Einträgen als Taufzeugen auf, nämlich bei Friederika Loysa: Carl Sommer, Posamentiergeselle, und Ludwig Sommer, Knopfmachergeselle, ferner bei dem Sohne Johann Friedr. Wilhelm: Johann Ludewig Sommer als Knopfmachermeister, was er also zwischen 1796 und 1799 geworden sein muß. Johann Ludwig Sommer ist mein Urgroßvater. Auch Mons. Wilhelm Gerhart, wie sich herausgestellt hat, der Schwiegervater meines Urgroßvaters Johann Ludwig Sommer, war Knopfmachermeister. Auch die anderen Paten sind aus ähnlichen Berufskreisen. Herr Meinhoff war Knopfmachermeister, Herr Peschke Seidenknopfmacher, Herr Nauck Seidenwürkermeister, Herr Froh Pantoffelmachermeister, Herr Lembke und Herr Schreib Schneidermeister. Das Knopfmacher- und Posamentiergewerbe tritt in der Urkunde als eine Art Familienberuf in den Vordergrund, was sich weiter bestätigt hat. Es lag wahrscheinlich eine besondere Neigung und Anlage zur eigentlichen Handarbeit zugrunde, so daß sich dieser Beruf, verstärkt durch familiäre Beziehungen, in der Familie häuft.

5. Nach der Urkunde war der Vater des Christ. Fr. W. Sommer: Friedrich Wilhelm Sommer, geb. in Treptow an der Tollense am 15. Febr. 1742, gest. 9. April 1799.

Die Prüfung der Kirchenbücher in Treptow an der Tollense ergab, daß dieser der Sohn des Bürgermeisters A. L. Sommer in Treptow war, der 1749 gestorben ist. Ferner ergab die Nachfrage bei der Bürgermeisterei in Treptow, daß über diesen Mann eine Reihe von Akten erhalten sind, so daß nunmehr die Erforschung der Familie Sommer eine feste Grundlage bekam.

I, 3. Der Bürgermeister A. L. Sommer in Treptow an der Tollense, † 1749.

Nach den Urkunden der Stadt Treptow a. d. Tollense, deren Kenntnis ich Herrn Bürgermeister Dr. Hasse verdanke, kam A. L. Sommer im Jahre 1734 als Stadtsekretär nach Treptow a. d. Toll.,

I, 2. Die Familien-Urkunde.

Der Stammbaum der Familie Sommer von der Mitte des XVIII. bis zu Anfang des XIX. Jahrhunderts befindet sich handschriftlich auf einigen Blättern, die einem evangelischen Andachtsbuch von Carl Heinrich von Bogatzky „Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes", 33. Auflage, Halle, 1792 vorgeheftet sind. Er ist von C. F. W. Sommer, der am 13. Januar 1768 geboren war, geschrieben. Auf dem I. Blatt ist von dessen Hand vermerkt:

„Dieses Buch habe ich von dem Knopfmacher Gesellen Staack gebürtig aus Braunschweig zum Geschenk erhalten. 1794, den 15. Oktober." Das Buch zeigt Querformat 11 : 8,5 cm, ist in schwarzem Leder gebunden, hat Goldschnitt und trägt in Goldpressung vorn die Buchstaben F. W. S., auf der Rückseite die Jahreszahl 1794.

Die Urkunde lautet:

Mein Vater Friedrich Wilhelm Sommer wurde geboren in Treptow an der Tollense den 15. Febr. 1742 — und gestorben an der Wassersucht den 9. April 1799.

Meine Mutter Anna Dorothea, geborene Rothen, ist geboren in Storkow den 10. October 1735 — und gestorben an der Abzehrung den 9. Januar 1800.

Wurden getraut den 6. April 1766. — Wir Kinder sind alle in Berlin geboren und in der Georgen-Kirche getauft.

Ich C. F. W. Sommer bin geboren in Berlin den 13. Jan. 1768 — und gestorben (den 2. Dez. 1814) an (Nervenfieber)[1].

Anna Dorothea geboren den 25. Januar 1770 — und gestorben den 23. April an den Zähnen 1771.

Carl Friedrich August ist geboren den 4. März 1772 — und gestorben den (23. September 1831) an der (Cholera).

Joh. Ludewig ist geboren den 22. April 1774 — und gestorben am Nervenfieber d. 23. Febr. 1809, alt geworden 34 J. 10 Mte.

Maria Dorothea Charlotte geboren den 18. Sept. 1776 — und gestorben an der rothen Ruhr im Junius 1778.

Gottlob Heinrich ist geboren den 9. May 1779 — und gestorben an der Brustkrankheit den 20. Februar 1812, alt geworden 32 J., 9 Mte, 11 Tage.

---

[1]) Das Eingeklammerte später von anderer Hand ergänzt.

Christ. Friedr. Wilh. Sommer in Berlin geb. den 13. Januar 1768
meine Frau Marie Loyse, geb. Koch, geb. in Berlin den 28. Februar 1764
wurden beiderseits getraut in Nicolai den 19. April 1795.
Unsere Kinder sind alle in Berlin geboren und in Georg getauft.
Friederika Loyse geboren den 1. Dezember 1796 früh 1 Uhr.
Johann Friedr. Wilhelm geboren d. 21. October 1799 früh 3 Uhr.
Ein Sohn welcher nicht die Taufe erhielt d. 7. Jan. 1801 abds· 9 Uhr
Johann Ludewich geboren den 5. Juni 1803 Abends 5 Uhr

Ferdinand Heinrich Eduard geb. den 23. Oct. 1805 früh 4 Uhr.

Namen der Taufzeugen.

Bei meiner Tochter F. Loyse.

Herr Froh Pantoffelmacher Mst.	Meine Mutter
Herr Roth als Großvater	Mad. Peschken
Carl Sommer, Posamentierer G.	Mams. Metzner jetzt Nauck
Ludwig Sommer Knopfmacher Ges.	Mad. Meinhoff.

Bei Johann Friedrich Wilhelm.

Herr Meinhoff, Knopfm. Mst.	Mad. Froh
Schwager Fischer	Mad. Staack
Mons. Gerhart Wilh. Knopfm.	Schwägerin Sommer, Posamentier
Herr Nauke, Seidenwürker Mstr.	Madmoisel. Langbein
Herr Peschke jun., Seidenknopfmacher	Item Mesken
Joh. Lud. Sommer, Knopfmacher Mstr.	Item Andree

(gestorben den 2. Dezember 1814 am Nervenfieber).

(und gestorben den 3. May 1837 früh 3 Uhr am Schlagfluß).

starb an Schwäche früh 4 Uhr den 9. Januar 1801.
erhielt die Nottaufe und starb an Krämpfen den 15. Juni 1803 vormittags 9 Uhr.

Meine Kinder sind alle in der Georgen Kirche getauft.

1803 bei Johann Ludewich. Erhielt die Nottaufe und wurde 10 Tage alt.

Herr Gerhart	Amalia Meinhoff
	Frau Witwe Andree
	M. Schwester Sommer, geb. Gerhard.

1805 Ferdinand Heinrich Eduard.

Herr Lempke, Schneider Mstr.	Mad. Meinhoff
Herr Schreib, Schneidermstr.	Mad. Wolf aus Pritzwalk
Koch als Schwager	Mad. Sommer geborene Andree
Heinrich Sommer	Mad. Hillebrandt.
Friedrich Gerhart	

wurde 1738 Richter und 1745 Bürgermeister der Stadt, seine Tätigkeit bis zu dem am 18. IX. 1749 erfolgten Tode umfaßt also 15 Jahre. Um das Leben dieses Mannes, dessen Bild aus den Akten der Stadt Treptow sehr charakteristisch hervortritt, zu verstehen, müssen wir uns mit dem Schauplatz und den Zeitverhältnissen genauer vertraut machen. In der Schrift „Zur Geschichte der Stadt Treptow a. d. Tollense“[1]) findet sich darüber (S. 12) folgendes:

„Durch den Stockholmer Frieden nach Beendigung des Nordischen Krieges fiel 1720 Vorpommern bis zur Peene, also auch Treptow, an Preußen. Hundert Jahre lang, während des Dreißigjährigen Krieges und unter der schwedischen Herrschaft hatte die Stadt sehr viel gelitten; die Finanzen waren zerrüttet, der äußere Schmuck dahin. Auf einer noch vorhandenen Ansicht der Stadt vom Jahre 1734 fehlt bereits die pyramidalische Spitze des St. Petri-Kirchturms, ebenso die Spitze des Turmes der Heiligen Geistkirche und des Turmes am Mühlentor. Die St. Nikolaikirche ist nicht mehr vorhanden, und das Rathaus ist nur noch eine Ruine. Auch das Schulhaus war gänzlich verfallen und es mußte ein solches neu erbaut werden, wozu vom König Friedrich Wilhelm I. 1737 eine Beihilfe von 150 Talern und das nötige Bauholz bewilligt wurde.

Die Stadt war damals nur verhältnismäßig gering bevölkert; sie zählte 1740 nur 1611 Einwohner, welche nicht imstande waren, dem Stadtsäckel aufzuhelfen. Um die Schulden der Kämmerei abzumindern, schritt man deshalb im Jahre 1743 dazu, die teils bis zu 22 Fuß hohen Wälle abzutragen und in Gärten umzuwandeln, welche dann den Bürgern verkauft wurden.

Wie kläglich es um die städtischen Finanzen und die Verwaltung aussah, ergeben die Verhandlungen über den Wiederaufbau des Rathauses. Schon 1721 hatten Bürgermeister und Rat, wie aus einem vorläufigen Bescheide der kgl. Kommissariatskanzlei zu Stargard hervorgeht, um Beihilfe zur Reparatur „des vorsorglich niederfallenden Rathauses“ gebeten, und 1725 wurde beschlossen, weil das Rathaus dem gänzlichen Einfalle drohte, die Dachziegel und Sparrhölzer abzuheben. Im Jahre 1744 ist in einer Verfügung der Kriegs- und Domänenkammer bereits davon die Rede, daß auf dem Platze, wo ehedem das alte Rathaus gestanden, ein Kornmagazin mit Montierungskammer gebaut werden solle. Das Rathaus mußte also damals schon ganz abgebrochen gewesen sein, während es 1734 noch als Ruine vorhanden war. Dieses zweite Rathaus Treptows hat mithin vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, also etwa 250 Jahre, gestanden.

Nach vielfachen Verhandlungen wandte sich der Magistrat im Jahre 1746 mit einer Petition an den König Friedrich II., welcher sich damals zu Rheinsberg befand. Es wurde darin u. a. vorgestellt, daß die Kämmerei so mittellos sei, daß das infolge der Kriege ruinierte und abgebrochene Rathaus nicht wieder habe aufgebaut werden können und deshalb seit vielen Jahren ein Privathaus zur Abhaltung der Ratstage und Aufbewahrung des Stadtarchivs habe benutzt werden müssen, und der Antrag ging dahin, zur Erbauung des Rathauses eine Kollekte durch das Königreich zusammenzulegen, auch das

[1]) Aus der Druckerei von Ahlert in Treptow a. Toll.

erforderliche Bauholz aus königlicher Heide zu bewilligen. Mit dieser Petition wurde der Syndikus Wittler abgesandt, und der Major Chasot, der mit seiner Eskadron hier in Garnison gelegen hatte und sich gegenwärtig im Gefolge des Königs befand, um Fürsprache gebeten. Der Erfolg war die Hergabe freien Bauholzes und eine Beihilfe von 300 Talern, und so kam denn endlich im Jahre 1748 der Bau des Rathauses von Fachwerk und des bereits 1868 abgebrochenen Magazingebäudes zustande.

Gerade während der hier behandelten Zeit hat mein Stammvater von 1734—1749 in dieser Stadt gewirkt, da er 1734 Stadtsekretär wurde und 1749 dort als Bürgermeister gestorben ist. Bei einem Besuch der Stadt im Jahre 1912 sah ich mehrere alte, interessante Ziegelbauten, besonders das Berliner Tor. Treptow liegt an einer alten Straße zwischen Berlin und Stralsund, etwas nördlich von Neubrandenburg, und hat in alter Zeit, trotz der obigen trostlosen Schilderung, sicher eine gewisse militärische und kommerzielle Bedeutung in diesem Teile von Pommern, an der Durchgangsstraße von Berlin nach Norden zur See, gehabt.

Es läßt sich in den Akten genau verfolgen, wie mein Vorfahre Stadtsekretär, Richter und Bürgermeister von Treptow geworden ist. Dabei ergeben sich eine ganze Reihe von Einblicken in die Zeitverhältnisse, bei denen es sich in Pommern um die allmähliche Durchdringung mit preußischem Einfluß unter der Regierung von Friedr. Wilhelm I. und Friedrich II. gehandelt hat, und es tritt merkwürdigerweise die Figur des geschichtlich wohlbekannten Kanzlers von Grumbkow mit in den Gesichtskreis.

In bezug auf die Anstellung meines Stammvaters als Stadtsekretär liegen folgende Akten vor:

1. Aufforderung der Kgl. preuß.-pommerischen Kriegs- und Domänenkammer in Stettin vom 7. IV. 1734 an den Bürgermeister und Rat der Stadt Treptow zum Vorschlag eines neuen Stadtsekretärs.
2. Schriftliche Bewerbung des A. L. Sommer aus Clempenow vom 13. April 1734 an den Rat der Stadt Treptow an der Tollense.

   Es geht daraus hervor, daß sich der Bewerber „auff hohe Recommandation des wirklichen Geheimbde Etats Ministre und Canzlers Excell. Frhr. v. Grumbkow“ vorher schon zweimal persönlich gemeldet hatte. Leider fehlen alle genaueren Angaben über die Personalien, vermutlich gerade weil A. L. Sommer dem Rat schon persönlich bekannt war.
3. Drei Briefe des Ministers von Grumbkow mit dringender Empfehlung des A. L. Sommer.
4. Bestellung des A. L. Sommer als Stadtsekretär.
5. Drei Schreiben der kgl. Domänenkammer in Stettin, das letzte mit der Bestätigung seiner Bestallung.

Ich gebe aus diesen für die Umwelt meines Stammvaters sehr charakteristischen Aktenstücken[1]) nur die drei Briefe des Ministers von Grumbkow wieder:

Productum et probatum d. 2. April 1734.

Hoch und Wohl Edle, Hoch und vielgelehrte Herren.

Als der Sekretarius Bartholdi in Treptow verstorben und der Candidatus Sommer sich zu dieser Bedienung hinwiederumb bey Ew. Hoch und Wohl Edle angeben wird; So will ich dieselbe hiermit ersuchet haben, auf diesen Competenten vor allen an deren Reflexion zu machen, weil ich Ihn wohl kenne und an der zu solcher Bedienung erforderte Capacite nicht auszusetzen sein wird. Mir geschieht darunter ebenermaßen eine Gefälligkeit, und werde dagegen bemüht sein auf alle Art zu zeigen, daß ich bin

Ew. Hoch und Wohl Edle, Meiner hoch und vielgelehrte Herren Dienstdiener
Grumbkow.

Cartelow, den 2. April 1734.
Magistr. in Treptow.

Prod. et prob. 20. April 1734.

Hoch und Wohl Edle, Hoch und vielgelehrte Herren.

Ich vernehme, daß Magistrat den von mir recommandierten Sommer bei dem vacanden Stadtsekretariat zurückgesetzt und einen anderen erwählet. Dieses, wenn es so sein sollte, nimbt mich sehr wunder und erwarte mit erster Post Nachricht, welcher Gestalt Magistrat das wohl angestellt und warumb meine Recommandation aus der Acht gesetzt worden. Ich werde nach erhaltener Nachricht nicht viel Complimenten mehr machen, sondern zeigen, daß ich Präsidente bin, beharre

Ew. Hoch und Wohl Edle, meiner hoch und vielgelehrten Herren ergeb. Diener
Grumbkow.

Stettin, den 17. April 1734.
Magistrat zu Treptow.

Hoch und Wohl Edle Herren, hoch und vielgelehrte Herren.

Es ist mir lieb, aus Ew. Hoch und Wohl Edlen an mich abgelassenen Schreiben zu lesen, daß Sie bei Besetzung des vacanten Stadtsekretariats auf einen gesunden Menschen reflektieren und dabey meine Recommandation in Obacht nehmen wollen.

Ich werde wieder zeigen, daß ich allstets bin

Ew. Hoch und Wohl Edle usw. Dienstdiener
Grumbkow.

Stettin, 24. April 1734.

---

[1]) Leider war es mir nicht möglich, zum Zweck der Korrektur die Akten nochmals zu erhalten.

In diesen Akten interessiert uns zunächst die Person des Kanzlers von Grumbkow und sein sehr energisches Eintreten für meinen Stammvater. Sein erster Brief aus Kartelow an den Magistrat von Treptow ist schon am 2. April, also vor dem offiziellen Schreiben der Domänenkammer vom 7. April 1734 abgefaßt, die weiteren aus Stettin vom 17. und 24. April zeigen seine zuerst zornige, dann freundliche Reaktion auf das Verhalten des Magistrats. Ferner kommt für die Familiengeschichte in Betracht, daß Clempenow, der Ort, von dem aus Abraham Ludwig Sommer im Jahre 1734 das Schreiben an den Magistrat von Treptow richtete, und der etwas nördlich von dieser Stadt liegt, eine Domäne war, die zur Domänenkammer in Stettin gehörte. Faßt man diese Tatsache ins Auge und bringt sie mit der Empfehlung durch den Kanzler von Grumbkow in Verbindung, so wird es wahrscheinlich, daß A. L. Sommer, bei seiner Bewerbung um die Sekretärstelle bei der Gemeinde Treptow a. d. Toll., schon vorher im kgl. preuß. Staatsdienst, vielleicht bei der Domäne in Clempenow war. Leider sind die Kirchenbücher von Golchen, wozu Clempenow gehört, aus jener Zeit verbrannt. Sicher ist, daß A. L. Sommer von dem Kanzler von Grumbkow lebhaft empfohlen wurde, und der ganze Vorgang erscheint als Teil eines allgemeinen Prozesses, nämlich des Eindringens preußischen Beamtentums in die Gemeindeverwaltung der früher schwedischen Landesteile.

In einem Punkt der oben zitierten Chronik der Stadt Treptow treffen wir noch auf eine geschichtlich bekannte Persönlichkeit, nämlich auf die des Major Chasot, der in der Geschichte von Pommern ehrenvoll erwähnt ist. Der Major Chasot, der in den schlesischen Kriegen sich großen Ruhm erworben hat, war also Kommandeur der in Treptow liegenden Schwadron, und es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß als Patin des am 19. Febr. 1743 getauften Fr. W. Sommer die Frau eines Offiziers auftritt, der wohl zu der Schwadron des Major Chasot gehört hat. Bei diesen Beziehungen ist es erklärlich, daß der Major Chasot, der unterdessen die Gnade seines Königs erlangt hatte, von seiten des Bürgermeisters A. L. Sommer zum Vermittler bei dem König gemacht worden ist, als es sich im Jahre 1746 um den Wiederaufbau des Treptower Rathauses handelte. Diese Vermittlung war, wie die Chronik angibt, von Erfolg, da eine Landeskollekte für diesen Zweck gestattet und außerdem Holz aus den Domänen frei geliefert wurde.

Hier tritt nun die Gestalt des großen Königs selbst im Hinter-

grunde dieser Familiengeschichte hervor. Nach der Chronik war er damals in Rheinsberg; da die ersten beiden schlesischen Kriege in den Jahren 1740 und 1744 stattgefunden haben, so trifft die Zeitangabe auf die Zeit nach Abschluß des zweiten schlesischen Krieges zu. Hier erkennen wir die zeit- und weltgeschichtliche Umgebung, in der sich die hauptsächliche Wirksamkeit meines Stammvaters abspielt. Die Ereignisse des gewaltigen Kampfes, den der große Friedrich um die Zukunft von Preußen führte, bildet die Umwelt dieses Lebens, der Wiederaufbau einer durch die Kriegsereignisse der vorhergehenden Jahrzehnte stark geschädigten Stadt war anscheinend die Lebensaufgabe meines Stammvaters.

Über dessen weitere Entwicklung in Treptow geben die dortigen Akten Auskunft. Es ist zunächst ersichtlich, in welcher Weise A. L. Sommer neben seinem Amte als Stadtsekretär zum Richter wurde. Die betreffenden Urkunden sind folgende:

1. Eingabe des Stadtsekretärs Sommer von Treptow a. d. Tollense vom 6. September 1738 an die Kgl. Majestät mit der Bitte, ihm das Richteramt zu übertragen.
2. Schreiben der Kgl. preuß.-pom. Kriegs- und Domänenkammer an den Rat der Stadt Treptow mit der Aufforderung, sich über die Übernahme des Stadtrichterdienstes durch den Sekretär Sommer zu äußern. — Stettin, am 9. September 1738.
3. Aufforderung der Kriegs- und Domänenkammer, den Vergleich zwischen dem Sekretär Sommer und dem noch lebenden Stadtrichter Lütkemann einzusenden.
4. Einsendung des Vergleichs durch den Rat.
5. Bericht des Magistrat an den König, worin die Übertragung der Richterstelle an den Stadtsekretär Sommer erbeten wird.
6. Vergleich zwischen dem Richter Lütkemann und dem Sekretär Sommer: Kund und zu wissen sey hiermit, daß zwischen dem Richter Lütkemann und dem Stadtsekretario Sommer folgender Vergleich wegen des Iudicats aufgerichtet worden, nehmlich:
   I. Wenn Sr. Königl. Majestät allergnädigst geruhen, dem Stadtsekretario Sommer den Königl. Richterdienst zu konferieren, verspricht derselbe, alle in dem richterl. Officio vorfallende Sachen über sich zu nehmen.
   II. Verspricht der Stadtsekretarius Sommer sodann dem alten Richter Lütkemann von allen vorfallenden accidentien (denn stehendes Gehalt ist nicht vorhanden), sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, jederzeit die Hälfte richtig abzugeben. Welches sich der alte Richter Lütkemann gefallen lässet. Zu mehrerer Versicherung haben diesen Vergleich sowohl der alte Richter Lütkemann als der Stadtsekretarius Sommer eigenhändig unterschrieben und untersiegelt, so geschehen Treptow an der Tollense den 25. Oktober 1738.

Paulus Lütkemann A. L. Sommer
Sekretar. Civitat.

Unter dem Namen Lütkemann befindet sich sein Siegel mit den Anfangsbuchstaben. Unter dem Namen des Sekretärs Sommer das seine. Dies ist oval. Im oberen Teil befindet sich halbkreisförmig die Inschrift: „Avec l'aide de dieu". Das a ist aus dem Siegel herausgesprungen, jedoch jedenfalls zu ergänzen. Unter dem mittleren Teil der Schrift befindet sich eine Sonne mit Strahlen, darunter in pyramidenförmigem Aufbau eine Zeichnung, die nur zum Teil deutlich erkennbar ist. Rechts unten befindet sich deutlich die Figur eines Mannes mit kurzer Jacke, das linke Bein nach vorn, das rechte nach rückwärts gestellt, die Arme gehoben. Links vor ihm befinden sich im Siegel mehrere Wülste, die Garben darstellen können. Vielleicht soll ein Bauer erntend dargestellt sein. Die Pyramide ist mit einer Art Krone mit drei zipfelartigen Ausläufern bedeckt. Die über der Krone befindliche Sonne eventuell auch die Garben legen den Gedanken nahe, daß es sich um ein sogenanntes redendes Wappen in bezug auf den Namen Sommer handelt.

7. Verfügung der Kriegs- und Domänenkammer vom 29. Oktober 1738, daß der Vergleich zwischen dem Stadtsekretär Sommer und dem alten Richter Lütkemann genehmigt worden ist.
8. Verfügung des Königs Friedrich Wilhelm I. vom 25. November 1738 an den Kriegsrat Mayen. Genehmigung zur Iudikation des Stadtsekretärs Sommer als Stadtrichter.

In diesen Urkunden sind für die Familiengeschichte zwei Punkte von Wichtigkeit:

1. A. L. Sommer begründet seine Eingabe im Jahre 1738 damit: „weil bereits ins 5te Jahr allhier Stadtsekretarius gewesen und bei dem sehr schlechten Gehalt nicht soviel erwerben können, daß ich meine heranwachsende Familie zu ernehren vermögendt gewesen usw. . . ." Nach dem Kirchenbuch von Treptow ist später seine Witwe im Jahre 1772, über 50 Jahre alt, gestorben, war also 1722 geboren. Sie muß sonach im Jahre 1734, als A. L. Sommer sein Amt als Stadtsekretär antrat, erst 12 Jahre alt gewesen sein und im Jahre 1738, als er seine Eingabe wegen des Richteramts schrieb, erst 16 Jahr, kann also unmöglich als Mutter der im Jahre 1738 als heranwachsend bezeichneten Familie gelten. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die im Jahre 1772 verstorbene Witwe die zweite Frau des A. L. Sommer gewesen ist. Dazu stimmt auch der Umstand, daß in dem Kirchenbuch von Treptow noch ein am 4. Aug. 1735 getaufter Sohn Ernst Peter Josua Ludwig verzeichnet ist. Die 1738 erwähnte heranwachsende Familie ist also sehr wahrscheinlich schon vor Antritt seines Amtes in Treptow in einem anderen Ort geboren, und es war weiter zu prüfen, ob sich in den Kirchenbüchern des Ortes Clempenow bei Treptow weitere Notizen über die Familie finden lassen. Leider hat dieser Weg nicht zum Ziel geführt.

Clempenow gehört zur Pfarrei Golchen, deren Kirchenbücher aus jener Zeit bei einem Brande vernichtet worden sind.

Jedenfalls muß damit gerechnet werden, daß Friedr. Wilh. Sommer Stiefgeschwister vom gleichen Vater gehabt hat.

2. Die Übernahme des Richteramtes durch A. L. Sommer beweist, daß er rechtskundig war, also Jurisprudenz studiert hat.

Nachdem A. L. Sommer im Jahre 1734 Stadtsekretär, im Jahre 1738 Stadtrichter geworden war, wurde er 1744 zum Bürgermeister gewählt. Hierüber liegt in den Akten vor:

1. Ein Brief aus der Domänenkammer in Stettin vom 31. Oktober 1744, beginnend mit „mein guter Herr Sekretär Sommer", und bezieht sich auf die Bürgermeisterstelle.
2. Eine Bescheinigung vom 14. April 1745 aus Berlin, daß der neu ernannte dirigierende Bürgermeister bisher Stadtsekretär Sommer in Treptow bestimmte Abgaben an die Kgl. Rekrutenkasse entrichtet hat.
3. Ein Bericht des Bürgermeisters und Rates in Treptow (unterzeichnet A. L. Sommer, Wiebelitz und Schröder) an den Kriegs- und Domänenrat wegen des neuen Sekretärs Wittler aus Halle.

Jedenfalls ist durch diesen Aktenbefund die Gestalt meines Stammvaters in ziemlich klares Licht gesetzt worden. Er steht durch seinen Amtsantritt als Stadtsekretär, die Übernahme des Richteramtes und seine Tätigkeit als Bürgermeister in enger Beziehung mit dem Preußentum unter Friedrich Wilhelm I. und besonders Friedrich dem Großen, der damals noch nicht der Alte Fritz, sondern der jugendliche Herrscher war, der durch den Kampf gegen Österreich und die Erwerbung neuer Gebietsteile in den ersten beiden schlesischen Kriegen die Grundlage für die Großmacht eines im deutschen Sinne tätigen Preußens schuf. —

Für die Familiengeschichte wäre es nun von großer Bedeutung, die Abstammung des Mannes zu ermitteln, dessen nahe Beziehungen zu dem Kanzler von Grumbkow zwar nicht sicher, aber doch mit einiger Wahrscheinlichkeit, darauf deuten, daß er oder seine Familie schon irgend welche Verdienste um die Interessen des preußischen Staates sich erworben hatte. Der einzige Fingerzeig, den ich für die weiteren Ermittlungen hatte, bestand darin, daß aus der Übernahme des Richteramtes geschlossen werden kann, daß er Jurisprudenz studiert hat. Ich habe daher, für die Zeit von 1700 an, die Matrikeln einer Reihe der damaligen deutschen Universitäten, soweit sie im Druck vorliegen, auf Studenten mit Namen Sommer durchgesehen. Nachdem ich in den Matrikeln von Halle, Frankfurt a. O. und anderen Universitäten keine Spur gefunden hatte, die irgendwie

durch Namen oder Herkunft eine Beziehung zu dem A. L. Sommer aufwies, fand ich schließlich in der Matrikel von Jena einen Eintrag vom 5. Okt. 1728, der zum Ausgangspunkt für weitere Klarstellungen werden kann. Er bezieht sich auf einen Studenten A. L. Sommer aus Danzig. Auf dieser Spur wendete ich mich an die Kirchenbehörde von Danzig, konnte jedoch nichts Bestimmtes ermitteln. Somit war es auf diesem Wege nicht möglich, die Abkunft des A. L. Sommer klarzustellen. Eine weitere Spur liegt vielleicht in dem Wappensiegel, das A. L. Sommer bei dem Vergleich mit dem Richter Lütkemann benutzt hat.

I, 4. Die Frage der adeligen Abkunft.

Nach einer Mitteilung meiner Blutsverwandten Frau Minna Schuster geb. Voges soll in der Familie Sommer die Überlieferung adeliger Abkunft aus einer Familie von Sommerfeld bestanden haben. Es wird danach behauptet, daß der Vater des Friedrich Wilhelm Sommer seinen Adel wegen seines bürgerlichen Berufs abgelegt hat. Bei der Nachprüfung der Stammtafel hat sich herausgestellt, daß jedenfalls der Vater des 1799 geborenen Friedrich Wilhelm Sommer, nämlich der 1768 in Berlin geborene Christian Friedrich Wilhelm, sowie dessen Vater Fr. Wilhelm, geboren in Treptow a. d. Toll. am 15. Februar 1742, keinesfalls adelig gewesen sind. Es könnte sich nur darum handeln, daß die Angabe sich auf den Vater des 1742 geborenen Friedrich Wilhelm Sommer bezieht, also auf den Richter Sommer in Treptow, dessen Wappen wir oben besprochen haben. Vielleicht kann die Untersuchung des oben beschriebenen Wappensiegels und die weitere Untersuchung über die Herkunft des Richters Sommer Licht in diese bisher unentschiedene Frage bringen. Faßt man die ganze Reihe bis zur Gegenwart ins Auge, so ist sicher, daß einschließlich meiner Person 6 Generationen in bürgerlichen Berufen tätig gewesen sind, und daß sich seit dem Richter Sommer in der ganzen umfangreichen Abkunft keine Person adeligen Standes findet.

Obgleich bei dieser Sachlage die Behauptung einer adeligen Abkunft ganz unerwiesen ist, ist die Frage doch von Interesse in bezug auf einen Aufsatz, der im Deutschen Herold in Berlin in Nr. 1 vom 5. Juni 1907 erschienen ist. „Ein weiterer erloschener Zweig des von Sommerfeldtschen Geschlechtes, ursprünglich Sommer oder von Sommer.“ Danach ist am 19. September 1786 der Geheime Stiftsrat Christian Friedrich Sommer unter dem Namen Sommer

von Sommerfeldt geadelt worden, was mit der Angabe in Siebmachers Wappenbuch des preußischen Adels, 1878, Bd. 3, S. 384, stimmt. Dieser Christian Friedrich Sommer hat aber mit unserer Sommer-Familie bisher keinerlei Zusammenhang. Er stammt nach dem Aufsatz im Herold von einem Hans Sommer ab, der Kalkant und Totengräber an der St. Petrikirche in Berlin-Kölln, später Küster an der Jerusalemer Kirche in Berlin war, und dessen Sohn die hohe und einflußreiche Stellung eines Geh. Stiftsrates, sowie den Adel für sich und seine Söhne erlangte. Sein Vater Hans Sommer soll adeliger Abkunft und vor seiner Tätigkeit an der St. Petrikirche Offizier gewesen sein. Nach einer dem Aufsatz beigegebenen Stammtafel hängt Hans Sommer mit einer thüringischen Adelsfamilie von Sommer zusammen, es wird aber in dem Aufsatz die Frage erörtert, ob eine nachträgliche Fälschung des Kirchenbuches von seiten des Küsters Sommer vorliegt, um die Nobilitierung seines Sohnes zu erleichtern. Die Streitfrage ist rein genealogisch sehr interessant, ich kann jedoch hier nicht weiter darauf eingehen. Für uns sind dabei nur folgende Punkte von Interesse.

1. Wenn 1786 in Berlin, wo meine Vorfahren damals lebten, ein Christian Friedrich Sommer unter dem Namen von Sommerfeld geadelt wurde, so ist eine Vermischung der Familienüberlieferungen psychologisch leicht denkbar, wobei auch die Umkehrung der Reihe in von Sommerfeld-Sommer erklärlich ist. Es läge dann ein Fall von Kontamination (Zusammenziehung) vor.

2. Bemerkenswert ist, daß die Vorgeschichte der 1786 geadelten Familie Sommer auf einen an der St. Petrikirche in Berlin-Kölln tätigen Hans Sommer führt, während meine Familiengeschichte Beziehungen zu der nahe dabei in Alt-Berlin gelegenen St. Nikolaikirche hat. Es ist das aber vorläufig eine ganz äußerliche, räumliche Annäherung.

3. Auffallend ist der rasche Anstieg des Küstersohnes zum Geh. Stiftsrat und zur Nobilitierung. Auch in meiner Familie ist das durch äußere Verhältnisse bedingte schnelle Sinken und das durch anstrengende Arbeit erfolgende Wiederansteigen des Familienstandes eine merkwürdige Erscheinung.

Aber hierin liegen keinerlei Beweise für einen Zusammenhang. Es muß also vor allem die Abkunft des Bürgermeisters A. L. Sommer in Treptow im Hinblick auf die behauptete Ablegung des Adels untersucht werden. Bisher bildet das Siegel unter dem Vertrag mit dem Richter Lütkemann den einzigen Anhaltspunkt, wobei Sonne

und Garben als Wappenzeichen auftreten. Nach Siebmachers Wappenbuch des preußischen Adels gibt es drei Familien von Sommerfeld mit folgenden Wappenzeichen:

Sommerfeld I, Schlesien: im Wappen 3 weiße Fische. Helmzier: Fisch.

Sommerfeld II: 5 Kornähren, 2 springende Rosse, 2 Delphine.

Sommerfeld III: Sommer von Sommerfeld, 19. September 1786 geadelt, Christian Friedrich Sommer, Geh. Stiftsrat, gest. 1812 (der in dem Aufsatz im Herold behandelte Stammvater), 3 weiße Fische, 3 gelbe Garben, 3 weiße Sterne. Helmzier: Garbe zwischen preußischem Adlerflügel.

Außerdem finde ich in Siebmachers Wappenbuch, Bd. 5, Teil 1, erwähnt: Sommer, Joseph, in Wien 1690. Im Wappen eine Sonne, ferner in S. W. W. III 11. Der Adel der russischen Ostseeprovinzen, Ritterschaft, Bd. 2, S. 438, Herren von Sommer. Schild: blau, darin auf grünem Rasen eine goldene, aufgerichtete Korngarbe, an derem Fuße schräg rechts, mit der Spitze denselben berührend, eine goldbegriffte eiserne Sichel liegt. Helm: 6 goldene Ähren, abwechselnd hängend und aufrecht. Im übrigen heißt es hier: „Sommer, Herren von (Livland). — Diese noch jetzt in Livland blühende Familie, verschieden von der gleichnamigen in Braunschweig blühenden, stammt angeblich aus dem Salzburgischen, von wo sie sich mit vielen anderen Evangelischen durch die Religionsbedrückungen des damaligen Fürstbischofs Firmian von Salzburg nach Ostpreußen wandte und hier gastliche Aufnahme fand.

Ein Mitglied der Familie Traugott Carl von Sommer trat 1816 in k. russ. Militärdienste und wurde als k. russ. Oberst a. D., nachdem er nachgewiesen hatte, daß er bereits als adelig eingetreten sei und 1834 Napküll mit Satzen sowie Kadfer i. L. erkauft hatte, auf dem Livländischen Landtag am 7. September 1849 sub Nr. 365 in die Livl. Matrikel aufgenommen (vgl. Stammtafel).

Wappen: Schild blau, darin auf grünem Rasen goldbegriffte eiserne Schere. Decken blau-golden.“

Danach hat die schlesische Familie von Sommerfeld im Wappen 3 weiße Fische, ebenso in der Helmzier einen Fisch, die baltische Familie von Sommer eine Korngarbe, am Helm 6 goldene Ähren.

Die Kornähren treten aber nach Siebmacher auch im Wappen der II. Familie von Sommerfeld auf.

Das Wappen des 1786 geadelten Christian Friedrich Sommer zeigt eine Verbindung beider Symbole: 3 weiße Fische und 3 gelbe

Garben, außerdem in der Helmzier eine Garbe. Das Wappen deutet also entsprechend dem Namen „Sommer von Sommerfeld“ auf beide Familien, was sich nach dem Aufsatz im Herold aus der Beziehung zu dem Stammvater Hans Sommer oder ursprünglich von Sommer und zu seiner Frau, einer angeblich geborenen von Sommerfeld erklärt.

Dagegen deuten die Symbole in dem Siegel des Bürgermeisters A. L. Sommer, wenn man sie überhaupt aus einem adeligen Wappen ableiten kann, mit der Sonne und der Garbe viel weniger auf eine Familie von Sommerfeld als auf eine Familie von Sommer. Allerdings ist folgendes zu beachten: In Siebmachers Wappenbuch ist unter Nr. 2 Sommerfeld II ohne weitere Angabe über das Wappen gesagt: 5 Kornähren, 2 springende Rosse, 2 Delphine. Hier sind also auch Kornähren vorhanden wie in dem Wappen der von Sommer. Im übrigen habe ich von der Schriftleitung der Gothaischen genealogischen Taschenbücher in dankenswerter Weise noch eine Auskunft über die Familie von Sommerfeld erhalten, die in Nr. 1 und 3 völlig mit den Angaben in Siebmachers Wappenbuch stimmt, während sie in Nr. 2 diese ergänzt: „1. Schlesischer Uradel. Wappen: in Blau 3 silberne Fische. 2. Böhmischer Briefadel (1676). Wappen: geviert und im blauen Herzschilde 6 Maiblumen auf grünem Boden, 1 und 4 in Blau ein weißes Pferd, 2 und 3 in Rot ein natürlicher Salm. 3. Preußischer Briefadel von 1786. Sommerfeld des Stammes Sommer.“ (Wappen wie in Siebmachers Wappenbuch.) — Nr. 2 ist trotz einiger Unterschiede der Auffassung (Delphin oder Salm) sehr wahrscheinlich identisch oder verwandt mit Nr. 2 in Siebmachers Wappenbuch, obgleich hier nur die 5 Kornähren, wahrscheinlich als Helmzier, hinzugetreten sind und Erwähnung des Herzschildes fehlt. Jedenfalls ist aus den Zeichen des Siegels des A. L. Sommer eine Beziehung zu einer Familie von Sommerfeld nicht abzuleiten. Andererseits würden die Symbole zu der Herkunft aus einer Familie von Sommer gut passen. Dazu kommt die Angabe bei Siebmacher, daß die livländische Familie von Sommer aus dem Salzburgischen stammt, von wo sie wegen des evangelischen Glaubens vertrieben wurde. Die Aufnahme der Salzburger im preußischen Staate Friedrich Wilhelms I. erfolgte 1732, also 2 Jahre bevor A. L. Sommer durch Empfehlung des Kanzlers von Grumbkow die Stelle des Stadtsekretärs in Treptow an der Tollense erhielt. Aber ein Beweis ist in keiner Weise geliefert, auch würde dieser Zusammenhang der Herkunft des Jenaer Studenten A. L. Sommer vom Jahre 1728 aus

Danzig, wenn dieser identisch mit A. L. Sommer war, nicht entsprechen. — Jedenfalls ist die Familie Sommer seit dem Bürgermeister A. L. Sommer in Treptow a. d. Toll. in 6 Generationen sicher bürgerlich gewesen.

I, 5. Die Familie Sommer in Alt-Berlin.

Nach der Familienurkunde ist Friedrich Wilhelm Sommer, der Enkel des Bürgermeisters A. L. Sommer, und seine Kinder in Berlin geboren. Die Prüfung der Kirchenbücher in Berlin und an den anderen in Betracht kommenden Orten durch Herrn Pfarrer Fischer in Neukölln, der genealogisch ausgezeichnet bewandert ist, und dem ich lebhaften Dank schulde, hat folgendes ergeben:

Berlin. Georgenkirche. Taufregister.

1. Vater: Friedrich Wilhelm Sommer, Canonier von Hr. Capitain v. Dürant Kompagnie; sonst Barbier.
   Mutter: Anna Dorothea Rothin. Wohnen vor dem Stralauer Tor, auf dem Holzmarkt.
   Kinder:
   Christian Friedrich Wilhelm, getauft 17. I. 1768.
   Anna Dorothea Sophia, geb. 26. I. 1770.
   Carl Friedrich August, geb. 5. III. 1772.
   Johann Ludwig, geb. 21. IV. 1774.
   Maria Dorothea Charlotte, geb. 18. IX. 1776.
   Gottlob Heinrich, geb. 8. V. 1778.

---

2. Vater: Christian Friedrich Wilhelm Sommer, Bürger und Seidenknopfmachermeister.
   Mutter: Maria Luise Kochin.
   Kinder:
   Friederica Luisa, geb. 1. XII. 1796.
   Johann Friedrich Wilhelm, geb. 21. XI. 1799.

Berlin. Nikolaikirche. Trauregister.

1. 19. IV. 1795: Herr Friedrich Wilhelm Sommer, Bürger und Seidenknopfmachermeister, allhier, Jungfer Marie Luise Koch, älteste Tochter des Bürgers und Seidenknopfmachermeisters Herrn Johann Friedrich Koch.
2. 15. IV. 1798: Herr Johann Ludwig Sommer, Bürger und Seidenknopfmachermeister, allhier, Jungfer Sophie Eleonore Gerhardt, jüngste Tochter des Bürgers und Seidenknopfmachers Herrn Christian Ludwig Gerhardt in Pritzwalk.
3. 31. III. 1799: Herr Karl Friedrich August Sommer, Bürger und Posamentiermeister, allhier, Jungfer Caroline Sophie Wilhelmine André, des hier verstorbenen Bürgers, Woll- und Garnhändlers, auch Eigentümers Herrn Abraham Ludwig André älteste Tochter.

Taufregister:

Vater: Karl Friedrich August Sommer, Bürger und Posamentiermeister.
Mutter: Caroline Wilhelmine Sophie André.
Kinder:

1. Karl Eduard August, geb. und getauft am 22. VI. 1800.
2. Friedrich Wilhelm Ferdinand, geb. 18. XII. 1802, getauft 26. XII. 1802.
3. Karoline Wilhelmine Alexandrine, geb. 25. IV. 1814.

Berlin. Marienkirche. Taufregister.

Vater: Herr Johann Ludewig Sommer, Bürger und Seidenknopfmachermstr.
Mutter: Frau Sophia Eleonore geb. Gerhardt.
Kinder:

Johann Ludwig Heinrich, geb. 29. VII. 1800.
Ernst Friedrich Wilhelm, geb. 11. VI. 1802, getauft 20. VI. 1802.
Sophia Wilhelmine Henriette, geb. 20. IV. 1805, getauft 12. V. 1805.
Sophia Eleonore, geb. 30. VIII. 1807, getauft 11. IX. 1807.

Sterberegister.

Gest. 8. VII. 1806, begr. 10. VII. 1806 Ernst Wilhelm, des Stadtdeputierten, Bürgers und Knopfmachermeisters Herrn Johann Ludwig Sommer Sohn, Neuer Markt Nr. 12, an Scharlach und Nervenfieber.

Gest. 23. II. 1809 Herr Johann Ludwig Sommer, Bürger und Knopfmachermeister, Neuer Markt Nr. 12, 34 J. 10 Mon. alt; an hitzigem Fieber; hinterläßt die Witwe und 3 minorenne Kinder.

Gest. 2. VIII. 1809 des verstorbenen Seidenknopfmachermeisters Johann Ludewig Sommer hinterlassene Witwe Frau Sophia Eleonora geb. Gerhardt, 32 J. 7 Mon. alt; an Entzündungsfieber, hinterläßt 3 minorenne Kinder.

Kirchenbuch Storkow in der Mark.

Hans Michel Rothe, Bürger und Tuchscherer in Storkow . . . † Storkow 3. VII. 1741, ⚔ I . . . ⚔ II ebd. 29. XII. 1730 Elisabeth Jenicke * . . . . † Storkow 8. XII. 1748.

Tochter: Anna Dorothea, Storkow * 10. X. 1735 (Frau des Friedrich Wilhelm Sommer, geb. 15. II. 1742 in Treptow a. Tollense).

Kirchenbücher in Pritzwalk (betr. Frau des Johann Ludwig Sommer).
Stammfolge Gerhardt:

Gerhardt, Hans Jürgen, * . . ., † Pritzwalk 18. I. 1739, ⚔ Elisabeth Rossow.

Gerhardt, Johann Gustav, * Pritzwalk 29. VIII. 1711, † ebd. 30. VIII. 1772, Bürger und Schuhmacher, ⚔ ebd. 21. XI. 1738 Eva Stawenau, * ebd. 11. V. 1712, † ebd. 3. III. 1785, T. d. B. und Tuchmachers Jürgen St., * ebd. 24. XI. 1673, † ebd. 19. VII. 1742, u. s. G. Katharina geb. Hagenau, * . . ., † ebd. 12. XII. 1745.

Gerhardt, Christian Ludwig, * Pritzwalk 13. XII. 1739, † ebd. 21. II. 1819, Bürger u. Knopfmachermstr., × ebd. 7. IV. 1769, Katharina Elisabeth Meinhoff, * ebd. 23. III. 1744, † . . . nach 1819. T. d. B. u. Kupferschmieds Johann Ernst Meinhoff, u. s. G. (× ebd. 23. XI. 1742) Katharina Waßmuth, * ebd. 16. I. 1703, † . . . (Eltern: Niclas Waßmuth, B. u. Tuchmacher, * ebd. 6. XII. 1681, † ebd. 8. X. 1758, × ebd. 10. XI. 1705, Margarethe Böhme, * . . ., † ebd. 26. XII. 1760.)
Gerhardt, Sophie Eleonore, * Pritzwalk 4. XII. 1776.

Da Fr. W. Sommer 1742 geboren war, sein Vater 1749 in Treptow starb und sein erstes Kind 1768 in der St. Georgenkirche in Berlin getauft ist, muß er zwischen etwa 1750 und 1766 nach Berlin gekommen sein. Es ist wahrscheinlich, daß das Einkommen seines Vaters als Bürgermeister von Treptow an der Tollense während der schlesischen Kriege bei dem Verfall der Stadt recht mäßig war. Dazu kam, daß der Bürgermeister Sommer schon 1749 starb und den Sohn im Alter von 7 Jahren hinterließ. Es ist also anzunehmen, daß dessen militärische Laufbahn frühzeitig und von ganz unten begonnen hat. Er wird als Kanonier bezeichnet. Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges 1756 war er etwa 14 Jahre, am Schluß desselben 21 Jahre alt. Jedenfalls hat Fr. W. Sommer den Siebenjährigen Krieg erlebt, sehr wahrscheinlich in den letzten Jahren desselben als Soldat im Felde. Bei der St. Georgenkirche waren damals, wie auch später unter den Preußenkönigen, Kasernen. Der Wohnsitz bei der St. Georgenkirche paßt also zu dem militärischen Beruf des Fr. W. Sommer.

Im Buch der Hauseigentümer von Berlin aus dem Jahre 1799 ist sein Name auf Seite 52 als Besitzer des Hauses Nr. 5 am Holzmarkt mit dem Zusatz „Invalide", d. h. in unserem Sinne wohl „ausgedienter Militär", verzeichnet. Der unterdessen verschwundene Holzmarkt lag vor dem Stralauer Tor an der Holzmarktstraße. Auch die Lage des Hauses, das man sich bei der damaligen Beschaffenheit dieser Vorstadt wohl recht einfach denken muß, wird aus dem alten Hausbesitzerbuch, das die Namen direkt an einem Grundriß der Straßen verzeichnet, erklärlich. Aus der Darstellung Seite 53 geht hervor, daß dicht dabei die frühere Kaserne der reitenden Artillerie am Holzmarkt lag. Hier wohnte, nachdem er als Kanonier ausgedient hatte, der Nachkomme des Treptower Bürgermeisters, später dicht an der Stätte seiner militärdienstlichen Tätigkeit. Alle seine Kinder sind dementsprechend in der Kirche zu St. Georg getauft.

Um die Stammfolge im Sinne eines Familienschicksals zu ver-

stehen, müssen wir einige allgemeine Betrachtungen über die vorkommenden Örtlichkeiten und die Zeitverhältnisse anstellen.

Von Pommern ging eine uralte Handelsstraße zur Spree nach Berlin-Kölln, wo sie den Fluß überschritt und weiter in südlicher Richtung nach Mitteldeutschland zog. Kölln lag auf dem linken Ufer, Berlin auf dem rechten Ufer der Spree, die Verbindung der Ufer geschah durch die älteste Brücke, wo jetzt noch die Reste von Alt-Berlin erkennbar sind. Die ersten Kirchen an diesem uralten Straßenzug waren St. Nikolai in Berlin und St. Petri in Kölln, von denen die erstgenannte noch ursprüngliche Züge aufweist, während die letztere in jetziger Gestalt nach dem großen Brand von 1809 neuere Gestalt bekommen hat. Nicht weit von der St. Nikolaikirche in Alt-Berlin lag das Franziskanerkloster, aus welchem nach der Aufhebung das Gymnasium zum grauen Kloster hervorgegangen ist.

Die Marienkirche liegt in Alt-Berlin nördlich von der St. Nikolauskirche dicht am Neuen Markt, an dem die Familie meines Urgroßvaters wohnte. Sie ist eine der ältesten neben der Nikolauskirche und der Klosterkirche. Als Jahr ihrer Erbauung wird in dem Bildersammelwerk von Lange (1850) das Jahr 1292 angegeben. Der Turm in seiner jetzigen Gestalt stammt erst vom Jahre 1789. Das Innere der Kirche wurde 1818 erneuert unter Schonung des Altertümlichen. Im 18. Jahrhundert bildete der Neue Markt den Kern von Alt-Berlin, wie dies z. B. in dem Sammelwerk von Lange ausführlich dargestellt ist. Hier heißt es: „Die wohlhabendsten Kaufleute jener Zeit hatten hier ihre Häuser; am Markt und in den nächsten Straßen, Spandauerstraße, Königstraße, Poststraße, Klosterstraße. Dort wohnte damals der solide Reichtum der Produktenhändler . . .“

An der nordöstlichen Seite von Alt-Berlin lag jenseits des Wallgrabens die Georgenkirche, in der Gegend, wo der Name der Prenzlauer Straße die Richtung des Verkehrs über Prenzlau, d. h. nach Pommern, andeutet.

In diesem Gebiet von Alt-Berlin spielt sich die Geschichte der Familie Sommer im 18. Jahrhundert ab. Dabei ist die Beziehung zu dem Wohnort des Stammvaters in Treptow an der Tollense in Pommern durch den Wohnsitz des Sohnes Friedrich Wilhelm, der 1742 in Treptow geboren war, deutlich gegeben. Seine Kinder sind alle in St. Georg getauft. Von seinen 4 Söhnen sind 3, nämlich Friedrich Wilhelm 1795, Johann Ludwig, mein Urgroßvater 1798 und Karl Friedrich August 1799 in St. Nikolai getraut. Mein Urgroßvater und seine Frau geb. Gerhardt wohnten am Neuen Markt, und ihre Kinder,

darunter mein Großvater, sind in St. Marien getauft. Mein Vater war, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Familiengeschichte, zuerst auf dem Gymnasium zum grauen Kloster nahe der St. Nikolaikirche. Die Familie hat also in Alt-Berlin den Aufstieg des preußischen Staates unter Friedrich dem Großen, den Stillstand unter seinen Nachfolgern, und seinen Fall am Anfang des vorigen Jahrhunderts erlebt. Während der Besetzung von Berlin durch die Franzosen versinkt auch das Glück der Familie meiner Vorfahren.

Mein Urgroßvater ist 1809 gestorben, seine Frau, geb. Gerhardt, folgte ihm bald. Sehr wahrscheinlich sind beide an Typhus gestorben, der damals in Berlin herrschte. Mein Großvater kam als Waise zu den Verwandten nach Pritzwalk in der Priegnitz, studierte jedoch später in Berlin Chemie, bevor er den praktischen Beruf als Färber ergriff.

Jedenfalls war Alt-Berlin der eigentliche Sitz der Sommer-Familie.

I, 6. Der norwegische und dänische Zweig der Familie Sommer.

Der norwegische Zweig geht zurück auf Gottlob Heinrich Sommer, geb. am 8. Mai 1778, gest. am 20. Februar 1812 an der Brustkrankheit. In der oben wiedergegebenen Familienurkunde ist er als 6. Kind des Friedrich Wilhelm Sommer, der am 15. Februar 1742 in Treptow an der Tollense geboren war, verzeichnet. Gottlob Heinrich Sommer war also ein Enkel des Richter Sommer in Treptow an der Tollense. Über ihn und seine Familie gibt der folgende Auszug aus dem Kirchenbuch in Strausberg in der Mark vom 9. Februar 1911 Auskunft:

1. Am 20. August 1806 dem Knopfmachermeister Gottlob Heinrich Sommer ein totgeborener Sohn, beerdigt am 21. August.
2. Dem Knopfmachermeister und Bürger Gottlob Heinrich Sommer von seiner Frau Karoline geb. Wolf am 7. April 1808 ein Sohn, getauft am 1. Mai 1808 mit Namen Ludwig Heinrich, gestorben am 25. April 1809, begraben am 27. April 1809, an Auszehrung.
3. Dem Bürger und Knopfmachermeister Gottlob Heinrich Sommer von seiner Frau Caroline Friderike geb. Wolf am 14. Juni 1809 ein Sohn geboren, getauft am 2. Juli 1809, heißt Friedrich August Heinrich. Paten: Herr Wilhelm Sommer, Herr Carl Lehmann, Meister Wilhelm Webers Ehefrau.
4. Am 20. Februar 1812 starb der Ratmann auch Bürger und Knopfmacher Herr Gottlob Heinrich Sommer an Auszehrung, ward am 23. Februar begraben, 36 Jahre alt. Er hinterließ seine Gattin und einen minorennen Sohn.

Der Todestag stimmt mit der obigen Angabe genau überein. In bezug auf das Geburtsjahr ist eine Unstimmigkeit vorhanden, da nach dem Kirchenbuch von Strausberg das Geburtsjahr 1776 sein müßte, während Gottlob Heinrich Sommer nach der Familienchronik 1779 geboren ist. Beide Angaben sind falsch, da nach dem Taufregister der Georgenkirche Gottlob Heinrich am 8. Mai 1778 geboren war. Seine Frau war Caroline geb. Wolf. Sein dritter Sohn wurde am 14. Juni 1809 geboren und am 2. Juli 1809 auf den Namen Friedrich August Heinrich getauft. Als Paten erscheinen 1. Friedrich Wilhelm Sommer, 2. Carl Lehmann, 3. Meister Wilhelm Webers Ehefrau. Wilhelm Sommer kann sich beziehen auf den Onkel Christian Friedrich Wilhelm Sommer oder auf den Großvater Friedrich Wilhelm Sommer, geboren am 15. Februar 1742. Aus dem Vermerk des Kirchenbuches, daß Gottlob Heinrich Sommer seine Gattin und einen minorennen Sohn hinterließ, geht hervor, daß das Ehepaar andere Kinder außer den genannten drei Söhnen, von denen zwei gestorben waren, nicht gehabt hat. Medizinisch bemerkenswert ist die tote Geburt des ersten Sohnes und die Todesursache bei dem zweiten „Auszehrung", d. h. die gleiche Krankheit, an der der Vater in relativ frühem Alter gestorben ist.

Der dritte Sohn Friedrich August Heinrich ist der Stammvater der norwegischen Familie Sommer. Der Beruf des Vaters Gottlob Heinrich war nach dem Strausbergschen Kirchenbuch „Knopfmacher", ebenso wie der des Sohnes, der nach Christiania ausgewandert ist. Nach Mitteilungen von Herrn Olaf Solberg in Christiania ist der Zusammenhang seiner Familie mit der Sommer-Familie folgender:

Friedrich August Heinrich Sommer, geboren in Strausberg am 14. VI. 1809, gestorben 5. I. 1863 als Posamentenmacher in Christiania, war verheiratet mit Erika Georgine Edler aus Drontheim, geboren 27. I. 1821, gestorben 28. VI. 1870.

Nach der vorliegenden Deszendenztafel war nicht nur der Stammvater Gottlob Heinrich Sommer und sein Sohn Friedrich August Heinrich Posamentier, sondern dieser Beruf trat bei den Abkömmlingen noch dreimal auf, nämlich bei dem Sohn Gustav Heinrich Sommer, geb. 1839 in Christiania und bei dessen Schwester Mathilde Sommer, geb. 1848, ferner bei dem Sohne des Gustav Sommer, Peter Sommer, geb. 21. II. 1892. Der Familienberuf der Alt-Berliner Sommer-Familie vererbt sich also auch in dem norwegischen Seitenzweig durch 3 Generationen weiter. Von 3 Kindern des

Heinrich August Sommer, nämlich 1. Gustav Heinrich Sommer, 2. Friedrich Wilhelm Sommer und 3. Marie Catherina verh. Solberg leben in Norwegen Nachkommen.

Geht man von dem zuerst eingewanderten Heinrich August Sommer als Stammvater aus, bezeichnet die einzelnen Deszendenzreihen mit D I usw., dabei die Personen in D I mit großen lateinischen Buchstaben, die in D II mit arabischen Ziffern, so ergibt sich folgende Deszendenztafel:

D I A Gustav Heinrich Sommer, Posamentier, geb. 29. III. 1839 und Frau Hedda geb. Henriksen, geb. 16. VII. 1862.
B Friedrich Wilhelm Sommer, Kapitän, geb. 18. XII. 1840, gest. 17. VII. 1897 und Frau Louise geb. Schweder, geb. 25. X. 1854.
C Hermann Albert Julius Sommer, Bankbuchhalter, geb. 25. I. 1844.
D Marie Catherine, geb. 2. XI. 1845, gest. 28. V. 1913, verh. mit Holzbildhauer C. M. Solberg, geb. 17. II. 1832, gest. 14. VI. 1890.
E Mathilde Charlotte Georgine Sommer, Posamentier in Drontheim, geb. 18. I. 1847.
F Petra Emilie, Telegraphistin, geb. 14. II. 1853, gest. in Drammen 25. I. 1905.

D II A 1. Anne Erika Sommer, geb. 19. V. 1885.
2. Lilly Maria, geb. 9. IV. 1887.
3. Hedwig Gustava, geb. 5. IV. 1889, verh. mit cand. jur. Jver Sten Thamle Mejlander.
4. Peter Heinrich Gustav, geb. 21. II. 1892.
B 1. Wilhelmine Augusta, geb. 2. XI. 1873, gest. 6. IX. 1897.
2. Ragnhild Louise, geb. 22. XI. 1876, verh. mit Bankbuchhalter Jörgen Eriksen.
3. Fanny Erika, geb. 19. V. 1880.

D II D 7. Olaf Solberg.

Der dänische Zweig der Sommer-Familie.

Der Stammvater dieser Linie ist Friedrich Wilhelm Sommer, geb. am 21. Oktober 1799, Sohn von Christian Friedrich Wilhelm Sommer, geb. 15. Februar 1768. Nach den Mitteilungen von Frau Schuster geborene Voges, die von einem Abkömmling der norwegischen Familie Herrn Olaf Solberg bestätigt wird, ist die Abstammung folgende, wobei ich von dem zuerst eingewanderten Friedrich Wilhelm Sommer ausgehend die einzelnen Abstammungsreihen mit römischen Ziffern (D I usw.), die Personen der ersten Deszendenzreihe mit großen lateinischen Buchstaben, die der zweiten mit arabischen Zahlen, die der dritten mit kleinen lateinischen und die der vierten mit kleinen griechischen Buchstaben bezeichne. Es ergibt sich folgende Übersicht:

D I A: Eduard Sommer, gest. ungefähr 1910, Posamentier in Kopenhagen, Gothersgade 9, B: Petra Sommer, verh. Knudsen, C: Emilie Sommer, gest. in Kopenhagen.
D II A 1 Paul Sommer, Posamentier, 2 Anna Sommer verh. Kromphardt.
D II B 1 Henrik Knudsen, 2 Niels, Tischler, 3 Karoline, Lehrerin, lebt in Kopenhagen.
D III A 1 a Helge Sommer, geb. etwa 1895, b Asker Sommer.
D III A 2 a Knud Kromphardt, verh., Gutspächter auf Langeland, b Ellen, verh. Friis, c Nina, verh. mit Hall Andersen.
D IV A 2 a α Ove Kromphardt, A 2 b α Christian Friis, A 2 c α Sohn Andersen, geb. 1914.

Es hat sich herausgestellt, daß die norwegische Gruppe der Familie mit der dänischen noch Beziehungen hat. Olaf Solberg aus Christiania hat seine Ferien bei dem Gutspächter Kromphardt auf Langeland verlebt, dessen Mutter eine Schwester des Paul Sommer in Kopenhagen war, also eine Enkelin des Friedrich Wilhelm Sommer, geboren 1799 in Berlin.

Auch mein Vater hatte zu diesen nordischen Zweigen der Familie zweifellos noch Beziehungen und hat diese Verwandten gelegentlich bei Reisen aufgesucht. Überblicken wir die Verbreitung der Familie, so erstreckt sich diese von Pommern und Brandenburg am Ende des 18. Jahrhunderts nach Norden und hat in Norwegen und Dänemark eine ganze Reihe von Blutsverwandten. Es liegt sozusagen in unserer Familie, das Zusammenhalten der germanischen Staaten zu betonen. Ich habe diese verwandtschaftlichen Beziehungen erst aufgefunden, lange nachdem ich, besonders bei einer Reise durch Norwegen, Schweden und Dänemark, den Gedanken eines politischen Zusammenschlusses der germanischen Völker in lebhafter Weise gefaßt und entwickelt hatte.

II, 1. Der herzogliche Kammerdirektor Friedrich Wilhelm Lange in Ratibor in Schlesien und seine Familie.

Meine Mutter Anna Sommer geborene Lange wurde am 2. Juli 1831 geboren, war also 7 Jahre jünger als mein Vater. Sie war die Tochter des herzoglichen Kammerdirektors Friedrich Wilhelm Lange in Ratibor und seiner Frau Marie geborene Krumpholz. Ihre Konfession war wie die ihrer Mutter katholisch, während ihr Vater evangelisch war. Sie verheiratete sich mit meinem Vater 1853, worauf der Hausstand in Grottkau in Schlesien begründet wurde. Da ich als jüngstes von 6 Kindern am 19. Dezember 1864 geboren bin und meine Mutter schon am 2. August 1872 in Ratibor gestorben

ist, war ich bei ihrem Tode noch nicht 8 Jahr, so daß ich nur wenige, aber sehr tief haftende Erinnerungen an sie habe. Sie war wegen Lungentuberkulose mehrmals in Bad Ems und erlag dieser Krankheit nach 18jähriger Ehe im Alter von 41 Jahren. Das Bild, das ich von ihr bewahre, ist das einer liebevollen, vornehmen und stillen Frau mit aufrechtem Gang. Sie hatte dunkles Haar und blaue Augen, was sich auf meinen ebenfalls an Tuberkulose gestorbenen Bruder Hans vererbt hat. Es fehlt mir bei ihr jede Erinnerung an Bettlägerigkeit wegen Krankheit, ich kann mir sie immer nur als neben mir gehend, während sie mich an der rechten Hand führt, vorstellen.

Über die Familie Lange, der meine Mutter entstammt, hat deren Bruder, mein Onkel Viktor Lange, Kanzleirat in Ratibor, etwa 1896 eine Chronik geschrieben, aus der ich folgendes wiedergebe:

„I. Mein Vater, der am 27. Jan. 1853 zu Schloß Ratibor verstorbene Herzogl. Kammerdirektor und Königl. Justizrat Friedr. Wilh. Lange, ist zu Groß-Glogau am 8. Juni 1781, evangel. Konfession, als Sohn des daselbst verstorbenen Kämmerers und Sanators Samuel David Lange und dessen daselbst verstorbenen Ehefrau Johanna Marianne geb. Frölich geboren. Von den Geschwistern meines Vaters ist mir nur bekannt, daß ein Bruder in Lissa als Pastor verstorben ist. Mein Vater wurde 1810 oder 1811 mit dem Titel als Kanzler zur Aufhebung der Klöster im Kreise Ratibor berufen. Nach mehrjähriger Erledigung dieses Geschäftes wurde er vom regierenden Landgrafen Viktor von Hessen-Rothenburg auf der Herrschaft Ratibor, welche als Allodialbesitz dem Landgrafen gehörte, zuerst als Justiziarius des Gerichtsamtes zu Schloß Ratibor und im Jahre 1823 als Kammerdirektor angestellt. Als die Herrschaft Ratibor durch Schenkung des Landgrafen an den Prinzen Viktor Schillingsfürst zu Corwey übergegangen war, verblieb er in seiner Stellung als herzoglicher Kammerdirektor bis zu seinem Tode. Der Prinz Viktor wurde vom König von Preußen zum Herzog von Ratibor erhoben, und mein Vater gehörte während der Minorennität des nunmehrigen Herzogs Viktor von Ratibor zu dessen Verwaltungskuratorium.

II. Meine Mutter, Marie geb. Krumpholz, katholischer Konfession, war die Tochter des zu Ratibor verstorbenen Kaufmanns und Schnupftabakfabrikanten Krumpholz, daselbst am 6. September 1793 geboren und am 12. August 1876 zu Ratibor verstorben. Vornamen deren Vaters und Mutter sind mir nicht bekannt. Eine Schwester meiner Mutter war an den Rittergutsbesitzer von Porembsky zu Stodziennen bei Ratibor verheiratet. Drei Brüder (der Mutter) machten den Feldzug 1813—1815 mit, in welchem einer blieb. Nach Beendigung des Krieges wurde ein Bruder namens Friedrich Krumpholz bei der Saline in Wiliczka und der andere namens Philipp als Steuerbeamter in der Provinz Posen angestellt, letzterer war unverheiratet. Frau und Kinder des ersteren sind mir unbekannt. Beide sind sehr lange tot. Von den Kindern der von Porembskyschen Eheleute lebt nur noch eine Tochter, die jetzt ver-

witwete Hüttendirektor Ottilie Lange zu Breslau, Frau meines zu Breslau verstorbenen Bruders, Hüttendirektors Gustav Lange.

III. Meine Eltern hatten 12 Kinder, und zwar:

1. Wilhelm, geb. 27. V. 1813, 2. Eduard, geb. 17. XI. 1815, 3. Gustav, geb. 2. X. 1816, 4. Marie und 5. Agnes, geb. 6. XII. 1817 als Zwillinge, 6. Josephine, geb. 3. IX. 1819, 7. Franz, geb. 8. VIII. 1820, 8. Friedr. geb. 25. III. 1822, 9. Hedwig, geb. 2. IX. 1824, 10. Viktor, geb. 3. X. 1827, 11. Anna, geb. 2. VII. 1831, 12. Jenny, geb. 27. XII. 1832.

Sämtliche Kinder sind katholisch erzogen, die Knaben aber evangelisch getauft worden."

Mein mütterlicher Großvater Lange war nach dieser Chronik am 8. Juni 1781 als Sohn des Kämmerers Samuel David Lange in Groß-Glogau geboren und war wie sein Vater evangelischer Konfession. Seine Frau Marie geborene Krumpholz war katholisch. Es lag also eine Mischehe vor, in welcher die Knaben nach der Konfession des Vaters evangelisch, die Mädchen nach der der Mutter katholisch getauft wurden. Nach Angabe meines Onkels Viktor sind jedoch alle Kinder nach der Konfession der Mutter katholisch erzogen worden. Auch bei meinen Eltern liegt eine Mischehe vor, da mein Vater evangelisch, meine Mutter Anna Lange katholisch getauft und erzogen war. Auch in dieser Ehe sind die Knaben evangelisch und das einzige Mädchen katholisch getauft. Hier macht sich jedoch ein umgekehrtes Verhältnis der beiden konfessionellen Momente geltend, indem nicht nur die Knaben evangelisch erzogen wurden, sondern auch meine Schwester Margarethe zwar katholisch getauft aber evangelisch konfirmiert ist.

Im Vordergrund der mütterlichen Familientradition steht die Gestalt des Herzoglichen Kammerdirektors und Kgl. Justizrats Friedrich Wilhelm Lange, der nach allen mir zugekommenen Nachrichten ein geistig hochbegabter Mann mit großen organisatorischen Fähigkeiten war und als Verwaltungsjurist eine in ihrer Selbständigkeit sehr bemerkenswerte Stellung und Aufgabe hatte. Er wohnte mit seiner Familie in dem alten herzoglichen Schloß in Ratibor. Der Umstand, daß in diesem in mehreren Räumen, jedenfalls infolge der selbständigen Gerichtsbarkeit, auch Gefangene untergebracht waren, spielt in unserer Familienüberlieferung aus Ratibor eine schauerlich-romantische Rolle.

Von den Geschwistern meiner Mutter habe ich nur an Marie, Fritz, Jenny und Viktor genauere Erinnerungen. Marie war an den Mühlenbesitzer Kutzora in Rengersdorf in der Grafschaft Glatz verheiratet. Dort in der Weidenmühle war ich als Knabe oft zu

Besuch. Sie war eine kluge und sorgsame Frau mit Sinn für Humor. Fritz war ein hochgewachsener, imponierender Mann mit lebhafter Ausdrucksweise und großer Unternehmungslust. Nachdem er sich in Breslau zeitig, der Absicht nach, zur Ruhe gesetzt hatte, war er vermöge seines angeborenen Tätigkeitstriebes bald wieder in einer Reihe von Ehrenämtern und Unternehmungen beschäftigt.

Jenny lebte mit Viktor zusammen, beide unverheiratet in Ratibor, wo ich als Kind eine Zeitlang untergebracht war. Auch später, während meiner Tätigkeit als Assistenzarzt in Rybnik, kam ich öfter nach Ratibor. Jenny hatte eine lebhafte Phantasie mit sprudelndem Humor, war sehr unterhaltend und konnte eine ganze Gesellschaft in kurzer Zeit in muntere Stimmung bringen. Sie hatte einen angeborenen Optimismus auf dem Boden heiterer Tätigkeit. Sie ähnelte hierin am meisten dem Bruder Fritz, und ich vermute, daß ihr Temperament von ihrem Vater Friedrich Wilhelm Lange stammt. —

Viktor hatte eine Rückgratverkrümmung, sehr wahrscheinlich infolge tuberkulöser Wirbelerkrankung in der Kindheit, war daher im Gegensatz zu seinen meist hochgewachsenen Geschwistern klein geblieben. Er war Kanzleirat in Ratibor. Geistig war er sehr rege, lebhaft, hatte dabei ausgeprägte ästhetische Neigungen und Freude an kleinen Erfindungen. Bei ihm tritt wieder die tuberkulöse Anlage hervor, der meine Mutter und mein Bruder Hans zum Opfer fiel. Es fragt sich, woher diese in der Familie stammt. — Fasse ich meine Eindrücke und die Erzählungen über die anderen Geschwister meiner Mutter zusammen, so scheinen dabei zwei Typen hervorzutreten, nämlich einerseits ein körperlich rüstiger mit unermüdlicher Tätigkeit und Unternehmungslust, andererseits ein nachdenklich sensitiver, der wohl zum Teil körperlich bedingt war. Gemeinsam war offenbar mehreren der Geschwister Phantasie, Humor und ästhetisches Interesse.

Wie sich diese Eigenschaften vom Standpunkt der Vererbungslehre mit den beiden Eltern in Verbindung bringen lassen, bleibt vorläufig unklar. Leider war es mir ganz unmöglich, Weiteres über die Mutter Marianne geborene Krumpholz zu ermitteln. Ein von ihr erhaltenes Bild zeigt sie als alte Dame mit klugem Gesicht und klarem Blick. Der Name ist rein deutsch, aber es waren verwandtschaftliche Beziehungen zu oberschlesischen Familien mit polnischem Namen vorhanden. Der Mann der Schwester meiner Großmutter war der Rittergutsbesitzer von Porembsky. Außerdem lebt in meinen Ratiborer Erinnerungen ein Onkel Tschekola. Blutsverwandtschaft

mit Familien polnischen Namens läßt sich bisher nicht nachweisen. Leider hat das katholische Pfarramt in Ratibor auf mehrere Anfragen meinerseits überhaupt nicht geantwortet. Unterdessen habe ich von anderer Seite erfahren, daß die Pfarrei, zu der mein Großvater als herzoglicher Beamter gehörte, wahrscheinlich Studzienna bei Ratibor war. —

II, 2. Der Kämmerer und Senator Samuel David Lange in Groß-Glogau, † 1799.

Vom Standpunkt der Familienforschung ergab sich zunächst die Aufgabe, die Angaben meines Onkels Viktor Lange über die Abstammung meines Großvaters Friedrich Wilhelm Lange nachzuprüfen. Ich erhielt aus Groß-Glogau in Schlesien folgende Mitteilung, wodurch die Angabe der Familienchronik zweifellos bestätigt ist: Am 8. Juni 1781 ist dem Kämmerer Samuel David Lange und seiner Frau Johanne Marianne geb. Frölich ein Sohn, Friedrich Wilhelm Samuel, geboren, der mein mütterlicher Großvater ist. Die soziale Stellung des Urgroßvaters, der nach dem Kirchenbuch Stadtkämmerer und Forstkommissarius, nach der Familienchronik Kämmerer und Senator war, scheint sehr günstig gewesen zu sein. Darauf deuten auch die als Paten der Kinder auftretenden Personen: Kriegs- und Domänenrat von Reibnitz, Amtsrat David von Hartmann, Kriegsrätin Marie Elisabeth Boehm, Kreiskalkulator Gottl. Wilhelmi, Kammerkalkulator Rittner, Domänenkassierer Zachariz, die Ratsleute Tannenberg und Jäckel. Es ist die Umwelt des an der Staats- und Kommunalverwaltung beteiligten Bürgertums, in der mein Großvater Fr. W. Lange aufgewachsen ist. Als sein Vater im 58. Lebensjahr 1799 starb, war der Sohn Friedrich Wilhelm 18 Jahre alt. Zwei Jahre darauf starb die Mutter im 50. Jahre. Friedrich Wilhelm hat nach dem Kirchenbuch von Groß-Glogau folgende Geschwister gehabt:

1. Ernst August Samuel, geb. 30. IV. 1775.
2. Karl Ernst August, geb. 17. IV. 1779.
3. (Friedrich Wilhelm Samuel, geb. 8. VI. 1781, mein Großvater mütterlicherseits).
4. Karl David Oßwald, geb. 23. XI. 1783.
5. Ludwig Ferdinand Emanuel, geb. 1787.
6. Gottlieb Oswald Ferdinand, geb. 27. II. 1789, gest. 8. VIII. 1792 an Blattern.

Außerdem haben diese in Groß-Glogau geborenen Knaben noch eine Schwester gehabt, Charlotte Wilhelmine Marianne, die 1796 im Alter von 24 Jahren mit dem Johann David Pfeffer, Pastor in Lerchenborn, getraut wurde, also 1772 geboren sein muß. Jedenfalls waren die Eltern damals noch

nicht in Groß-Glogau. Da die Mutter, als sie im Jahre 1801 starb, 50 Jahre alt war, ist sie 1751 geboren, sie war also bei der Geburt der Tochter im Jahre 1772 21 Jahre alt, ihr Ehemann, Samuel David Lange, der 1799 im Alter von 58 Jahren starb, also 1741 geboren war, 31 Jahre alt. Bei der Deszendenz fällt das starke Überwiegen der Knaben gegenüber den Mädchen (6:1) auf. Allerdings fehlen Nachrichten über Geburten in den Jahren 1773—1774.

Woher das Ehepaar Samuel David Lange und seine Frau Johanne Marianne geborene Frölich nach Groß-Glogau gekommen ist, bleibt noch unklar. Sehr wahrscheinlich war die Haupttätigkeit des Gatten eine staatliche als Kämmerer und Forstkommissarius. Er gehört also ebenso wie mein väterlicher Ahne, der Bürgermeister A. L. Sommer in Treptow a. d. Toll., zu dem altpreußischen Beamtentum unter Friedrich dem Großen. Unter den Taufpaten der in Groß-Glogau geborenen Söhne finden sich anscheinend keine Verwandten von seiten der Familien Lange und Frölich, was ebenfalls dafür spricht, daß das Ehepaar von auswärts nach Groß-Glogau gekommen ist, wie dies bei einem staatlichen Beamten leicht erklärlich erscheint.

III, 1. Mein Lebenslauf.

Als jüngster Sohn des Rechtsanwalts Karl Friedrich Adolph Sommer und seiner Frau Anna geborene Lange wurde ich am 19. Dez. 1864 in Grottkau in Schlesien geboren. Grottkau ist eine kleine schlesische Landstadt von ungefähr 4500 Einwohnern und liegt zwischen Brieg und Neiße in dem noch rein deutschen Teil von Oberschlesien. Die Umgebung von Grottkau zeigt den mittelschlesischen Charakter mit Wasserläufen, Baumgruppen und Wald. — Ein Vorgang aus früher Jugend haftet noch jetzt mit größter Deutlichkeit in mir. Ich gehe an der Hand meiner Mutter an ihrer rechten Seite in einem Kaffeegarten in der Richtung des Ausganges. Da springt uns ein Bursche entgegen und ruft „Napoleon ist gefangen". Es war also sehr wahrscheinlich am 2. September 1870, als ich gegen 6 Jahre alt war. Die Heftigkeit des Ausrufes erregte bei mir lebhaftes Staunen und Interesse, so daß ich diesen Eindruck nie vergessen habe. Vom 6. Jahre an besuchte ich die evangelische Volksschule in Grottkau und denke an den ausgezeichneten Unterricht des Hauptlehrers Jurok dankbar zurück. Besonders interessierten mich die Anfangsgründe der Geometrie, wobei meine räumliche Vorstellungskraft zuerst erwachte, auch hatte ich merkwürdigerweise schon hier Gelegenheit zu unterrichten. Jurok verwandte nämlich einige Knaben aus den oberen Klassen bei Fehlen von Lehrkräften in den Unterricht-Stunden, um den Schülern der untersten Klasse vertretungs-

weise Unterricht zu erteilen. Ich könnte jetzt noch in der Schule in Grottkau genau die Stelle bezeichnen, wo ich diese erste pädagogische Tätigkeit ausgeübt habe. Privatunterricht in Latein, Griechisch und anderen Fächern, die für den Übergang zum Gymnasium notwendig waren, gab der Pater Grundey, der bei uns ein sehr strenges Regiment führte. Das von ihm den Eltern berechnete Schulgeld war, wie ich später erfuhr, außerordentlich gering. Er trieb diesen Unterricht aus angeborener Neigung mit sehr straffer Pädagogik. Mit dieser Vorbereitung trat ich im Herbst 1876 in die Quarta des Gymnasiums in Jauer in Schlesien ein, wo vorher schon meine Brüder Hans und Max gewesen waren. Das Gymnasium in Jauer, unter Leitung des sehr geachteten Philologen Direktor Volckmann, hatte damals in Schlesien einen großen Ruf, was meinen Vater veranlaßt hatte, seine Söhne, statt auf nähergelegene Schulen, dorthin zu bringen. Die Gymnasialklassen machte ich unter den Ersten in den einzelnen Klassen durch, kann aber nicht behaupten, daß ich in den unteren Klassen irgendwie besonders auf den Unterricht reagiert hätte. Von der Persönlichkeit eines pedantischen und kleinlichen Lehrers in der Tertia fühlte ich mich gehemmt und abgestoßen. Erst in der Sekunda erwachte bei dem Unterricht im Deutschen durch Oberlehrer Armbruster ein lebhaftes Interesse. Auch im physikalischen und mathematischen Unterricht von Oberlehrer Noss reagierte ich stark. Für den lateinischen Stil der damals noch üblichen Aufsätze fehlte mir jede Anlage, während ich die deutschen Aufsatzthemata von Armbruster mit lebhafter Hingabe bearbeitete. Im Griechischen wurde mir durch den feinsinnigen Unterricht des Lehrers Lilie besonders Homer nahegebracht. — Schon als Knabe hatte ich eine ausgesprochene Vorliebe für die See, und es stand bei mir fest, Seemann zu werden, ein Gedanke, dem mein Vater nicht widersprach, und den er eher förderte. Meine Gymnasialzeit sollte also dadurch ihr Ende erreichen, daß ich mit dem Reifezeugnis zur Prima Ostern 1881 nach Kiel fuhr, um dort das Eintrittsexamen als Kadett in der Marineschule zu machen. Vorher wohnte ich eine Reihe von Tagen in dieser und hatte Gelegenheit zu Bootsausflügen nach dem damaligen Schulschiff im Kieler Hafen. Unterdessen ergab die Untersuchung meiner Augen, daß meine Einstellung wegen einer leichten Kurzsichtigkeit zweifelhaft war. Trotzdem machte ich das Eintrittsexamen mit, wurde jedoch schließlich bei der nochmaligen Untersuchung wegen der Kurzsichtigkeit abgewiesen. Damit war meine Laufbahn zur See vorläufig beendet, und ich kehrte auf das

Gymnasium in Jauer zurück. Mein Plan war nun, Arzt zu werden, um die Seereisen zu machen, die ich nicht als Seeoffizier machen konnte. Die Neigung zum Reisen und Wandern spielte bei dieser neuen Berufswahl eine wesentliche Rolle, andererseits zeigte sich bei mir schon damals öfter das Bestreben zu helfen und die Ursachen von Krankheiten zu erkennen. Der neue Lebensplan war also von vornherein aus mehreren Motiven entstanden. Unterdessen gewann ich bei dem Unterricht in der Prima, besonders bei Armbruster und Volckmann, in psychologischer, ästhetischer und geschichtlicher Richtung immer mehr Interesse und Selbsttätigkeit. Hierzu gab die in Jauer damals übliche Behandlung selbstgewählter Themata im deutschen und lateinischen Aufsatz, neben den in der Schule gestellten Aufgaben, mehrfach Gelegenheit. Bei Armbruster kam ich immer mehr in den Gedankenkreis von Herder, Goethe und Schiller. Im lateinischen Unterricht verlegte ich mich auf die Schriften von Tacitus, und konnte diese allmählich immer besser im Urtext lesen, was allerdings meinen schon früher schlechten lateinischen Stil verdarb, da ich in lateinischen Aufsätzen eine Art Taciteischen Telegrammstil anwandte, in dem durch wenige Worte ein tiefer Inhalt ausgedrückt werden sollte. Eine Gruppe von ungefähr 7 Schülern in der damaligen Prima folgte diesen über den gewöhnlichen Rahmen des Schulunterrichtes hinausgehenden Anregungen willig und arbeitete selbsttätig mit, die anderen ließen diesen Unterricht an sich abgleiten. Sehr wesentliche Anregungen habe ich durch Volckmann im Religionsunterricht erhalten, den er, ebenfalls mehr im Sinne eines Universitätsunterrichtes, in der Prima vom Standpunkt der Dogmengeschichte erteilte. Während ich früher bei meiner Unfähigkeit, Wortreihen automatisch auswendig zu lernen, wegen Mangel bei dem Aufsagen in Religion mittelmäßig gewesen war, erwachte im Unterricht bei Volckmann bei mir ein lebhaftes Interesse an religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Fragen, das mich bis zur Gegenwart begleitet hat. Unter diesen Anregungen machte ich Ostern 1883 das Abiturientenexamen mit Erlaß des mündlichen und bezog die Universität Freiburg i. Br., um Psychologie und Medizin zu studieren.

Mein weiteres Leben möchte ich um die Punkte gruppieren, die ich auch der Einteilung der Schriften zugrunde gelegt habe.

Zu III, 2a. Psychologie und Ästhetik.

Das Interesse an Psychologie und Ästhetik reicht bei mir bis weit in die Gymnasiastenzeit in Jauer zurück. Es trat dabei von vornherein in einer experimentellen Art zutage, indem ich das Zustandekommen von Sinneseindrücken und Vorstellungen bei mir beobachtete und die subjektiven Vorgänge mit dem objektiv Vorhandenen zu vergleichen suchte. Ein ganz charakteristischer Vorfall dieser Art ist mir aus der Zeit in Jauer, wahrscheinlich aus der Quartanerzeit, also aus dem 13. Jahr, in Erinnerung geblieben. Bei einem Weg entlang einer Hecke tauchte plötzlich der Kopf eines mir bekannten Menschen über dieser auf. Dieser an sich bedeutungslose Vorfall regte in mir folgende Gedankenkette an: Ich stellte mir in dem Moment, als der Kopf sichtbar wurde, den ganzen Menschen hinter der Hecke stehend vor, während optische Eindrücke nur von dem über der Hecke befindlichen Kopf an mein Auge gelangen konnten. Blitzartig begriff ich in diesem Augenblick, daß ich zu dem bloßen Sinneseindruck subjektive Zutaten im Sinne der Ergänzung gemacht hatte. Dieser Vorgang erschien mir höchst merkwürdig, und in der Richtung dieses Gedankenganges liegt eine ganze Menge von Beobachtungen, die ich seitdem gemacht habe.

Es soll dies nur ein Beispiel dafür sein, daß das Interesse an den psychologischen Vorgängen, besonders im Gebiet der Sinnesempfindungen, bei mir ganz bodenständig auftrat, im Anfang ohne jede Beeinflussung von außen in dieser Beziehung. Eine Verstärkung durch den Schulunterricht bekam diese natürliche Neigung erst später in der Obersekunda und Prima in dem deutschen Unterricht unseres originellen Lehrers Armbruster, zum Teil auch in dem Lateinunterricht des Philologen Volckmann. Die hauptsächliche Förderung in dieser Richtung verdanke ich dem genannten Oberlehrer Armbruster, der im deutschen Unterricht in der Prima vor allem Herder, Goethe und Schiller behandelte. Auch regten seine Aufsatzthemata, die ich mit lebhafter Hingabe bearbeitete, mich außerordentlich in dieser Beziehung an. Der psychologische Inhalt der Sturm- und Drangperiode und der klassischen Literatur wurde mir auf diesem Wege schon in der Gymnasiastenzeit sehr lebhaft, und auf dieser Grundlage baute sich mein weiteres Interesse an psychologischen und ästhetischen Dingen während der Studienzeit auf.

Als ich daher im Sommer 1883 nach Freiburg i. Br. kam, meinem Abiturientenzeugnis nach, um Medizin zu studieren, war es für mich selbstverständlich, daß ich mich gleichzeitig, was da-

mals an der Universität Freiburg ging, in der philosophischen Fakultät einschreiben ließ. Allerdings beschränkte sich das philosophische Studium auf das Hören bei dem Philosophen Riehl und eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen geschichtlichen Inhalts. Im übrigen ging ich auf Grund der vom Gymnasium mitgebrachten Vorstellungskomplexe beim Treiben der Philosophie meine eigenen Wege. Vor allem trat dabei die Neigung hervor, die Philosophen im Original zu lesen und sie nicht nur in der abgeblaßten Form von Schriften über sie kennenzulernen. Selbstverständlich war diese Art des Studiums regellos, ich hatte jedoch trotz der sonderbaren Auswahl im einzelnen die richtige Absicht, von dem philosophischen Zustand bei Herder psychologiegeschichtlich rückwärts zu gehen. So war ich u. a. zur Verwunderung eines Freiburger Bibliothekars, der mir die Bücher aushändigte, auf Spinoza gekommen, dessen Philosophie ich psychologisch zu verstehen suchte. Ich war also schon damals ganz auf die psychologische Betrachtung der Philosophen und ihrer Systeme eingestellt. Jedoch war dieses Studium nicht systematisch und bildete nur einzelne Unterbrechungen mit geistiger Vertiefung in dem wechselvollen Treiben eines ersten Semesters in der herrlichen Umgebung von Freiburg. Bei vielfachen Fußwegen in die Berge, mit Vorliebe auf den Blauen bei Freiburg, oder auch bei weiteren Touren trieb ich praktische Ästhetik, jedoch immer mit dem Unterton des psychologisch Interessierten und einer von Hypochondrie völlig freien Selbstbeobachtung. Am Schlusse dieses Sommersemesters reiste ich über den Bodensee nach Vorarlberg und gelangte über den Schröcken, am Widderstein vorbei, nach Oberstdorf im Allgäu, wo ich meinen Vater traf. — Bei dem Freiburger Aufenthalt war das Studium der Medizin, dem ich mich als Lebensberuf widmen wollte, im Rückstand geblieben. Außer einem ungewöhnlich langweiligen Kolleg über Osteologie habe ich von dieser Stätte medizinischer Wissenschaft damals wenige Eindrücke bekommen. Nur ist mir eine Überzeugung aus meinem ersten medizinischen Semester geblieben, daß die Anatomie ohne gleichzeitige physiologische Auffassung nur eine halbe Wissenschaft ist, und daß die Funktionslehre bei dem Unterricht in den Vordergrund gestellt werden muß.

Mit diesem negativen Eindruck meines ersten medizinischen Unterrichts und einer Reihe von lebhaften, aber unzusammenhängenden Interessen in psychologischer und ästhetischer Beziehung ging ich im 2. Semester (Winter 1883/84) nach Leipzig. Hier erwachten

bei mir in den Vorlesungen von Wundt alle psychologischen Interessen und bekamen eine klare Richtung auf die experimentelle Psychologie. Gleichzeitig erhielt durch die physiologischen Vorlesungen von Ludwig, besonders durch seine Darstellung der Sinnesphysiologie, mein medizinisches Studium eine entsprechende Richtung. Immer mehr begriff ich die Psychophysiologie als Ziel meines Lebens. Vorher hatte ich öfter Zweifel, ob das zum Teil ganz heterogene Studium von medizinisch-körperlichen und ästhetisch- psychologischen Dingen sich irgendwie werde vereinigen lassen. Erst durch Ludwig wurde ich im medizinischen Gebiet auf die Bahn gelenkt, der ich auch unter dem Einfluß von Wundt, entsprechend meinen natürlichen Neigungen, folgen wollte. — Nach Bestehen des Physikums im Frühjahr 1885 mußte ich zunächst als Freiwilliger ½ Jahr unter der Waffe dienen, hatte jedoch keine Neigung, dies bei einem Regiment in Leipzig zu tun, sondern wählte, im Zusammenhange mit meinen psychologisch-ästhetischen Neigungen und den vom Gymnasium in Jauer stammenden Interessen an Herder und Goethe, — Weimar. Offiziell blieb ich dabei in Leipzig immatrikuliert und belegte dort in der üblichen Weise ein nie von mir gehörtes Kolleg. Unterdessen vertiefte ich mich in Weimar neben der militärischen Ausbildung in den Geist und die Persönlichkeiten der klassischen Zeit. Zu diesem Zwecke hatte ich mich zwischen der Kaserne, die auf der Höhe am rechten Ilmufer steht, und dem Fluß, in nächster Nähe des alten Musaeusgartens, eingemietet, und konnte besonders das Goethehäuschen im Ilmpark in wenigen Minuten erreichen. In dem Garten bei dieser durch Goetheerinnerungen geheiligten Stätte habe ich viele Stunden zugebracht und kannte bald jeden Weg, jede Baumgruppe und alle die Anlagen, die unter Goethes Einfluß im Park gemacht worden sind. Es war ein Kolleg über die Ästhetik unserer Klassiker aus erster Quelle. Auch in der Stadt am linken Ufer der Ilm kannte ich bald alle Häuser und Plätze, die für die Lebensführung von Goethe und seinen Weimarer Zeitgenossen von Bedeutung gewesen sind. — Sodann bekam ich Gelegenheit, bei langen Wanderungen im Thüringer Wald besonders den Rennsteig kennenzulernen, was mich für mein ganzes späteres Leben in bezug auf das Studium der prähistorischen Straßen stark beeinflußt hat.

Mit diesen lebhaften Eindrücken aus der Zeit von Sturm und Drang und der späteren Klassik ging ich im Herbst 1885 nach Berlin, um, wie in Leipzig, Medizin und Psychologie weiter zu studieren. Was jedoch in Freiburg und Leipzig ohne weiteres möglich gewesen

war, ging an der Universität Berlin nicht. Man wollte mich nur in einer Fakultät immatrikulieren, und so ließ ich mich denn als Mediziner einschreiben, studierte jedoch daneben nach Herzenslust Philosophie und Psychologie bei Dilthey, Zeller und Heinrich von Stein. Die stärksten Anregungen erhielt ich von dem Letztgenannten in seinem Kolleg über „Geschichte der Philosophie". Heinrich von Stein, dessen Buch „Zur Entstehung der neueren Ästhetik" anerkannt ist, und der durch die Schrift „Helden und Welt" als Schriftsteller gleichwertig neben Gobineau getreten ist, stellte in der Geschichte der Philosophie die Persönlichkeiten der einzelnen Philosophen in den Vordergrund, entwickelte ihre Charakterbilder, wobei ihre philosophischen Lehrmeinungen und psychologischen Anschauungen als wichtige Teile ihres geistigen Gesamtcharakters erschienen. Er gab nicht nur eine Analyse des Inhaltes der philosophischen Werke, sondern vollzog dann eine neue Synthese des Systems als geistigen Ausdruck der philosophischen Persönlichkeit. Diese geschichtlich-psychologische Auffassung und Darstellungsart zog nicht nur mich, sondern einen ganzen Kreis von Schülern lebhaft an, so daß sich besonders in einem von Heinrich von Stein abgehaltenen Colloquium im Lauf der nächsten Semester in Berlin eine kleine Gemeinde von begeisterten Schülern um ihn bildete.

Dabei ging die große Verehrung, die Heinrich von Stein schon längst für Richard Wagner hatte, und die ihn als Hauslehrer von Siegfried Wagner in Richard Wagners Haus Wanfried in Bayreuth geführt hatte, auf uns über. Zu diesem Kreise gehörte auch Richard Elster aus Braunschweig, der Beziehungen zu der Familie Curtius hatte, in die ich dadurch eingeführt wurde. Im Zusammensein einerseits mit Heinrich von Stein, andererseits im Kreise von Curtius habe ich viele psychologische und ästhetische Anregungen bekommen. Unter dem Einfluß von Heinrich von Stein beschäftigte ich mich im Winter 1885 mit einer Preisarbeit über Lockes Verhältnis zu Decartes, die von der philosophischen Fakultät in Berlin auf Veranlassung von Dilthey gestellt worden war, — ohne meinem Lehrer etwas von dieser Beschäftigung zu sagen, da ich ein abratendes Verhalten von seiner Seite mit Rücksicht auf meine medizinischen Berufsstudien erwartete. Als Heinrich von Stein später wirklich etwas davon erfuhr, hatte ich die Arbeit schon fertig und bei der philosophischen Fakultät eingereicht. Meine Vermutung war richtig. Heinrich von Stein hatte in seiner Gewissenhaftigkeit offenbar Bedenken, mich von dem medizinischen Fachstudium abgelenkt zu haben. Um so herzlicher

war seine Freude, als ich bei der Leibniz-Feier 1886 von der philosophischen Fakultät unter mehreren Bewerbern wirklich den Preis erhielt. Entsprechend der schon in Freiburg angewendeten Methode, möglichst die Originale zu lesen, hatte ich mich alsbald an die Schriften von Cartesius begeben, dessen Latein ich ziemlich rasch geläufig lesen lernte. Indem ich die geschichtlich-psychologische Analyse meines Lehrers Heinrich von Stein auf Descartes' Schriften anwendete, erkannte ich bald die grundlegenden psychologischen Vorgänge und fand die gesuchte Beziehung zu den scheinbar so verschiedenen Lehren des Empiristen Locke. Allmählich schloß sich dadurch eine Reihe von Gliedern, die ich auf diesem Wege kennenlernte, mit anderen Studien von philosophischen Originalen zu einer psychologisch-geschichtlichen Kette zusammen, die von dem mir wohlvertrauten Herderschen Gedankenkomplex nach rückwärts bis zu Descartes und darüber hinaus reichte. Dies war die Grundlage, auf der ich später nach meinem medizinischen Staatsexamen an die Bearbeitung einer Preisaufgabe der Akademie der Wissenschaften für die von Miloszewski-Stiftung ging, aus der mein Buch „Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller" (erschienen in Würzburg bei Stahel 1891) hervorgegangen ist. Alle die psychologischen und ästhetischen Ansätze zur Darstellung des Komplexes Herder-Goethe-Schiller seit meiner Primanerzeit bis zum Schluß meiner Studienzeit in Berlin, sind in diesem Buche verarbeitet. Die nahen Beziehungen zu Heinrich von Stein, die im letzten Jahre vor seinem Tode zur vertrauten Aussprache führten, brachten mich auch in nähere Beziehungen zu Bayreuth. In der Studentenschaft von Berlin wurde der akademische Richard-Wagner-Verein begründet, in dem sich ein reges geistiges Leben in Vorträgen und Studium der Werke Richard Wagners abspielte. 1886 ging ich mit mehreren Freunden aus diesem Kreise mit dem als Preis meiner Arbeit erhaltenen Betrag zum erstenmal nach Bayreuth, um den Parsifal zu erleben. Dort kam ich in Beziehung zu Hans von Wolzogen, in dessen Bayreuther Blättern mein erster philosophisch-ästhetischer Aufsatz „Die französische Revolution und der deutsche Idealismus" erschienen ist. In dem erweiterten Kreise des Richard-Wagner-Vereins in Berlin habe ich mehrfach Vorträge, einmal über den psychologischen Zusammenhang in Wagners Tristan, das andere Mal über die Theorie des Ausdruckes im Musikdrama, gehalten. Auch mußte ich meinem verehrten Lehrer Heinrich von Stein nach seinem so früh erfolgten

Tode eine Gedächtnisrede im engeren Kreise halten. Der weitere Gang meiner psychologischen Entwicklung wird sich aus der Darstellung der anderen Gruppen von Schriften ergeben.

Zu III, 2b. Psychiatrie.

Nachdem ich bei dem Studium in Leipzig unter dem Einflusse von Wundt und Ludwig die Psycho-Physiologie als Lebensziel erkannt hatte, kam ich bei der Fortsetzung meiner medizinischen und psychologischen Studien in Berlin seit Wintersemester 1885 immer mehr auf den Plan, Psychiater zu werden, in der Hoffnung, in diesem Fache meine psycho-physiologischen Interessen zur Wirkung bringen zu können. Bei dieser Wendung auf einen bestimmten praktischen Beruf innerhalb des medizinischen Gebietes hat vielleicht ein starker psychiatrischer Eindruck, den ich schon in meiner Primanerzeit in Jauer gehabt habe, mitgewirkt. Vorher war ich mit psychiatrischen Dingen weder in, noch außerhalb meiner Familie in Berührung gekommen, so daß mir frühere Einflüsse nach dieser Richtung hin ausgeschlossen erscheinen. Als Primaner in Jauer verkehrte ich viel mit einem dichterisch sehr beanlagten Freunde, der damals geisteskrank wurde. Infolge unseres engen Verkehrs konnte ich jedes Zeichen seiner sich immer mehr steigernden Erregung beobachten und war Zeuge der Vorgänge, die schließlich zu seiner Verbringung in eine Anstalt führten. Von dem Direktor der Schule, Volckmann, wurde ich über den ganzen Verlauf verhört, und habe dabei zum erstenmal eine Darstellung der Symptome einer ausbrechenden Geisteskrankheit auf Grund eigener Anschauung gegeben. Auch später hat mich das Schicksal dieses Freundes, der nach einer Reihe von Monaten aus der Anstalt entlassen wurde, lebhaft beschäftigt. Ich kann nicht behaupten, daß dieser Vorgang mit Bewußtsein für mich zum Motiv meiner Berufswahl geworden ist, halte jedoch einen nachhaltigen Einfluß für möglich, nachdem ich erst einmal auf die Beobachtung psycho-pathologischer Symptome hingelenkt war. Jedenfalls stand schon in den ersten Semestern meines Berliner Studiums für mich der Plan fest, Psychiater zu werden. Dabei hat auch der Einfluß des Berliner Psychiaters Mendel eingewirkt, dessen Kolleg über forensische Psychiatrie ich mit zahlreichen anderen Studenten verschiedener Fakultäten hörte. Auf meine Bitte gab mir Mendel ein Thema, mit dem ich mich in den Ferien in der schlesischen Anstalt in Brieg

beschäftigen wollte, und zwar bezog sich dasselbe auf die Sinnestäuschungen im Gebiet des Gemeingefühls. Tatsächlich bekam ich während der Ferien in dieser Anstalt die Erlaubnis, mich mit einer Anzahl von Geisteskranken, und zwar infolge der Art des Themas besonders mit Paranoikern und Halluzinanten, zu beschäftigen. Es war dies die ursprünglichste und wirksamste Form eines klinischen Unterrichtes.

So suchte ich denn immer mehr in der Psychiatrie eine Vereinigung meiner medizinischen und psychologischen Interessen. Dabei zeigte sich zunächst ein zeitweilig stärkeres Hervortreten der rein medizinischen oder der psychologischen Neigungen, jedoch immer mit dem verbindenden Gedanken, daß ich in der Psychiatrie versuchen wollte, diese zum Teil ganz verschiedenartigen Studien zu vereinigen. Besonders zog mich die streng methodische, mechanisch-physikalische Diagnostik an, die ich bei dem inneren Kliniker Gerhardt und seinem damaligen Assistenten Friedrich Müller lernte. Hier kamen meine ausgeprägten mechanischen Neigungen zum Vorschein, und es erregte schon damals mein lebhaftes Interesse, lediglich aus dem objektiven Befund ohne Kenntnis der Vorgeschichte zu diagnostizieren, und letztere dann im Hinblick auf den objektiven Befund zu entwickeln. Dagegen machte sich bei mir gegen die mehr rhetorische Vortragsweise von Herrn v. Leyden eine ausgeprägte Ablehnung bemerkbar. Die völlige Verschiedenheit dieser beiden Examinatoren, Gerhardt und v. Leyden, führte öfter im Staatsexamen zu ganz verschiedenen Beurteilungen der Kandidaten. Außer der Klinik von Gerhardt interessierte mich damals das pathologisch-anatomische Kolleg von Virchow mit am stärksten, da es meiner objektivistisch-mechanischen Denkweise entsprach. Alle Sonderbarkeiten und Eigenwilligkeiten dieses Lehrers wurden durch eine ausgezeichnete Diagnostik bei der Betrachtung pathologisch-anatomischer Präparate aufgewogen. Diese objektivistisch-mechanische Betrachtungsweise wurde bei mir weiter durch die klinischen Vorlesungen des Chirurgen Bergmann, sowie der Gynäkologen und Geburtshelfer Gusserow und Schröder verstärkt. Dabei lernte ich in Schröder einen hervorragenden Lehrer ärztlicher Ethik kennen, der z. B. die Indikationen für gynäkologische und geburtshelferische Eingriffe mit größter Gewissenhaftigkeit abwog. Einen bedeutenden Eindruck habe ich auch von Robert Koch erhalten, ohne daß ich auf seine Vorträge innerlich besonders reagierte. Immer war es bei meinem medizinischen Studium die

strenge Methodik der mechanisch-physikalischen Untersuchung, die mich, vermöge meiner mechanischen Anlagen, interessierte.

Zum Abschluß meiner psychologischen und medizinischen Studien in Berlin machte ich im Sommer 1887 das philosophische Doktorexamen auf Grund der Preisarbeit über Lockes Verhältnis zu Descartes, sodann im Jahre 1887—1888 das medizinische Staatsexamen in Berlin. Für das philosophische Doktorexamen hatte ich als Hauptfach Philosophie mit den Examinatoren Dilthey und Zeller, als Nebenfächer Chemie und Physik mit den Examinatoren A. W. von Hofmann und von Helmholtz gewählt. Dieses Doktorexamen unter persönlicher Berührung mit diesen vier geistig hochbegabten Männern bleibt mir unvergeßlich, besonders die Prüfung bei Helmholtz. Dieser hatte mich bei meinem Besuche mit folgenden Worten angeredet: „Sie sind ein Mediziner und haben eine philosophische Doktorarbeit gemacht? Was wollen Sie geprüft sein?“ Meine Antwort lautete: „Physiologische Optik,“ da ich sein Buch infolge meiner psychophysiologischen Einstellung mit Begeisterung gelesen hatte. Mein medizinisches Staatsexamen zog sich in der damals in Berlin öfter gepflogenen Weise sehr lange hin, da die Kandidaten zwischen den einzelnen Fächern lange Pausen machten. Es dauerte nach meiner Erinnerung, ohne daß ich in einer Station durchgefallen wäre, vom November 1887 bis Juli 1888. Auf die Darstellung mancher charakteristischer Vorgänge während des Examens bei Gerhardt, von Leyden und Virchow muß ich hier verzichten.

Zunächst mußte nun der zweite Teil der Militärpflicht erledigt werden, nachdem ich 1885 in Weimar als Unterlazarettgehilfe der Reserve entlassen war. Ich meldete mich bei dem sächsischen Korps in Dresden in der Hoffnung, nach Leipzig zu kommen, wurde jedoch zunächst auf die Festung Königstein an der Elbe als Unterarzt kommandiert. Diese Festungszeit hat mir eine Reihe von, auch psychologisch interessanten, Eindrücken und Erinnerungen geboten. Damals fing ich an, unter Benutzung von Literatur aus Universitätsbibliotheken, die Preisarbeit der Akademie der Wissenschaften aus der Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik zu bearbeiten. Nach einigen Wochen wurde ich auf meine Bitte nach Leipzig zu dem Regiment 134 versetzt und nach einiger Zeit zur chirurgischen Station des Garnisonlazarettes kommandiert. Während dieser Zeit in Leipzig war ich den Stabsärzten Basüner und Düms, denen ich beiden eine freundliche Erinnerung bewahre, unterstellt. Die weitere militärärztliche Laufbahn von Düms ist bekannt. Er war damals

Leiter der chirurgischen Abteilung und als solcher mein Vorgesetzter, der mir eine ziemlich selbständige Tätigkeit unter seiner Aufsicht gewährte. Mein Interesse an der Chirurgie, das sich später in dem Mittelgebiet zwischen Neurologie und Chirurgie vielfach betätigt hat, ist damals zur raschen Entwicklung gekommen. Gleichzeitig bekam ich Gelegenheit, während meiner dienstfreien Stunden im Laboratorium von Wundt zu arbeiten, und habe mich damals zusammen mit dem Amerikaner Skripture, der sich später durch seine phonographischen Arbeiten ausgezeichnet hat, und Kirschmann, der später als Professor nach Toronto in Nordamerika ging, mit einer Arbeit über den Zeitsinn beschäftigt. Dieses Thema hat mich seitdem, wenn auch in anderer Weise, andauernd beschäftigt, und meine Studien zur Kontrolle der Zeitmessung, also über die objektive Seite des Zeitsinnes, hängen mehrfach damit zusammen. Auch sonst bekam ich mit dem Kreise der Wundtschen Schüler, besonders mit Külpe, dessen Freundschaft mir bis zu seinem Tode treu geblieben ist, nahe Beziehung. Die psychophysiologischen Ideen, die ich schon bei meinem früheren Studium in Leipzig aufgenommen hatte, wurden durch die Laboratoriumsarbeiten bei Wundt weiter verstärkt.

Mit diesen wissenschaftlich tiegehenden Eindrücken trat ich am 1. April 1889 eine Stellung als Assistenzarzt an der schlesischen Provinzialirrenanstalt in Rybnik an. Vorher hatte ich mich zur Einstellung in eine schlesische Anstalt dem Landeshauptmann von Schlesien zur Verfügung gestellt. Der Direktor der Anstalt war Dr. Zander, durch dessen Erfahrungen über das koloniale System bei der Behandlung von Geisteskranken ich in indirekte Beziehung zu seinem Lehrer Paetz in Alt-Scherbitz trat. An beide denke ich in kollegialer Gesinnung zurück. Ich wohnte in einem Vorwerk, der Rudamühle, mit einigen Pflegern und ungefähr 40 ruhigen Geisteskranken, mit denen wir kolonisatorische Arbeiten in dem Tal der Ruda machten. Im übrigen hatte ich die Männerwachabteilung und die unruhige Frauenabteilung zu versorgen. Diese Zeit bedeutet meine praktische Schule in der Psychiatrie und war die unbedingte Voraussetzung für die später in Würzburg und Gießen geleistete praktisch-klinische Arbeit.

Neben dieser Einarbeitung in die psychiatrische Praxis war ich im stillen weiter mit der Akademiearbeit beschäftigt. Es war jedoch außerordentlich schwierig, die umfangreiche Literatur, die ich zu der Bearbeitung des Themas brauchte, von Rybnik aus in den verschiedenen Bibliotheken aufzusuchen und zu erhalten. Wenn ich

die Arbeit fertigstellen wollte, war ein mehrmonatiger Aufenthalt an einer großen Bibliothek, am besten in Berlin, notwendig. Ich nahm daher unter Stellung eines Vertreters von Januar 1890 an Urlaub und stellte in Berlin die Akademiearbeit fertig. Durch diese Arbeit gelangte ich jedoch immer mehr in das psychologische und psychophysiologische Gebiet, so daß ich auf die Rückkehr in den praktischen Betrieb der Provinzialirrenanstalt Rybnik verzichtete. Zunächst machte ich darauf die militärärztliche Übung zum Assistenzarzt in Dresden, wobei ich an das Militärlazarett kommandiert war. Unterdessen führte meine Bewerbung um eine Assistentenstelle an der psychiatrischen Klinik in Würzburg bei Prof. Rieger zum Erfolg, so daß ich am 1. Juli 1890 dort als Assistenzarzt eintrat, am gleichen Tage, an dem ich von der Akademie der Wissenschaften in Berlin auf meine Arbeit und einen später eingesandten zusammenfassenden Nachtrag den 2. Preis der v. Miloszewskischen Stiftung erhielt. Im Laufe des nächsten Jahres war ich neben der Assistententätigkeit mit der Drucklegung dieser Arbeit beschäftigt, die unter dem Titel „Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller" mit 50 Schlußthesen im Verlag von Stahel in Würzburg 1891 erschien. Vorläufig war an eine Fortsetzung dieser Studien nicht zu denken, da mich die Praxis der Klinik als einzigen Assistenten sehr in Anspruch nahm. Wir befanden uns mit der Klinik in einem Provisorium in der Rot-Kreuz-Straße in Würzburg, nachdem Prof. Rieger die Verlegung der Irrenabteilung des Juliushospitals mit großer Mühe durchgesetzt hatte. Bau und Einrichtung waren sehr einfach. Die Männerabteilung befand sich in einer früheren mechanischen Werkstätte über den Laboratorien. Als Frauenabteilung war ein kleiner Pavillon gebaut, für den übrigen Betrieb diente ein schon vorher vorhandenes Wohnhaus. Was mit diesen einfachen Mitteln in bezug auf praktische Arbeit geleistet werden konnte, ist mir nach langjähriger Arbeit, zuerst in der neuerbauten psychiatrischen Klinik in Würzburg, sodann in der von mir ausgebauten psychiatrischen Klinik in Gießen, immer noch erstaunlich. In jenem Provisorium ist eine Pionierarbeit geleistet worden, deren Erfahrungen in vielen Punkten bei dem Neubau der psychiatrischen Kliniken in Würzburg und Gießen zugrunde gelegt werden konnten. Dabei bedingte die Stellung als einziger Assistent einerseits starke Überlastung, andererseits eine große Selbständigkeit, für deren Gewährung ich meinem Chef und Lehrer Rieger sehr dankbar bin.

Meine praktische Tätigkeit und die psychologischen Studien wollte ich ursprünglich in Würzburg in der Weise vereinigen, daß ich mich in der philosophischen Fakultät habilitierte und dabei Assistenzarzt an der Klinik blieb. Es ergaben sich jedoch immer mehr Beziehungen zwischen den klinisch-diagnostischen Aufgaben und der Psychophysiologie, so daß ich mich schließlich im Juli 1892 in der medizinischen Fakultät für Psychiatrie habilitierte. Vorher hatte ich in Würzburg für eine Dissertation über Sömmerings Lehre vom Sitz der Seele, die mit den Studien meiner Akademiearbeit zusammenhing, die medizinische Doktorwürde erlangt. Innerhalb der klinischen Psychiatrie interessierten mich von vornherein alle Probleme, bei denen es sich um motorische Erscheinungen und Ausdrucksbewegungen handelte. Schon in Rybnik hatte ich, allerdings vergebliche, Versuche nach dieser Richtung durch Pulsschreibungen bei Geisteskranken gemacht. Nun trat bei mir durch die Verbindung von psychologischen und mechanisch-motorischen Gesichtspunkten als erstes das Katatonieproblem ins Bewußtsein. Es folgte in Würzburg der Ausbau der psychiatrischen Klinik nach Riegers Plänen, wobei ich in manchen Punkten wenigstens beratend und zum Teil ausführend tätig sein konnte.

Als Assistent Riegers hatte ich vielfach Gelegenheit, ihn beim Praktizieren mit den Studenten zu vertreten. Hierbei bildete ich mir immer mehr eine induktive Methode heraus, um die Studenten von der gründlichen Beobachtung der Einzelsymptome allmählich zur richtigen Diagnose zu leiten. Aus dieser praktisch-klinischen Unterrichtstätigkeit ist die Diagnostik der Geisteskrankheiten entstanden, in der bewußtermaßen die Methode der Induktion angewendet ist, und die in bezug auf ihre Grundlagen schon ganz auf dem Boden des Positivismus steht. Meine Dozententätigkeit bestand im wesentlichen aus öffentlichen Vorlesungen allgemein psychologisch-medizinischen Inhaltes und aus Kursen, in denen ich die induktive Methode im Gebiet der Geistes- und Nervenkrankheiten durchzuführen suchte. Nach verhältnismäßig kurzer Dozententätigkeit wurde ich 1894 von der medizinischen Fakultät der Universität Innsbruck, zusammen mit v. Monakow in Zürich, an erster Stelle als Nachfolger Antons vorgeschlagen. Bei der Naturforscherversammlung in Wien wurde ich in das österreichische Unterrichtsministerium bestellt, und bei mündlicher Verhandlung wurde mir die Professur in Innsbruck angetragen mit dem Hinzufügen, daß nur die allerhöchste Entscheidung, d. h. die Bestätigung durch den Kaiser, noch

ausstünde. Ich war also nach deutschen Begriffen berufen und konnte auch nach Meinung meines Lehrers Rieger jeden Augenblick die Ernennung erwarten. Unter diesen Umständen war meine weitere Tätigkeit an der Klinik in Würzburg so unsicher, daß ich Urlaub nahm und die Zeit zu diagnostischen Studien an der Heidelberger Klinik verwendete. Aber die erwartete Ernennung kam nicht, sondern der an zweiter Stelle vorgeschlagene Herr Dr. K. M., Assistent bei v. Krafft-Ebing, wurde ernannt, ohne daß ich irgendwie eine Erklärung dieses Entschlusses von seiten des österreichischen Ministeriums erhalten habe. Es war dies mein erster Einblick in die geistige Beschaffenheit der Regierungskreise des damaligen österreichischen Staates.

Immerhin bahnte mir der Innsbrucker Vorschlag in Verbindung mit der unterdessen erschienenen Diagnostik der Geisteskrankheiten den Weg zu der Berufung an die im Bau begriffene Klinik in Gießen, wohin ich zum 1. April 1895 berufen wurde. Die mir gestellte Aufgabe war eine außerordentlich interessante, aber schwierige. Es handelte sich darum, eine schon im Bau begriffene Klinik, deren Pläne neben guten Absichten eine Reihe von Fehlern enthielten, zu einem einheitlichen Ganzen auszugestalten. Hierbei konnte ich die Ideen, die sich mir bei dem praktisch-klinischen Unterricht in Würzburg und dem Bau der dortigen Klinik für die weitere Entwicklung klinischer Bauten gebildet hatten, zur Durchführung bringen. Auf die Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Sie sind aus dem Buch meines damaligen Assistenten, Dr. Dannemann, „Die psychiatrische Klinik in Gießen", Verlag von Springer, Berlin, ersichtlich. Seitdem habe ich 25 Jahre an dem Ausbau und der weiteren Entwicklung der Klinik gearbeitet. Die wissenschaftlichen Resultate liegen in Gestalt der später zusammengestellten Schriften vor.

Trotz dieser großen Arbeit ist in dieser Zeit, nach dem raschen Anstieg meiner akademischen Laufbahn, kein Ruf an eine auswärtige Universität an mich gelangt, worüber ich das Urteil getrost der zukünftigen Geschichtsschreibung der Psychiatrie überlasse. Allerdings ist mir mehrfach von größeren Universitäten Kenntnis geworden, daß meine Berufung von der betreffenden Fakultät ernsthaft in Betracht gezogen worden sei, aber lange haben bestimmte Gegenkräfte, auf deren Ursprung ich hier nicht eingehen will, bewirkt, daß mein Name von den Listen gestrichen wurde. Der Grund dieser Vorgänge liegt in der Geheimgeschichte der Fakultätsbriefe, die bei Berufungen an deutschen Universitäten oft eine ausschlaggebende

Bedeutung haben. Zwei von solchen Machwerken, die von zwei ihrerzeit stark überschätzten deutschen Psychiatern stammen, und bestimmt waren, nachdem ich schon in Gießen an erster Stelle vorgeschlagen war, meine Berufung zu vereiteln, habe ich selbst zu Gesicht bekommen, das eine durch Herrn Geheimrat Ludwig, von dem die ersten Pläne der Gießener Klinik stammten, das andere in meinen Berufungsakten. Eine Reform des deutschen Berufungswesens wird sich hauptsächlich mit der Wirksamkeit solcher Fakultätsbriefe beschäftigen müssen, welche der Mittelmäßigkeit und dem Übelwollen bei Berufungsangelegenheiten Tür und Tor öffnen. Diese Kritik richtet sich nicht allein gegen Vorgänge innerhalb der Universitäten, sondern auch gegen Unverstand und Parteilichkeit bei den ausschlaggebenden Ministerien der deutschen Staaten, die Universitäten unterhalten. Den Abschluß dieser Reihe von Lebenserfahrungen bildet die Tatsache, daß, wie ich erst im Juli 1921 erfahren habe, ich im Jahre 1920 von der medizinischen Fakultät in Leipzig an erster Stelle als Nachfolger von Flechsig vorgeschlagen worden bin, während das sächsische Ministerium mich vollständig übergangen hat. Welche Kräfte auch hier wieder tätig gewesen sind, um meine Berufung zu vereiteln, ist mir unbekannt, möglicherweise waren es die gleichen, die früher schon bei manchen Fakultäten gegen mich gearbeitet haben. Eine Reform des Berufungswesens an den deutschen Universitäten wird sich vor allem gegen die Dunkelmänner innerhalb und außerhalb der Universitäten, besonders auch in den Ministerien, zu richten haben.

III, 2c. Psychophysiologie und Individualpsychologie.

Nach meiner persönlichen Vorgeschichte habe ich schon seit meiner Studentenzeit die Psychophysiologie und Psychophysik als Lebensaufgabe betrachtet. Dabei ergab sich die Doppelaufgabe, einerseits die psychischen Zustände, andererseits die mechanischen und physikalisch-chemischen Vorgänge, die sie begleiten, und mit denen sie in Wechselwirkung stehen, methodisch zu erforschen. Hierbei kam mir der Doppelcharakter meiner Anlage, nämlich einerseits der Sinn für Mechanik, den ich als Erbteil aus der väterlichen Familie betrachte, andererseits das ausgeprägte psychologische Interesse, das ich vorwiegend aus der mütterlichen Familie ableite, zustatten. Es ist erklärlich, daß das Problem der Ausdrucksbewegungen bei mir immer mehr in den Vordergrund trat, und daß ich versuchte, es nach beiden Seiten, der psychologischen und mechanischen, zu

fassen. Nach den ersten tastenden Versuchen, die ich schon in Rybnik in bezug auf die Pulsvorgänge gemacht hatte, und den klinischen Studien über das Spannungsirresein, ging ich direkt auf das Ziel einer Darstellung und Messung der Ausdrucksbewegungen, und zwar von vornherein mit der doppelten Beziehung auf das normale und pathologische Seelenleben, aus. Dabei gab die dreidimensionale Anschauungsweise, die sich bei mir schon seit der Jugend bemerklich gemacht hatte, den Ausschlag. Die räumliche Auffassung gehört bei mir zu den Denkformen, die meine ganze Lebensführung durchdringen. Ich suchte daher von vornherein die Registrierung der Ausdrucksbewegungen in dreidimensionaler Weise zu gestalten und löste dieses Erfindungsproblem zunächst in bezug auf die Bewegungen der Finger. Die eigentliche Grundidee hatte ich schon in Würzburg gefaßt, aber die technische Ausführung geschah erst in Gießen, als ich die technischen Hilfsmittel der von mir eingerichteten Klinik zur Verfügung hatte. Schon vorher hatte ich in Würzburg ein mechanisch-technisches Problem aus dem Gebiet der Reflexschreibung, und zwar ebenfalls vom psychophysiologischen Standpunkt, zu lösen gesucht, woraus der sogenannte Reflexmultiplikator hervorgegangen ist. Hierbei hatte ich noch eine Beziehung zu bestimmten motorischen Studien meines Lehrers Rieger, aber mein Gesichtspunkt war von vornherein ein psychophysiologischer, indem ich das Ziel ins Auge faßte, die psychisch bedingten Änderungen der Reflexvorgänge zu registrieren und zu messen, um einen Einblick in die psychischen Einflüsse auf reflektorische Vorgänge zu gewinnen. Das, was hier nur indirekt aus der veränderten Form der Reflexkurven abgelesen werden konnte, wollte ich durch die Methoden zur Registrierung direkt fassen. Diese Studien und Erfindungen bilden eine zusammenhängende psychotechnische Reihe, die sich durch meine ganze bisherige Gießener Tätigkeit fortgesetzt hat. Ich gebe hier nur kurz die Muskelgruppen, Gliedabschnitte und Systeme an, an denen ich die Grundaufgabe der psychophysiologischen Darstellung zu lösen gesucht habe.

A. Direkte Messung von Ausdrucksbewegungen.
   1. Dreidimensionale Darstellung der Bewegungen der Hände.
   2. Dreidimensionale Darstellung der Bewegungen der Beine.
   3. Darstellung der Bewegungen der Stirnmuskeln.
   4. Registrierung der Atembewegungen mit gleichzeitiger Schreibung der kostalen und abdominalen Atmung.
   5. Messung von Ausdrucksbewegungen in Licht- und Farbenerscheinungen,

zuerst demonstriert bei dem Kongreß für experimentelle Psychologie 1904 in Gießen.

6. Umsetzung des Pulses in Töne.
7. Messung der vasomotorischen Vorgänge an der Haut.
8. Studium der elektrischen Vorgänge an der Haut im Hinblick auf psychophysische Erscheinungen.

B. Messung von psychophysiologischen Vorgängen aus der Veränderung von Reflexen:

1. Registrierung des Kniephänomens mit gleichzeitiger Messung von Reiz und Wirkung.
2. Untersuchung der Lichtreaktion der Pupillen mit gleichzeitiger Messung von Reiz und Wirkung.

Diese psychophysiologischen Methoden, zu deren Ausbildung eine ganze Reihe von technischen Erfindungen nötig waren, sind von mir vielfach zur Lösung der Aufgaben aus der normalen und pathologischen Psychologie verwendet worden und haben im Gebiet der Psychiatrie zu diagnostischen, teilweise auch therapeutischen Zwecken gedient. Diese Reihe von Arbeiten geht daher unmittelbar in die Gruppe Psychiatrie über und ergänzt diese.

Bei meinen psychiatrischen Beobachtungen war ich von vornherein auf das weitumfassende Gebiet der empirischen Psychologie eingestellt. Die Vorgeschichte dieser hatte ich besonders im Zusammenhang meines Buches über Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik studiert. Der Grund, weshalb die empirische Psychologie im 18. Jahrhundert, trotz vielfacher richtiger Ansätze, nicht vorwärts kommen konnte und daher leicht durch die Kantsche Philosophie verdrängt wurde, lag darin, daß sie 1. mit einem falschen Begriff des Individuellen verknüpft war und daher eine rein individualpsychologische Wendung genommen hatte, 2. daß die damalige Methodik zu mittelmäßig war, um eindeutige Resultate zu erhalten. Bei der Reform der Individualpsychologie kam es hauptsächlich darauf an, 1. geeignete Methoden zu schaffen, die für eine vergleichende Untersuchung der Normalen, Nervösen und Geisteskranken geeignet waren, 2. das Gesetzmäßige in den Reaktionen des Einzelindividuums zu untersuchen. Die Lösung dieser beiden Aufgaben war durch die vorher angegebenen psychophysiologischen Methoden im Zusammenhang mit den sonst vorhandenen psychophysischen Methoden ermöglicht, und ich habe mich dieser Aufgabe im Zusammenhang eines während meiner Gießener Lehrtätigkeit gelesenen Kollegs über experimentelle Psychologie und Psychiatrie dauernd gewidmet. Dieses Kolleg ist in der langen Zeit stets von

zahlreichen Hörern aus den 4 Fakultäten besucht gewesen, und ich glaube viele von diesen Studenten, für ihr weiteres Leben in den praktischen Berufen, zur methodischen Auffassung und Untersuchung psychischer Vorgänge sowohl in individueller als auch in sozialpsychologischer Richtung angeleitet zu haben.

Seit meiner Berufung nach Gießen hatte ich andauernd an der Verbesserung der Untersuchungsmethoden gearbeitet und habe diese Studien 1899 in dem Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden zusammengefaßt. In diesem ist die kombinierte Messung von Reiz und Wirkung unter Berücksichtigung der Zeit grundsätzlich auf das Studium der Psychiatrie angewendet und dadurch die Psychophysiologie zur Grundlage der Psychiatrie gemacht worden. Dieses Buch bildet einen Ausgangspunkt für eine lange Kette von Studien, die sich auf verschiedene praktische Gebiete erstrecken. Diese Bestrebungen führten in Verbindung mit Georg Elias Müller in Göttingen und Schumann in Frankfurt zu dem 1. Kongreß für experimentelle Psychologie, der 1904 in Gießen stattfand, und der zur Gründung der Gesellschaft für experimentelle Psychologie führte. Von dieser veranstaltet, haben unterdessen weitere Kongresse gleicher Art in Würzburg (1906), Frankfurt a. M. (1908), Innsbruck (1910), Berlin (1912), Göttingen (1914), Marburg (1921) stattgefunden.

Die Anwendung der experimentell-psychologischen Methodik auf die praktischen Gebiete geschah bei einer Reihe von internationalen Kursen in meiner Klinik in Gießen, und zwar mit Anwendung auf das Gebiet des angeborenen Schwachsinns und der Hilfsschulen 1906, auf forensische Psychiatrie und Kriminalpsychologie 1907 und 1909, Familienforschung und Vererbungslehre 1908 und 1912. Mit dem 2. Kurs dieser Art im Sommer 1912 war ein Kongreß verbunden, bei dem ein Zusammenwirken von Genealogen und Historikern, Naturwissenschaftern und Medizinern, besonders Psychiatern, stattfand.

Meine Schriften und die Kurse bilden also einen zusammenhängenden Komplex, in dessen Mitte die psychophysiologische Methodenlehre steht. Mit Hilfe dieser gelangte ich von der Untersuchung der psychischen Grundfunktionen zur Untersuchung der angeborenen Anlage, die den Gegenstand der Familienforschung bildet.

Zu III, 2d. Kriminalpsychologie.

In der psychiatrischen Klinik zu Würzberg hatte ich zuerst Gelegenheit, Angeschuldigte, die zur Beobachtung ihres Geisteszustandes in die Klinik aufgenommen waren, zu sehen. Unter dem Einfluß meines Vaters hatte ich mich schon früher für juristische Dinge, wenn auch mehr von dem mir naheliegenden psychologischen Standpunkt aus, interessiert, und es mag damit zusammenhängen, daß ich von vornherein bei meinen forensisch-psychiatrischen Beobachtungen mich in die rechtliche Seite der Frage mehr vertiefte, als es sonst bei forensischen Gutachten der Fall sein mag. Ich begann schon damals, die Strafgesetzbücher, besonders die der deutschen Bundesstaaten, vergleichend zu studieren. Aus diesem Doppelstudium einerseits des Juristischen, andererseits des Forensisch-Psychiatrischen ging das Referat über Kriminalpsychologie bei der deutschen Psychiaterversammlung des Jahres 1894 in Dresden hervor. Ich mußte jedoch die Erfahrung machen, daß diese Vertiefung in die rechtliche und gesetzgeberische Seite der Sache vom gerichtlichen und psychiatrischen Standpunkt, bei einer Anzahl von Psychiatern älterer Richtung wenig Beifall fand. Ich hielt daher nach meiner Berufung nach Gießen das schon im Druck erschienene Referat zurück, um erst auf dem Boden einer umfassenden Erfahrung das Thema von neuem wieder aufzunehmen. In Gießen trat sehr bald eine große Menge von forensischen Aufgaben an mich heran, da nicht nur Angeschuldigte nach § 81 der StPO. von allen drei Landgerichten des hessischen Staates, Darmstadt, Mainz und Gießen, zur Beobachtung in die Klinik eingewiesen wurden, sondern auch zahlreiche Fälle aus den Strafanstalten des Landes in die Klinik zur Begutachtung gelangten. Aus diesen umfangreichen Arbeiten ist das Buch über Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie entstanden, das den Kern der weiteren Entwicklung gebildet hat. Immer mehr trat die Aufgabe einer methodisch-psychophysiologischen Analyse der rechtbrechenden Individuen in den Vordergrund und damit zugleich ein wichtiger Teil der Sozialpsychologie. Auch sind in diesem Buch schon vielfache Ausführungen mit vergleichender Analyse der Anlagen vorhanden. In praktischer Beziehung wurde allmählich die Überlastung durch Gutachten so stark, daß, wenn ich wissenschaftlich weiterarbeiten wollte, eine Organisation dieses Faches an der Klinik notwendig erschien. Im Zusammenhang hiermit habe ich für den damaligen Oberarzt der Klinik, Dr. Dannemann, nach seiner Habilitation einen Lehrauftrag für forensische Psychiatrie

beantragt und erhalten. Nach dieser Entlastung von den rein praktischen Aufgaben, konnte ich an der wissenschaftlichen Entwicklung dieses Gebietes weiterarbeiten. Vorher hatte sich schon seit dem internationalen Kongreß für Medizin in Rom im Jahre 1896 eine nähere Beziehung zu Lombroso herausgebildet. Bei der Kritik seiner Lehren unterschied ich die anatomische Form des Delinquente nato von der allgemeinen Frage, ob und inwieweit endogene Momente der Anlage Verbrechen bedingen. Im Jahre 1906 wurde im Zusammenhang dieser wissenschaftlichen Erörterungen bei dem internationalen Kongreß für Kriminalanthropologie in Turin nach meinem Vortrag von der Versammlung der Beschluß gefaßt, den nächsten internationalen Kongreß in Deutschland abzuhalten und mich mit der Organisation zu betrauen. In der weiteren Entwicklung der Sache wurde dieser Kongreß von Aschaffenburg und mir in Köln a. Rh. 1911 abgehalten und hat für die weitere Ausbildung dieser Richtung, soweit sie auf methodischer Erfahrung beruht, wesentlich beigetragen.

Zu III, 2e. Familienforschung und Vererbungslehre.

Eine Beschäftigung mit Familienforschung ist bei mir durch Erziehung und familiäre Vorstellungskomplexe in keiner Weise vorgebildet. Nach dem frühen Tode meiner Mutter, bei welchem ich etwa 8 Jahre alt war, bin ich mir vielfach selbst überlassen gewesen und von meinem Vater zur Selbständigkeit, z. B. kleinen Reisen, angeleitet worden. Der Ausgangspunkt meiner Familienforschungen liegt also nicht im Interesse an der eigenen Abstammung, an die ich erst sehr spät im Laufe meiner Forschungen gedacht habe, sondern 1. in den psychiatrischen Erfahrungen über Heredität, die ich in meinem Berufe machte, 2. in dem schon lange vorhandenen Interesse an der geistigen Beschaffenheit unserer Klassiker, besonders von Goethe, 3. in dem Entwicklungsgang meiner experimental-psychologischen Studien, bei denen ich immer mehr auf die angeborene Anlage als eigentliche Ursache der persönlichen Reaktionsweise kam, 4. in der naturwissenschaftlichen Richtung, die mich auf die allgemeinen Vererbungserscheinungen führte, 5. in der eindringlichen Beschäftigung mit der Familie Soldan, auf deren Überlieferung ich durch meine Frau, deren Mutter eine geborene Soldan ist, gekommen war.

Mein Buch über Familienforschung ist aus der Vereinigung und gegenseitigen Verstärkung dieser verschiedenen Motive entstanden und ging von vornherein über den Rahmen einer persönlichen

Familienforschung in naturwissenschaftlich-psychologischer Richtung hinaus. Der weitere Gang der Entwicklung ist aus meinen Schriften ersichtlich. Vor allem ergaben sich bei der Fortsetzung die Studien über die Entstehung des Genies bei Goethe, Schiller, Friedrich dem Großen und anderen deutschen Männern, ferner die Untersuchung der Renaissance vom Standpunkt der Familienforschung im Hinblick auf die Synthese von Eigenschaften, schließlich die zusammenfassende Darstellung der Familienähnlichkeit (erschienen im Verlag der Urania in Wien).

Zu III, 2f. Sozialpsychologie und -Organisation.

Auf die Untersuchung der Sozialerscheinungen bin ich von psychologischen und psychopathologischen Ausgangspunkten gekommen. Die Betrachtungen der einzelnen Persönlichkeiten führt notwendigerweise zur Psychologie zusammengehöriger Menschen, sowie der Berufe und Stände, schließlich auch des Staates weiter. Schon als Student in Berlin habe ich mich z. B. mit der Psychologie der politischen Parteien, ferner auch des Preußischen Staates beschäftigt. Auch erregten die gleichartigen Gruppen von Angehörigen bestimmter Berufe mein Interesse. Diese Richtung wurde in meinem psychiatrischen Beruf verstärkt, so daß mir allmählich immer mehr das Problem einer Sozialpsychologie und -Psychopathologie ins Bewußtsein trat. Dabei erschien mir die Behandlung der Ermüdung von diesem Standpunkt immer dringlicher, wobei ich sie von vornherein als eine Massenerscheinung auffaßte, die organisatorisch bekämpft werden mußte. Hieraus sind die Arbeiten über öffentliche Schlaf- und Ruhehallen zur Bekämpfung der Ermüdung als Massenerscheinung hervorgegangen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen wurde zum erstenmal 1911 bei der Hygieneausstellung in Dresden eine öffentliche Schlaf- und Ruhehalle nach meinem Plan gebaut und von den Besuchern der Ausstellung außerordentlich stark benutzt. Die Widerstände gegen die allgemeine Einführung dieser sozialen Einrichtung liegen in dem organisierten Erwerbsleben und in der Gleichgültigkeit der staatlichen und städtischen Behörden, die in der Regel träge ihren gewohnheitsmäßigen Gang gehen und nur allmählich zur Sozialorganisation angeregt werden können.

Außer dieser im Grunde psychopathologischen Behandlung von Massenerscheinungen, habe ich mich fortlaufend mit Sozialpsychologie beschäftigt, und diese in meinem Kolleg über experimentelle Psychologie und auch in sonstigen Arbeiten behandelt. Ein Produkt auf

diesem Wege ist die Schrift über „Krieg und Seelenleben", die 1916 im Verlag von Otto Nemnich in München erschienen ist und besonders bei Kriegsteilnehmern weite Verbreitung gefunden hat. In dieser Richtung liegt auch ein 1919 in Gießen gehaltener Vortrag über die Psychologie der Revolution, ferner vielfache Studien über die Psychologie der Bureaukratie, die ich auf Grund umfangreicher Erfahrungen darstellen möchte, wenn ich in meinem weiteren Leben Zeit dazu finde.

Zu den praktischen Aufgaben bin ich, auf Grund der Beschäftigung mit der Psychologie und der Psychophysik des Sportes, in der Schrift über die körperliche Erziehung der deutschen Studentenschaft zurückgekehrt, in der die Zwecke der körperlichen Erziehung vom individual- und sozialpsychologischen Standpunkt entwickelt sind.

Zu III, 2g. Universität und Stadt Gießen.

Mein lebhaftes Interesse an städtischen Angelegenheiten ist vielleicht mit durch den Einfluß meines Vaters bedingt, der sich in der kleinen schlesischen Stadt Grottkau vielfach in sozialen Dingen mit vieler Arbeit, z. B. im Vorstand der dortigen Sparkasse, betätigt hat. Ich bin jedoch immer mehr zu der Auffassung gekommen, daß der Grund meiner triebartigen Beschäftigung mit kommunalen Angelegenheiten wesentlich auf angeborener Anlage beruht, und bin geneigt, nicht nur bei meinem väterlichen Stammvater, dem Bürgermeister Sommer in Treptow a. d. Tollense, sondern auch bei den mütterlichen Vorfahren, dem Senator Lange in Groß-Glogau und bei meinem Großvater, dem Herzogl. Kammerdirektor Lange in Ratibor, die hereditären Ursachen von dieser Betätigung zu finden, die mir außerordentlich viel Mühe gemacht hat. Dabei traten mir immer mehr bestimmte Grundideen ins Bewußtsein, nämlich 1. das Ziel einer richtigen technischen Installation und architektonischen Entwicklung der Stadt unter Berücksichtigung der sozialhygienischen und volkswirtschaftlichen Momente, 2. die erweiterte Idee des Ausdruckes, in dem Sinne, daß eine Stadtanlage die äußere Form eines geistigen Inhaltes darstellen soll.

Von diesen Gesichtspunkten habe ich an der Entwicklung der Stadt und des Gemeinwesens in Gießen lebhaften Anteil genommen. Den Anfang bildete die 1899 erschienene Broschüre zur Verbesserung der Gießener Eisenbahnverhältnisse, an die sich eine ganze Kette von Erörterungen geschlossen hat. (Im übrigen vgl.

das Schriftenverzeichnis.) 1911 wurde ich mit beträchtlicher Stimmenzahl zum Stadtverordneten gewählt und gehöre auch nach den Neuwahlen, die infolge der Revolution vorgenommen wurden, dieser Körperschaft an. An einer Reihe von Bauten in und bei Gießen bin ich in bezug auf Vorbereitung, Entwurf und Plan beteiligt gewesen. Ich nenne, außer der psychiatrischen Klinik, die Heil- und Pflegeanstalt und die Siechenanstalt bei Gießen. Ferner möchte ich meine Tätigkeit bei der Beschaffung einer ständigen Kunstsammlung unter Herrichtung geeigneter Räume in dem sogenannten neuen Schloß erwähnen. Hervorheben möchte ich noch die mühevolle Erhaltung des im Verfall begriffenen alten Liebig-Laboratoriums, sowie die Begründung des Liebig-Museums und der gleichnamigen Gesellschaft.

Vor allem bin ich um die guten Beziehungen zwischen Stadt und Universität Gießen bemüht gewesen, kann jedoch hier auf Einzelheiten nicht eingehen. Besonders während meines Rektorates vom 1. X. 14 bis 1. X. 15, also in den ersten beiden Kriegsjahren, hatte ich Gelegenheit, eine Reihe von baulichen und organisatorischen Aufgaben für die Universität in Angriff zu nehmen. Ich nenne die Schaffung eines akademischen Turn- und Spielplatzes, der nach 7jähriger Arbeit jetzt seiner Vollendung entgegengeht, ferner die neue Anlage vor der Universität mit Rücksicht auf Ruhe und Bewegung der Studenten in den Pausen des Unterrichts, ferner den Studentengarten zwischen Aula und Bismarckstraße, schließlich die Überweisung und spätere Stiftung eines etwa 5000 qm umfassenden Gartengeländes am Gleiberger Weg für die Angehörigen der Universität. Auch sonst denke ich gern an das Rektoratsjahr mit seinen lebhaften Beziehungen zu den im Felde stehenden Studenten zurück. Es war eine schwierige, aber sehr lohnende Aufgabe, das Schiff der Gießener Hochschule durch die Wogen und Klippen dieser ersten Kriegszeit hindurchzuführen.

Zu III, 2h. Dichtungen.

Es gehört zur Vollständigkeit vom Gesichtspunkt dieser Studie, daß ich hier mehrere dichterische Arbeiten erwähne und ihre Entstehung kurz angebe. Es handelt sich dabei nicht um Literaturgeschichte, sondern um Persönlichkeitsanalyse.

Auf schlesischen Schulen ist das Versemachen sehr verbreitet, und es ist leicht verständlich, daß immer wieder schlesische Dichterschulen auftreten, von denen nur ein Teil literaturgeschichtlich behandelt ist. Auf dem Gymnasium in Jauer war mit mir in der Prima

ein ganzer Kreis von poetisch angeregten jungen Leuten. Diese Neigung betätigte sich hauptsächlich in Lyrik, aber auch die Dramatik war in sehr eigenartiger Weise vertreten, indem wir nach Verteilung von Rollen, die einen Typus darstellten, extemporierend spielten, so daß jeder die Berechtigung hatte, zu einem ihm passenden Augenblick in den Gang des Dramas einzugreifen. Diese sonderbare Art der dramatischen Erfindung hat sich bisher auf unseren Bühnen noch keinen Eingang verschafft. Sie war jedoch für Spieler und Zuschauer sehr anregend und wird vielleicht doch noch einmal aufkommen. Auch sonst wurde das Extemporieren, besonders in Versen, eifrig geübt. Mit einem meiner Freunde, Gustav Schneider, später Privatlehrer in Breslau, hatte ich jahrelang einen Postkartenverkehr in Sonetten. Meine Gedichte sind fast alle ungedruckt und befinden sich in der Obhut meiner Frau. Von einzelnen Gedichten, z. B. den zu Anfang des Krieges entstandenen, sind Sonderdrucke vorhanden. Während meines Rektorates gab ich ein Gießener Universitätsbilderbuch mit Versen heraus und sandte es an die im Felde stehenden Studierenden. Auch regten mich die Ereignisse des Krieges, besonders der Abfall und die Kriegserklärung Italiens an, eine ganze Reihe von Sonetten, in denen Eindrücke aus Italien, besonders aus dem Kreise der Renaissancemenschen, dargestellt waren, zu ergänzen und herauszugeben.

Zur Eröffnung des Liebig-Museums wurde am 26. III. 20 die von mir verfaßte „Chemische Hexenküche" aufgeführt. Der Erfolg ermutigte mich, eine große Menge von Eindrücken aus und nach der Revolutionszeit in der Komödie „Die Goldmacher" darzustellen, in der die Figur des Chemikers aus der „Hexenküche" als Goldmacher mitten in die politische und soziale Gegenwart gestellt ist.

III, 2. Schriften.

a) Psychologie und Ästhetik.

1. Lockes Verhältnis zu Descartes. Philosophische Dissertation. Ausführlich im Verlag von Meyer & Müller, Berlin 1887.
2. Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff—Baumgarten bis Kant—Schiller. Verlag von J. A. Barth, Leipzig, 1891. Weiteres unter b—f.

b) Psychiatrie und allgemeine Medizin.

1. Die Entstehung der mechanischen Schule in der Heilkunde am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig 1889.
2. Sömmerings Lehre vom Sitz der Seele. Medizinische Dissertation. Würzburg 1891.

3. Ein seltener Fall von Sprachstörung. Medizinische Habilitationsschrift. Würzburg 1892.
4. Über das Begriffszentrum. Sitzungsberichte d. Würzburger physik.-medizin. Gesellschaft, 1891. 15. Sitzg. v. 7. Nov. 1891.
5. Zur Psychologie der Sprache. Zeitschr. f. Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. 2.
6. Die Dyslexie als funktionelle Störung. Sitzungsberichte der Würzb. physik.-med. Gesellschaft, 1893.
7. Die Ausführung des Griesingerschen Programms. Zentralblatt f. Nervenheilkunde u. Psychiatrie, 1893.
8. Die Wärterfrage. Nach dem bei der Jahresvers. der südwestd. Irrenärzte in Karlsruhe am 12. Nov. 1893 gehaltenen Vortrag. Zentralblatt f. Nervenheilkunde u. Psych. Dezemberheft 1893.
9. Staat und Kirche in der praktischen Irrenpflege. Zusammenfassung der im Zentralbl. f. Nervenheilk. u. Psych. erschienenen Aufsätze. Gedruckt bei G. Fischer, Jena 1895.
10. Die Beziehungen der experimentellen Psychologie zur praktischen Medizin, insbesondere zur Psychiatrie. Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung, 1911, 8. Jahrg., Nr. 2.
11. Zur Lehre von der „Hemmung" geistiger Vorgänge. Zeitschr. für Psych., Bd. 56. Verlag von Gg. Reimer, Berlin.
12. Anatomischer Befund bei einer in allgemeinem Spasmus, klonischen Zuckungen und Inkoordination sich äußernden Nervenkrankheit sui generis. Vortrag bei der Naturforscherversammlung in Nürnberg 1893. Wiener med. Wochenschr., 1894, Nr. 7—10.
13. Die Beziehung von morphologischen Abnormitäten zu den endogenen Nerven- und Geisteskrankheiten. Zentralbl. für Nervenheilkunde und Psychiatrie, 1894.
14. Angeborener Schwachsinn bei drei mit der gleichen Abnormität behafteten Geschwistern. Zentralbl. für Nervenheilkunde, 1894.
15. Diagnostik der Geisteskrankheiten. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1894, 2. Aufl. 1901.
16. Die klinische Untersuchung der Geisteskrankheiten. Deutsche Klinik. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1901.
17. Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1899.
18. Paranoia. Deutsche Klinik. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1902.
19. Psychiatrische Untersuchung. Im Lehrbuch der klinischen Untersuchungsmethoden. Verlag von Urban & Schwarzenberg, 1904.
20. Beiträge zur psychiatrischen Klinik. Verlag von Urban & Schwarzenberg, Berlin und Wien 1902, Heft 1—4.
21. Klinik für psychische und nervöse Krankheiten. Verlag von C. Marhold, Halle 1907—1918, Bd. 1—10.
22. Zur Eröffnung der psychiatrischen Klinik an der Landesuniversität Gießen. Korrespondenzblatt der Ärztevereine des Großherzogtums Hessen, 1896, Nr. 3 u. 4.

Im übrigen vgl. A. Dannemann, Die psychiatrische Klinik in Gießen. Verlag von J. Springer, Berlin 1897.

23. Die Frequenz der psychiatrischen Klinik der Universität Gießen im ersten Jahr des Betriebes. Korrespondenzblatt der Ärztevereine des Großherzogtums Hessen, 1897, 7. Jahrg., Nr. 8.
24. Kliniken für psychische und nervöse Krankheiten. Psychiatr.-neur. Wochenschrift, 7. Jahrg., Nr. 40.
25. Errichtung einer Nervenheilstätte im Großherzogtum Hessen. Vortrag bei der Generalversammlung der freien Vereinigung hess. Krankenkassen in Alzey am 18. Juni 1905. Leitsätze im Sonderdruck.
26. Zur Reform des Irrenwesens mit Bezug auf das St. Jürgen-Asyl in Bremen. Bremer Nachrichten vom 1. Nov. 1896; Bremer Courier vom 1. Mai 1900.
27. Eine psychiatrische Abteilung des Reichsgesundheitsamtes. Psychiatrisch-neurol. Wochenschrift, 29. Okt. 1910, 12. Jahrg., Nr. 31.
28. Zur Reform des Irrenwesens mit Bezug auf die Frage der Errichtung einer psychiatrischen Klinik in München. Münch. N. Nachr. vom 9. Nov. 1896.
29. Gedächnisfeier und Nachruf für Georg Ludwig. Klinik für psych. und nerv. Krankh., 5. Bd., 3. Heft.
30. Die Errichtung einer Siechenanstalt für die Provinz Oberhessen. Nach den im Provinzialtag der Provinz Oberhessen am 8. Mai 1899 gegebenen Ausführungen. Korrespondenzblatt für die ärztl. Vereine des Großherzogtums Hessen, 1900, 10. Jahrg.
31. Die Einrichtung von Krankenanstalten als therapeutisches Mittel. Die Krankenpflege, Bd. 1, Heft 2. Verlag von Gg. Reimer, Berlin.
32. Psychiatrie als Examensfach. Zeitschr. für soziale Medizin, Bd. 1, Heft 3. Verlag von Gg. Thieme.
33. Psychiatrie und Soziologie. Nach den Ausführungen bei dem ersten deutschen Soziologentag in Frankfurt a. M. Kl. für psych. und nerv. Krankheiten, 1910, Bd. 5, Heft 4.
34. Irrenanstalten und persönliche Freiheit. Volksvorlesung, gehalten in Offenbach am 7. Febr. 1905. Heft 11 der Zeitschrift „Europa".
35. Objektive Psychopathologie. Vortrag bei dem ersten Kongreß für exp. Psychologie in Gießen vom 18.—21. April 1904.
36. Individualpsychologie und Psychiatrie. Referat bei dem zweiten Kongreß für exp. Psychologie in Würzburg 1906. Im Kongreßbericht. J. A. Barth.
37. Psychiatrischer Bericht über den vierten Kongreß für exp. Psychologie in Innsbruck vom 19. bis 21. April 1910. Klinik für psych. und nerv. Krankh., 1910, Bd. 5, Heft 3.
38. Die Störungen des Verstandes. Wiener klinisch-therapeutische Wochenschrift, 7. Febr. 1904, Nr. 6.
39. Zur klinischen Diagnostik von Schädelabnormitäten. Wiener med. Wochenschrift, 1914, Nr. 1.
40. Porencephalie und zerebrale Kinderlähmung, zur psychopathologischen Nomenklatur. Monatsschr. für Psych. und Neur., Bd. 15, Heft 3.
41. Die verschiedenen Formen der Idiotie vom Standpunkt der Therapie und Prophylaxe. Nach dem auf dem Verbandstag der Hilfsschulen Deutschlands am 16. April 1903 gehaltenen Vortrag. Separatabd. aus der Jugendfürsorge.

42. Ein Kurs der medizinischen Psychologie mit Bezug auf Behandlung und Untersuchung der angeboren Schwachsinnigen, für Ärzte und Pädagogen. Psych.-neur. Wochenschr., 7. Jahrg., Nr. 20. Verlag von C. Marhold.
43. Vorträge bei dem russischen Kongreß für exp. Pädagogik in Petersburg im Winter 1910/11. Kongreßbericht. Psych.-neur. Wochenschrift, 12. Jahrg., Nr. 45 vom 4. Febr. 1901.
44. Zur Weiterentwicklung der wissenschaftl. Psychiatrie. Beiträge zur psychiatr. Klinik, Bd. 1, Heft 1.
45. Die Klassifikation der Psychosen. Beiträge zur psychiatr. Klinik, Bd. 1, Heft 4.
46. Zur Kritik der Dementia praecox. Beiträge zur psych. Klinik, Bd. 1, Heft 4.
47. Zur Diagnostik und Therapie der psych. und nerv. Krankheiten. Klinischer Vortrag. Dtsch. med. Wochenschr., 1907, Nr. 31.
48. Über stereoskopische Porträtaufnahmen bei Geisteskrankheiten. Internat. photograph. Monatsschr. für Medizin, Bd. 4, Heft 8, August 1897. Verlag von E. Liesegang, Düsseldorf.
49. Angewandte Photographie in Wissenschaft und Technik. Abschnitt Neurologie und Psychiatrie in dem Sammelwerk von K. W. Wolf-Czapek.
50. Zur Verbesserung der elektromedizinischen Methodik. Zeitschrift für biologische Technik und Methodik, 1911, Bd. 2, Nr. 3. Verlag von J. A. Barth, Leipzig.
51. Zur Verbesserung der elektromedizinischen Diagnostik und Therapie. Deutsche med. Wochenschrift, 1912, Nr. 17.
52. Die Stabilisierungsmethode mit Messung des Körperwiderstandes bei der galvanischen Behandlung. Jahresbericht für Neurologie und Psychiatrie, Bd. 19, S. 35.
53. Elektrische Therapie mit der Stabilisierungsmethode. Wiener klin. Rundschau, 1913, Nr. 38.
54. Elektro-chemische Therapie. Kl. f. psych. u. nerv. Krankh., Bd. 8, Heft 4.
55. Bericht über den Kurs der Elektrodiagnostik und Elektrotherapie, bes. für Militärärzte. Klinik für psych. und nerv. Krankh., Bd. 10, Heft 2.
56. Beispiele für die Verwendung psychophysischer Methoden bei der Begutachtung von Unfallnervenkrankheiten. Zeitschrift für Bahn- und Bahnkassenärzte, 1912, Nr. 7.
57. Die Verwendung von Metallfedern zur Korrektur von Haltungen und Bewegungen, besonders bei Kriegsverletzten. Klinik für psych. und nerv. Krankh., Bd. 10, Heft 4, S. 234.
58. Depressionszustände und ihre Behandlung. Klinischer Vortrag. Deutsche med. Wochenschrift, 1908, Nr. 25.
59. Beseitigung funktioneller Taubheit, besonders bei Soldaten, durch eine experimental-psycholog. Methode. Schmidts Jahrbücher der ges. Medizin, 1917, Bd. 325, S. 65.
60. Epilepsie und Krieg. Verhandlungen der anläßlich der Ausstellung für Kriegsfürsorge von der Akademie für praktische Medizin in Köln am 2. Aug. 1916 veranstalteten Ärztetagung. Verlag von A. Marcus und E. Weber, Bonn 1916.
61. Referat über Tierpsychologie und Psychiatrie bei der 44. südwestdeutschen Psychiaterversammlung am 6. und 7. Nov. 1920 in Karlsruhe. Zeitschrift

für Psychiatrie, Bd. 76. Verlag von Walter Gruyter. Ferner: Bericht in der Zeitschrift f. d. ges. Neur. u. Psych., Referatenband 23, Heft 4.
62. August Maria Franz von Ritgen. Hessische Biographien, Bd. 1, S. 197.
63. Die Mechanik der Hirntumoren. Jahrb. f. Psychiatrie, 1894, Bd. 12.

c) Psychophysiologie und Individualpsychologie.

1. Das experimental-psychologische Laboratorium der psychiatrischen Klinik zu Gießen. Psychiatr.-neurol. Wochenschr., Jahrg. 1904, Nr. 2, S. 573—576.
2. Eine Methode zur Untersuchung feinerer Ausdrucksbewegungen. Verhandlungen des Kongresses für innere Medizin in Wiesbaden 1896.
3. Dreidimensionale Analyse von Ausdrucksbewegungen. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. 16. Verlag von J. A. Barth, Leipzig.
4. Sur les Méthodes d'investigation psychophysique, applicable aux Alienés. Extrait du Bulletin de la Société de médicine mentale de Belgique, 1897.
5. Un appareil nouveau pour l'étude du tremblement. Le psychographe. L'intermédiaire des Biologistes. Schleicher Frères, Editeurs, Paris 1900.
6. Demonstration der ausgestellten psychophysiologischen Apparate. Bericht über den internationalen Kongreß für Psychologie in Paris 1900.
7. Die Umsetzung des Pulses in Töne. Beiträge zur psychiatr. Klinik, Bd. 1, Heft 4; Berliner klin. Wochenschrift, 1903, Nr. 51.
8. Darstellung von Ausdrucksbewegungen in Licht- und Farbenerscheinungen. Deutsche medizinische Wochenschrift, 1904, Nr. 8.
9. Haltung und Ermüdung bei Normalen und verschiedenen Formen von Nerven- und Geisteskrankheiten. Aus dem Bericht der deutschen physiologischen Gesellschaft, 1905. Zentralblatt für Physiologie, Bd. 19, Heft 10 vom 12. Aug. 1905.
10. Die psychophysiologischen Wirkungen des Alkohols. Sonderdruck.
11. Die psychologischen Untersuchungsmethoden. Referat für die Versammlung des deutschen Psychiatervereins in Stuttgart, 21. April 1911. Klinik für psych. und nerv. Krankh., Bd. 6, Heft 3.
12. Ergebnisse der dreidimensionalen Analyse von Bewegungsstörungen bei Nerven- und Geisteskrankheiten. Vortrag im Verein deutscher Irrenärzte zu Berlin am 23. April 1901. Psychiatr. Wochenschrift, 1901, 3. Jahrg., Nr. 9, S. 97.
13. Die Methoden zur Untersuchung von Ausdrucksbewegungen. Umschau, 9. Jahrg., Nr. 28 vom 8. Juli 1905.
14. Die Messung der Zeit bei psychophysischen Versuchen. Ergebnisse der Physiologie, 1903, 2. Jahrg., 2. Abtlg. Verlag von F. J. Bergmann, Wiesbaden.
15. Demonstration des verbesserten Pupillenmeßapparates mit Messung von Reiz und Wirkung. Zeitschr. für Psychiatrie, Bd. 57.
16. Die elektrischen Vorgänge an der menschlichen Haut. Klinik für psych. und nerv. Krankh., Bd. 1, Heft 3 (Sommer & Fürstenau).
17. Die scheinbaren elektrischen Ladungen des menschlichen Körpers. Dtsch. med. Wochenschr., 1906, Nr. 36 (Sommer & Fürstenau).
18. Elektromotorische Wirkungen der Finger. Neurol. Zentralbl., 1905, Nr. 7.
19. Lichterscheinungen nach Reibung der menschlichen Haut mit Glühlampen Deutsche med. Wochenschr., 1905, Nr. 8.

20. Die Natur der elektrischen Vorgänge an der Haut, besonders der Finger. Münch. med. Wochenschr., 1905, Nr. 51.
21. Das Problem des Gehens auf dem Wasser. Verlag von J. A. Barth. 1902. — Diskussion darüber mit R. du Bois-Reymond. Berl. klin. Wochenschr., 1902, Nr. 9, S. 197. — Diskussion mit Gander. Psychiatr.-neurol. Wochenschrift, 1903, 33/34.
22. Das Gehen auf dem Wasser. Umschau, 1905, Nr. 43.
23. Zu Wundts 80. Geburtstag am 16. Aug. 1912. Deutsche med. Wochenschr., 38. Jahrg., Nr. 33 vom 15. Aug. 1912.
24. Die Kausalitätsvorstellung und ihre Störungen. Vortrag bei dem fünften Kongreß für exp. Psych. in Berlin 1912. Kongreßbericht im Verlag von J. A. Barth, Leipzig.
25. Ein Experiment über Termineingebung. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, 1899, Bd. 22.
26. Zur Kontrolle der Medien im Gebiet des Okkultismus und Spiritismus. Deutsche med. Wochenschr., 1921, Nr. 23.
27. Untersuchung eines Gedankenlesers. Klin. für psych. und nerv. Krankh., 1911, Heft 4.
28. Zur Untersuchung des optischen Gedächtnisses. Jahresbericht für Neur. und Psych., 1916, Bd. 20.
29. Die psychologische Messung der Brauchbarkeit für bestimmte Berufe. Vortrag, gehalten am 29. Juni 1917 in Siemensstadt b. Berlin. Sonderdruck der Verwaltung des Siemens-Konzernes. Vgl. Umschau, 1917.
30. Zur Psychophysiologie der körperlichen Erziehung. Klinik für psych. und nerv. Krankh., Bd. 10, Heft 1, S. 57.
31. Beseitigung funktioneller Taubheit, besonders bei Soldaten, durch eine experimental-psychologische Methode. Klinik für psych. und nerv. Krankh., Bd. 10, Heft 1.
32. Anfangsunterricht bei den Elberfelder Pferden. Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen. Herausg. von C. Marbe. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin. Bd. 3, Heft 3.
Fortsetzung vgl. Gruppe b, Nr. 61, Referat über Tierpsychologie und Psychiatrie.

d) Kriminalpsychologie und forensische Psychiatrie.

1. Die Kriminalpsychologie. Referat im Verein deutscher Irrenärzte in Dresden, 1894.
2. Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Verlag von J. A. Barth, 1904. — Übersetzt ins Italienische von Dr. Mario Ponzo in Turin, 1909. — Übersetzung ins Russische 1911.
3. Diskussion mit Bleuler. Zentralbl. für Nervenheilkunde und Psychiatrie vom 1. Sept. 1905, Nr. 196.
4. L'application de nouvelles méthodes de recherche dans l'anthropologie criminelle. Extrait des actes du 4. congrès d'anthropologie criminelle. Turin 1906.
5. Die Psychologie der Aussage in der gerichtlichen Praxis. Dtsch. Juristenzeitung vom 30. Nov. 1906.

6. Die Forschungen zur Psychologie der Aussage. Juristisch-psychiatrische Grenzfragen. Verlag von C. Marhold. Bd. 2, Heft 6.
7. Ein internationaler Kurs der gerichtlichen Psychologie und Psychiatrie in Gießen vom 15.—20. April 1907. Sonderdruck.
8. Die Stellung der forensischen Psychiatrie. Klinik für psych. und nerv. Krankheiten, 1910, Bd. 5, Heft 4. Nach dem bei dem vierten internationalen Kongreß für Irrenpflege in Berlin am 4. Okt. 1910 gehaltenen Vortrag.
9. Der gegenwärtige Stand der Kriminalpsychologie. Bericht über die Verhandlungen des siebenten internationalen Kongresses für Kriminal-Anthropologie in Köln vom 9.—13. Okt. 1911. Verlag von C. Winter, Heidelberg.
10. Irrenärzte und Richter. Deutsche med. Wochenschr., 1908, Nr. 34.
11. Die Tätigkeit des medizinischen, im besonderen des psychiatrischen Sachverständigen vor Gericht. Juristisch-psychiatr. Grenzfragen, Bd. 5, Heft 6.
12. Zur forensischen Beurteilung der Erblichkeit von morphologischen Abnormitäten und der Papillarlinien der Finger. Archiv für Kriminologie, 1916, Bd. 67, Heft 3.
13. Ausschluß der Strafe infolge von geistiger Störung. Nach dem Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch. Der Staatsbürger, 1910, Nr. 5, 1. Juniheft, S. 203.
14. Strafrechtsreform. Mitteilungen der intern. kriminalist. Vereinigung, Bd. 16.
15. Die psychiatrischen Begriffe der Strafgesetzbücher und Vorentwürfe Deutschlands und Österreichs. Vortrag in der Hess. Vereinigung für gerichtliche Psychologie und Psychiatrie am 7. Dez. 1912 in Mainz. Sonderdruck.
16. Vergleich der deutschen und österreichischen Strafgesetzbücher, sowie der Vorentwürfe für die neuen Strafgesetzbücher in Deutschland und Österreich vom psychiatrischen Standpunkt. Aus der Klinik für psych. und nerv. Krankh. Verlag von C. Marhold, Halle 1911.
17. Der Stand der Kriminalanthropologie. Ztschr. f. Sozialwissenschaft, 1912.
18. Lombroso †. Zeitschr. für d. ges. Strafrechtswissenschaft, 1910/11, Bd. 31. — Ferner Nachruf in der Deutschen med. Wochenschr., 1909, Nr. 48.
19. Cesare Lombroso als Mensch und Forscher. Besprechung von Kurellas Buch. Klinik für psych. und nerv. Krankh., 1910, Bd. 5, Heft 4.
20. Hans Gross †. Frankfurter Zeitung vom 17. Dez. 1915, Nr. 349.

e) Familienforschung und Vererbungslehre.

1. Besprechung des Lehrbuches der ges. wissenschaftlichen Genealogie von Ottokar Lorenz. Zentralbl. für Nervenheilk. u. Psych., Januar 1900.
2. Familienforschung und Vererbungslehre. Verlag von J. A. Barth, Leipzig 1907.
3. Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Verlag von J. A. Barth, 1908.
4. Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Verlag von J. A. Barth, 1908.
5. Bericht über den 2. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen vom 9.—13. April 1912. Klinik f. psych. u. nerv. Krankh., 1912, Bd. 6.
   S. 10: Die angeborene Anlage in den Gebieten der Sozialpsychologie und Genielehre.
   S. 12: Über Vererbungsregeln.

S. 15: Theorie der Blutsverwandtschaft.
S. 16: Die Vererbung körperlicher Krankheiten.
S. 128—135: Die Familie von Schillers Mutter.
S. 166—176: Renaissance und Regeneration.

6. Über Familienähnlichkeit. Verlag der Urania in Wien, 1917.
7. Friedrich der Große vom Standpunkt der Vererbungslehre. Klinik für psych. und nerv. Krankh., Bd. 10, Heft 1.
8. Friedrichs des Großen militärische Begabung. Münch. allg. Ztg., 120. Jahrg., Nr. 1 vom 1. Jan. 1917.
9. Genealogie und Vererbungslehre vom psychiatrischen Standpunkt. Dtsch. med. Wochenschr., 1911, Nr. 38.
10. Ein Reichsinstitut für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre. Die Grenzboten, 71. Jahrg., Nr. 12, S. 559.
11. Organisation und Aufgaben eines Reichsinstituts für Familienforschung und Vererbungslehre. Deutsche med. Wochenschr., 1914, Nr. 14.
12. Organisation der regenerativen Bestrebungen. Frankf. Ztg. vom 1. Sept. 1916, Nr. 242.
13. Bemerkungen zu einem Fall von vererbter Sechsfingerigkeit. Klinik für psych. u. nerv. Krankh., 1910, Bd. 5, Heft 4.
14. Die Schweizer Soldan-Familien. Herausgegeben von der Soldan-Stiftung im Verlag von Otto Kindt Ww., Gießen.
15. Italienische Übersetzung des Vortrages über Renaissance und Regeneration: Il Rinascimento dal Punto di Vista della Rigenerazione delle Razze, von Dr. Mario Ponzo, Turin 1914.
16. Die germanische Völkerfamilie. Zum Protest gegen die Willkür des zaristischen Rußlands. Freier Almanach deutscher Studenten, 3. Jahrg., Nr. 3 und 4, S. 5.
17. Zur stammesgeschichtlichen Gliederung des deutschen Reiches. Gießener Anzeiger vom 20. Dez. 1918.

f) Sozialpsychologie und -Organisation.

1. Die Bedeutung der Volksbäder für die psychiatrische Hygiene. Der Arzt als Erzieher, 1905, Heft 6.
2. Die Einrichtung von öffentlichen Schlaf- und Ruhehallen. Die Krankenpflege, 2. Jahrg., Heft 6.
3. Die öffentliche Schlaf- und Ruhehalle bei der internationalen Hygieneausstellung in Dresden. Psychiatrisch-neurolog. Wochenschr., 13. Jahrg., Nr. 21 vom 19. Aug. 1911.
4. Öffentliche Ruhehallen. Verlag von C. Marhold, 1912.
5. Die weitere Entwicklung der öffentlichen Ruhehallen. Klinik für psych. und nerv. Krankh., Bd. 6, Heft 4.
6. Krieg und Seelenleben:
   a) Rektoratsrede an der Universität Gießen am 1. Juli 1915. Wiener med. Wochenschr., 1915, Nr. 39 u. 40.
   b) Umschau vom 1. Januar 1916.
   c) Wesentlich erweitert im Verlag von Otto Nemnich, Leipzig-München, darin u. a.: Kap. 6: Kriegstüchtigkeit als erbliche Eigenschaft, Kap. 7: Die militärische Verwendung der geistigen Arbeiter, Kap. 14: Erfin-

dungen, Kap. 15: Psychologie des Kapitals, Kap. 16: Psychologie der Presse, Kap. 17: Psychologie der Stände, Kap. 19: Völkerpsychologie mit Darstellung der Franzosen, Russen, Engländer, Italiener und Deutschen.

7. Das europäische Gewissen. Münch. allg. Ztg. vom 4. Aug. 1918, 121. Jahrgang, Nr. 32.
8. Der geistige Zustand unserer Feinde. Reclams Universum, 33. Jahrgang, Heft 47 vom 23. Aug. 1917, S. 909.
9. Anlage und Erziehung. Zeitschrift für pädagogische Psychologie, Pathologie und Hygiene, 1909, S. 433. Verlag von Quelle & Meier, Leipzig.
10. Die körperliche Erziehung der deutschen Studentenschaft. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege, 1916, 29. Jahrg., Nr. 9. Als Sonderdruck erschienen im Verlag von J. A. Barth, Leipzig.
11. Die soziale Organisation der Erfindertätigkeit. Umschau vom 16. Sept. 1916, Nr. 38.
12. Plan eines deutschen Erfindungsinstituts. Umschau vom 1. Okt. 1917. — Drucksachen d. Ges. z. Errichtg. eines deutschen Erfindungsinstituts.
13. Zur Psychologie des Krieges und der Erfindungen. Sonderdruck aus „Deutsche Naturwissenschaft, Technik und Erfindung im Weltkriege". Verlag von O. Nemnich, München.

g) Universität und Stadt Gießen.

1. Universität und Stadt Gießen. Sonderdruck aus dem Gieß. Anz., 1907.
2. Zur Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Gießen (Sommer & Dannemann). Deutsche med. Wochenschr., 1907, Nr. 31.
3. Frankfurt und die Nachbaruniversitäten. Deutsche med. Wochenschrift, 1911, Nr. 24.
4. Die Organisation des hessischen Medizinalwesens. Sonderdruck aus dem Gieß. Anz. gegen Ende 1918.
5. Die medizinischen Institute und Kliniken der Landesuniversität Gießen, 1914.
6. Zur Organisation der Zahngesundheitspflege, besonders in den Schulen. Sonderdruck aus dem Gieß. Anz., 1916.
7. Die Feier von Kaisers Geburtstag und der Reichsgründung. Veranstaltet am 27. Jan. 1915 an der Universität Gießen. Ansprache des Rektors.
8. Die Kriegstätigkeit der Landesuniversität Gießen. Sonderdruck aus dem Gießener Anzeiger vom 14. u. 15. Jan. 1916, Nr. 11 u. 12.
9. Die Teilnahme von Angehörigen der Universität Gießen am Kriege. 1915, zwei Ausgaben.
10. Der Robert-Sommer-Garten der Universität Gießen. Sonderdruck aus dem Gieß. Anz., 1915.
11. Urkunde der Robert- und Emmy-Sommer-Stiftung für die Universität Gießen. Sonderdruck.
12. Die Gartenanlagen bei der Universität Gießen. Die Gartenwelt, Jahrg. 1917, Nr. 1, 2 u. 6.
13. Der Turn- und Spielplatz der Universität Gießen. Das Schulhaus, 1916, Heft 7, S. 224.
14. Der Ausbau des Turn- und Sportplatzes der Universität Gießen. Sonderdruck aus der Sportumschau des Gieß. Anz., 1921.

15. Ein Medizinerheim an der Universität Gießen. Sonderdruck aus dem Gießener Anzeiger, 1920.
16. Ein Liebig-Museum in Gießen. Chemikerzeitung, 1899, Bd. 23, Nr. 9. — Im Anschluß daran viele Drucksachen der Gesellschaft Liebig-Museum in Gießen.
17. Zur Verbesserung der Gießener Eisenbahnverhältnisse. Verlag der Brühlschen Druckerei, Gießen 1899.
18. Die Umgestaltung der Bahnanlagen und des Stadtteils am Bahnhof in Gießen. Sonderdruck aus dem Gießener Anzeiger.
19. Die Entscheidung in der Eisenbahnangelegenheit. Sonderdruck aus dem Gießener Anzeiger, 1900.
20. Die Gießener Verkehrsverhältnisse. Sonderdruck aus dem Gießener Anz.
21. Die Linien der elektrischen Bahn in Gießen. Sonderdruck aus dem Gießener Anzeiger.
22. Die Gewinnung der Lahn für die Stadt Gießen. Vortrag im Gießener Bürgerverein, 1. Juni 1914. Sonderdruck aus dem Gießener Anzeiger.
23. Gießen und die Hinterlandbahn. Sonderdruck aus dem Gieß. Anz.
24. Die Erschließung des Vogelsberges durch eine elektrische Bahn Gießen-Taufstein-Fulda.
25. Ein Weser-Fulda-Lahn-Rhein-Kanal. Sonderdruck a. d. Gieß. Anz., 1921.
26. Eine Büchersammlung des Bürgervereins. Sonderdruck a. d. Gieß. Anz.
27. Die Gießener Kunstsammlung (während des Krieges durch Stiftungen entstanden) 1918.

h) Dichtungen.

1. Gießener Universitäts-Bilderbuch. Liebesgabe für die im Felde stehenden Angehörigen der Universität Gießen.
2. Wiedergeburt. Deutsche Sonette aus Italien. I. Teil 1915: 1. Nach Florenz, 2. Renaissance; II. Teil 1916: 1. Nachklänge der Renaissance, 2. Rom und der Krieg. Verlag von Otto Kindt, Gießen.
3. Sonderdrucke von Gedichten.
4. Die chemische Hexenküche. Festspiel zur Eröffnung des Liebig-Museums in Gießen am 26. März 1920.
5. Die Goldmacher. Eine Komödie. Verlag von Otto Kindt Ww., Gießen 1921.

III, 3. Selbstanalyse vom Standpunkt der Psychologie und Vererbungslehre.

Aus der vorhergehenden Darstellung ist ersichtlich, daß die Psychophysiologie im Sinne einer doppelten Beschäftigung einerseits mit den psychologischen, andererseits mit den mechanischen und physikalisch-chemischen Begleiterscheinungen des Psychischen den eigentlichen Kern meiner Lebensarbeit bildet. Von diesem zentralen Standpunkt aus ging meine Arbeit radienartig in die verschiedenen Gebiete der normalen, pathologischen, kriminellen und genialen Anlage, wobei einerseits die individuellen,

andererseits die kollektivistischen Erscheinungen behandelt wurden. Die doppelte Richtung des Interesses ist in meiner Abstammung vorgebildet. In der väterlichen Familie ist eine ausgeprägte mechanisch-mathematische Anlage erblich, aus der das Bestreben entspringt, Maß und Zahl auf die verwickelten Erscheinungen des Lebens anzuwenden. Die Einstellung auf das Psychische, besonders auch auf das Ästhetische, ist in dem Familiencharakter der Mutter vorgebildet. Auch in anderer Beziehung liegt eine Synthese von väterlichen und mütterlichen Anlagen vor. Von der Mutterseite eine sensitive und ästhetische, beeinflußbare Gemütsbeschaffenheit, von der väterlichen Seite eine große Zähigkeit im Festhalten bestimmter Pläne trotz mühevollster Arbeit.

Ebenso ist in körperlicher Beziehung diese Doppelanlage zu erkennen.

Im übrigen möchte ich folgende einzelne Punkte hervorheben:

1. Seit meiner Kindheit tritt der Raumsinn in mehrfachen Neigungen und Tätigkeiten stark hervor. Schon während der Gymnasiastenzeit hatte ich bei Ausflügen lebhaftes Interesse, auch in mir unbekanntem Gelände Wege zu finden, was sich später immer mehr entwickelt hat. Auf weiten Reisen war mir dieser Ortssinn oft nützlich. Er beruht nach meiner Erfahrung im wesentlichen auf andauernder Aufmerksamkeit mit Einfügung der Örtlichkeiten in ein Raumsystem. Diese Anlage ist ausgeprägt dreidimensional. Sie brachte mich zu einer topographischen Auffassung der Umgebung, die mich seit Jahrzehnten u. a. zu einem Studium der prähistorischen Straßen (Rennsteige u. a.) geführt hat. Ferner entspringt aus dem Raumsinn das Interesse an Bauten und Architektur, die ich stets vom Standpunkt der Raumverwendung aufgefaßt habe. Das bauliche Interesse konnte ich nicht nur bei der Errichtung und Entwicklung der psychiatrischen Klinik in Gießen, sondern über die Grenzen meines Faches hinaus vielfach betätigen. Aus dem Raumsinn entspringt auch die Grundidee der dreidimensionalen Darstellung von Ausdrucksbewegungen, die ich bei meinen psychophysiologischen Apparaten in methodische Formen gebracht habe.

Dieser Raumsinn ist offenbar ein Erbteil aus der väterlichen Familie, da er sich in übereinstimmender Weise bei meinem Vater und seinem Bruder Robert, sowie bei meinem Großvater Sommer gezeigt hat. Auch deutet die starke Beschäftigung des Stammvaters A. L. Sommer in Treptow an der Tollense mit dem Wiederaufbau der Stadt wahrscheinlich auf die gleiche Grundlage. Es scheint also

in dieser Beziehung eine Stammfestigkeit in der Familie Sommer zu bestehen. Von Interesse ist hierbei der ausgesprochene Familienberuf als Posamentier, der seit dem 18. Jahrhundert durch mehrere Generationen geht und durch Ausläufer der Familie nach Norwegen und Dänemark übertragen wird. Es gehörte zu diesem, unterdessen größtenteils durch Maschinenfabrikation abgelösten Beruf, eine Handfertigkeit und Geschicklichkeit der Bewegung in dem kleinen Raum des herzustellenden Objektes. Da sich die Psychologie der Berufe noch ganz im Anfang befindet, möchte ich in meinem Fall auf die Beziehung von Anlage und Familienberuf hinweisen.

2. Meine wissenschaftlichen Bestrebungen richten sich auf die wahrheitsgetreue Darstellung der Tatbestände besonders im Gebiet der Psychiatrie. Sie sind also in ausgeprägter Weise positivistisch und methodisch, wie dies besonders in dem Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden und bei deren weiterer Anwendung hervortritt. Man kann diese Richtung als wissenschaftlichen Verismus bezeichnen. Die von mir angegebenen Methoden bezwecken sämtlich eine einwandfreie Darstellung von Erscheinungen besonders im psychologischen Gebiet. Auch diese Denkweise bringe ich mit dem Stammcharakter der väterlichen Familie in Beziehung, da ich sie bei meinem Vater in entsprechender Weise beobachtet habe.

3. Neben dieser Neigung zur Objektivierung des Gegebenen und zur Sichtbarmachung vorher unklarer Erscheinungen habe ich bei mir schon während der Gymnasiastenzeit in Jauer eine Neigung zum Erfinden wahrgenommen, die sich bei meiner Weiterentwicklung besonders auf das Gebiet der Psychophysik erstreckt hat. Dieser Zug ist bei mir auch in vielen anderen Beziehungen und Lebensverhältnissen hervorgetreten. Z. B. habe ich bei der Einrichtung der psychiatrischen Klinik in Gießen eine ganze Menge von technischen Erfindungen gemacht und angewendet, die dann mehrfach von anderer Seite nachgeahmt worden sind. Diese Neigung tritt auch in Punkten hervor, die mit meinem Fach gar nichts zu tun haben, so daß ich dabei eine angeborene Denkrichtung annehmen muß. Familiengeschichtlich deutet hierbei bisher alles, was ich über meine Mutterfamilie weiß, auf diese. Zum Erfinden gehört neben der genauesten Beobachtung des Gegebenen Phantasie, die über das zur Zeit Wirkliche hinausgeht. Allerdings ist eine exakte Beobachtung des Wirklichen Voraussetzung zum Erfinden einer brauchbaren Neuerung.

4. Parallel mit der Neigung zum Erfinden geht die zum Experimentieren, die, in einem gewissen Gegensatz zu der zum Teil begrifflich-dogmatischen Schulerziehung, bei mir schon frühzeitig auftrat und durch die naturwissenschaftliche und psychiatrische Beschäftigung immer mehr Nahrung erhielt. Auch hier geht der Grundzug des Experimentierens mit dem Zweck, mittels bestimmter Fragestellungen und methodischer Anordnung Einblick in unklare Erscheinungen zu erhalten, in meinem Leben weit über die Grenze des Faches hinaus und kann nicht durch dieses bedingt sein, wenn er auch dadurch gesteigert ist. Ich fasse diese Neigung als eine Synthese der unter 2 und 3 genannten Eigenschaften auf, da es sich beim Experiment vielfach darum handelt, auf dem Boden genauester Beobachtung neue Tatsachen herauszustellen, die vorher nur mit Hilfe der Phantasie vermutet werden konnten.

5. Neben den wissenschaftlichen Bestrebungen ist bei mir schon seit langer Zeit ein Interesse an organisatorischen Aufgaben, besonders bei dem Bau und der Einrichtung meiner Klinik, sowie im Städtewesen stark hervorgetreten. Ich habe diese vielfach mühevollen Arbeiten auf mich genommen, weil ich auf die Wahrnehmung bestimmter Zustände lebhaft reagierte und bei der Äußerung meiner Meinung immer mehr in die städtischen Angelegenheiten hineingezogen wurde. Dabei trat besonders das Interesse an baulichen Angelegenheiten hervor. Vom Standpunkt der Familienforschung läßt sich dieser Zug einerseits mit der sozialen Tätigkeit meines Vaters und dessen Stammvaters, des Bürgermeisters A. L. Sommer in Treptow an der Tollense, andererseits mit dem Familientypus des Großvaters Lange in Ratibor und des Kämmerers Lange in Groß-Glogau in Verbindung setzen. Von diesen Vorfahren habe ich erst Kenntnis bekommen, nachdem ich mich schon zwei Jahrzehnte sehr lebhaft mit organisatorischen und baulichen Angelegenheiten beschäftigt hatte.

6. Seit langen Jahren ist bei mir eine Freude am Unterrichten vorhanden gewesen, die merkwürdigerweise bis in die Knabenzeit in der Volksschule in Grottkau zurückgeht. Auch aus meiner Gymnasiastenzeit sind mir Ansätze dazu gegenwärtig. Den Grundstock meiner Bücherei habe ich von dem Geld erworben, das ich als Primaner in Jauer durch Stundengeben verdiente. Während der Dozentenzeit in Würzburg kam diese Neigung zur weiteren Entwicklung. Immer mehr suchte ich eine induktive, auf genauester Untersuchung beruhende Methode auszubilden. Hieraus sind

meine Bücher über Diagnostik und Methodenlehre entstanden. In diesem Sinne habe ich die angehenden Ärzte in der psychiatrischen Klinik unterrichtet und einen Kreis von tüchtigen Mitarbeitern gesammelt, deren Anhänglichkeit der beste Lohn für diese Bemühungen ist.

In den Familien Sommer und Lange sind bisher Mitglieder im Lehrer-, besonders Universitätslehrerstand, nicht hervorgetreten. Ich führe jedoch diese Neigung zum Unterrichten auf ein Zusammentreffen von Eigenschaften aus beiden Familien zurück, nämlich auf die methodische Art aus der Vaterfamilie und auf die Leichtigkeit des sprachlichen Ausdruckes aus der Mutterfamilie.

7. Ebenso wie zum Unterricht habe ich eine starke Neigung zur ärztlichen Tätigkeit im eigentlichen Sinne neben den organisatorischen Aufgaben meines Faches. Dabei bildete stets eine oft recht mühevolle und zeitraubende Diagnostik den Ausgangspunkt der Therapie. Die Psychophysiologie erscheint mir als der eigentliche Kern der nervenärztlichen Tätigkeit. Nur durch eine völlig gleichwertige Beachtung der körperlichen und psychischen Erscheinungen kann dieses Gebiet gefördert werden.

Auch Ärzte sind aus den Familien Sommer und Lange, nach den bisherigen Kenntnissen darüber, vor mir nicht hervorgegangen. Es handelt sich also um einen neuauftauchenden Beruf. Dieser ist auf dem Boden entgegengesetzter, einerseits vom Vater, andererseits von der Mutter stammender Anlagen, bei mir aus dem Bestreben hervorgegangen, mechanische und psychologische Interessen bei der wissenschaftlichen und ärztlichen Tätigkeit als Psychiater zu vereinigen.

Ich konnte hier nur eine Reihe von Eigenschaften herausheben, die zur Erklärung der vorstehend genannten Arbeiten dienen. Eine vollständige Selbstanalyse, die z. B. auch die Gefühls- und Charaktereigenschaften berühren müßte, gehört nicht in den Rahmen dieses Buches. — Das vorstehende Kapitel über meine Abstammung soll vor allem als methodisches Beispiel für die Familienforschung in den Fällen dienen, bei denen nicht, wie in der Soldan-Familie, eine durch lange Generationen schriftlich festgehaltene Familienüberlieferung besteht. Zugleich bildet diese Darstellung des Lebens und der Schriften einen Rechenschaftsbericht über meine nunmehr 25jährige Tätigkeit als Professor an der Universität Gießen.

Vom gleichen Verfasser sind erschienen:

Kriminalpsychologie und strafrechtliche Psychopathologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage

XII, 388 Seiten mit 18 Abbildungen. 1904. Brosch. M. 50.—.

Zeitschrift f. d. ges. Strafrechtswissenschaft: ... Eine äußerst fesselnde und originelle allgemeine Einführung, ist in der Hauptsache wohl auch für die wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes gedacht und dazu hervorragend geeignet.

Münchener med. Wochenschrift: Das Buch ist im Geiste der tatsächlichen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse geschrieben, aber mit vollem Verständnis der Vergangenheit. Die Art der Deduktion ist eine durchaus eigenartige und die Anlehnung an die Vergangenheit wird manchem die Lektüre bedeutend erleichtern. Das Buch sei Ärzten und namentlich Juristen sehr zur Lektüre empfohlen.

Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Ästhetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller

Nach einer von der Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin preisgekrönten Schrift des Verfassers dargestellt.

XIX, 445 Seiten. 1892. Brosch. M. 50.—.

Das vorliegende Buch behandelt die Entwicklung der ästhetischen und philosophischen Ideen unter Anwendung einer naturwissenschaftlichen Methode. Eine Reihe von Analysen des geistigen Zustandes der daran beteiligten Persönlichkeiten ergeben das Material, aus dessen Vergleichung der Bestand, die Umbildung und die schließlichen Formen der einzelnen Ideen sich zu einer geistesgeschichtlichen Reihe zusammenschließen. Der Verfasser hat seit Erscheinen des Buches diese analytische Methode, welche hier auf ein historisches Problem angewendet ist, unterdessen auf reale Personen im Gebiet der Psychopathologie übertragen, wobei die in der „Diagnostik der Geisteskrankheiten“ und in dem „Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden“ dargestellten Resultate die praktische Brauchbarkeit derselben erweisen.

Als Gegenstück zu der bisherigen philologisch-historischen Darstellungsweise müssen die „Grundzüge“ als Resultat der naturwissenschaftlichen Behandlung eines ideengeschichtlichen Stoffes gelten.

Inhaltlich bieten die aus der methodischen Untersuchung der einzelnen Persönlichkeiten abgeleiteten Anschauungen über den Gang der Ideenentwicklung vielfach starke Widersprüche zu weit verbreiteten Meinungen. Der Verfasser weist nach, daß sich eine völlig gesetzmäßige Entwicklung von Ideen in bezug auf Ästhetik, Psychologie und Weltanschauung vom Kartesianismus bis zu Kant und Schiller vollzogen hat.

Vom gleichen Verfasser sind erschienen:

Goethes Wetzlarer Verwandtschaft

47 Seiten mit 8 Abbildungen. 1908. Kart. M. 6.—.

Berliner klinische Wochenschrift: Der Verfasser des interessanten Aufsatzes glaubt nachweisen zu können, daß Goethe das Wesentliche seiner dichterischen Begabung und Persönlichkeit von den Vorfahren seiner Mutter, speziell von deren Großvater, geerbt hat, wie ja überhaupt die Mutter als Vermittlerin von Eigenschaften, die sie selbst zum Teil nicht zu besitzen braucht, eine viel größere Rolle spielt, als ihr im allgemeinen immer noch zuerkannt wird.

Goethe im Lichte der Vererbungslehre

125 Seiten mit 4 Bildnissen und Stammbaum. 1908. Kart. M. 12.—.

Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften: In seiner Schrift „Goethes Wetzlarer Verwandtschaft" hatte Sommer zu zeigen versucht, daß der Weg der Vererbung genialer Eigenschaften von Goethe rückwärts in die Familie der Großmutter mütterlicherseits, Anna Margarete Textor geborene Lindheimer aus Wetzlar, führt. In der vorliegenden Arbeit untersucht er, aus welchen biologischen Ursachen diese Frau eine so eigenartige und starke Vererbungskraft gehabt hat und prüft zu diesem Zweck genauer ihre Herkunft in der väterlichen und mütterlichen Richtung.

Über die Vorfahren des Vaters der Anna Margarete Lindheimer war bisher nichts bekannt, was das Vorhandensein besonderer, vor allem künstlerischer Talente in der Familie beweisen könnte. Doch kommt es nicht nur auf die direkten Ahnen an, sondern überhaupt auf derartige Erscheinungen in der Blutsverwandtschaft, soweit sie sich als mehrfach auftretender Familientypus nachweisen lassen. Hier tritt nach Sommer die Person des Botanikers Ferdinand Lindheimer in Texas in den Vordergrund. Sommer glaubt zwischen diesem und Goethe eine auffallende Menge von Ähnlichkeiten nachweisen zu können. Beide Männer hatten eine außerordentliche optische Vorstellungskraft usw. . . . . Vergleicht man damit die Vorfahren des Vaters Goethes in derselben Reihe, so zeigt sich ein außerordentlicher Unterschied des Standes und der geistigen Leistungen zugunsten eines Teiles der mütterlichen Vorfahren Goethes. In der vierten Reihe der mütterlichen Aszendenz vereinigen sich in ganz ungewöhnlicher Art die Abkömmlinge begabter Familien und bringen eine Art unbewußter Naturzüchtung zustande, der man nach Sommer eine besondere Bedeutung für die merkwürdige Vererbungskraft der Anna Margarete Lindheimer beimessen darf.

Das Problem des Gehens auf dem Wasser

Eine mechanisch-physiologische Studie

42 Seiten mit 4 Abbildungen. 1902. Brosch. M. 5.—.

195213

Biol.
S.

Author Sommer, Robert

Title Familienforschung und Vererbungslehre.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU